Behandle mich gut!

Brausdruck 5.0 348

Beschmutze mich nicht!

RANKES MEISTERWERKE

V. Band

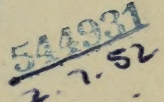
RANKES MEISTERWERKE

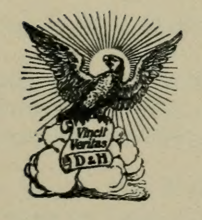
FÜNFTER BAND

Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation

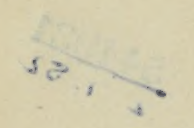
Fünfter Band







DUNCKER & HUMBLOT
MÜNCHEN UND LEIPZIG 1914



RANKES MEISTERWERKE
WURDEN IN DER PIERERSCHEN HOFBUCHDRUCKEREI STEPHAN GEIBEL & CO. IN ALTENBURG IN ZEHN BÄNDEN FÜR DIE VERLAGSBUCHHANDLUNG DUNCKER & HUMBLOT IN MÜNCHEN UND LEIPZIG GEDRUCKT. — AUSSER DER WOHLFEILEN WURDE EINE VORZUGSAUSGABE AUF REINEM HADERNPAPIER ABGEZOGEN, VON DER 200 IM ERSTEN BANDE VON 1—200 NUMERIERTE EXEMPLARE IN DEN HANDEL KOMMEN. IHRE AUSSTATTUNG ÜBERNAHM HANS VON WEBER IN MÜNCHEN. DIE KARTONAGEN, HALBFRANZ- UND GANZLEDERBDE. DIESER AUSGABE WURDEN VON DER HANDBUCHBINDEREI VON H. FIKENTSCHER IN LEIPZIG HERGESTELLT. — DIE EINBANDENTWÜRFE DER WOHLFEILEN AUSGABE STAMMEN VON MINNA VOLLNHALS IN MÜNCHEN.

Inhalt.

Neuntes Buch.

Zeiten des Interim.

Erstes Kapitel.

Reichstag zu Augsburg 1547, 1548.

Angelegenheit des Konziliums.

Siege werden bald erfochten; ihre Erfolge zu befestigen, das ist schwer.

Für Karl V. war mit dem Siege über die schmalkaldischen Stände nur erst die Hälfte der Arbeit getan: wollte er die Gedanken ausführen, von denen er beseelt war, so stand ihm noch ein Gang mit seinem eigenen Verbündeten bevor.

Wir wissen schon, wie wenig ihm die Art und Weise genugtat, in der das Konzilium unter dem Einfluß des Papstes verfuhr, jene Festsetzung der streitigen Lehrpunkte in einem Sinne, welcher die Protestanten abstoßen mußte, die er herbeizubringen gedachte; noch weniger die Translation der Versammlung, zu der man geschritten war, sobald nur von der so oft versprochenen Reform ein wenig ernstlicher die Rede sein sollte. Keinen Augenblick hatte er diese Dinge aus den Augen verloren. Er hat wohl gesagt, im Laufe des Krieges habe er mehr an Rom und das Konzilium gedacht, als an den Krieg selber. Noch war er nicht gesonnen, diese Verlegung sich gefallen zu lassen, oder auch nur die publizierten Artikel anzuerkennen.

In Bologna wagte man doch wirklich nicht, zu konziliaren Handlungen zu schreiten; man begnügte sich mit vorläufigen Besprechungen.

Wie die beiden Häupter dort einwirkten, davon ist ein Beispiel, daß, als eine solenne Session für Mitte des September angekündigt war und der Papst sich gegen Ende des August aus Rom erhob, um ihr durch seine Gegenwart so viel größeres Ansehen zu geben, — er versäumte nicht, vorher die Gestirne um die glückliche Stunde zu befragen, — der kaiserliche Gesandte ihm nacheilte und ihn durch Drohungen dahin brachte, daß die Sitzung nur in Form einer Kongregation gehalten ward.

So recht römisch kam es dem Kaiser vor, daß der päpstliche Gesandte, der ihn in Bamberg traf, ihn zu überreden suchte, seine siegreichen Waffen nun gegen England zu wenden. Er antwortete, er wolle nicht aufs neue den Hauptmann eines Mannes machen, der ihn in der Mitte der letzten Unternehmung verlassen habe. Der Nuntius erinnerte ihn mit offizieller Frömmigkeit an seine Pflichten gegen die Religion. Der Kaiser entgegnete, er wünsche nur, daß andere ihre Pflicht in dieser Beziehung so gut erfüllen möchten, wie er die seine.

Blieb er aber dabei, die Sache des Konziliums in seinem Sinne durchzusetzen, so fand er dafür eine mächtige Unterstützung in dem Übergewicht, das er jetzt in Deutschland erworben.

Am 1. September eröffnete er den Reichstag zu

Augsburg, mit einer Proposition, in der er zunächst die geistlichen Angelegenheiten da wieder aufnahm, wo sie vor zwei Jahren abgebrochen worden, aber nur unter ganz anderen Umständen und mit einer ohne Vergleich größeren Aussicht, seine Meinung durchzusetzen.

Die protestantische Korporation, welche früher nicht allein nach ihrer eigenen Meinung, sondern auch vermöge der ihr gewordenen Zugeständnisse eine gesetzliche Stellung einnahm und an der exklusiv protestantischen Idee festhielt, war nicht mehr; der Kaiser verbat sich überhaupt abgesonderte Zusammenkünfte und Beratungen. Alle, die in des Kaisers Frieden gekommen, hatten sich mehr oder minder ohne Vorbehalt zum Gehorsam in dieser Hinsicht verpflichtet. Jene protestantische Mehrheit, die sich zuletzt im Kurfürstenrate zu bilden begonnen, war durch die Katastrophe des Erzbischofs Hermann von Köln vollkommen beseitigt. Die geistlichen Fürsten, die ihre Erhaltung hauptsächlich dem Kaiser verdankten, hingen ihm mit doppelter Ergebenheit an.

Unter diesen Umständen konnte die Beschlußnahme des Reichstages, als nun der Kaiser aufs neue die Anerkennung des tridentinischen Konziliums forderte, auf keine besondere Schwierigkeit stoßen.

Der Fürstenrat, der abermals die Initiative ergriff, erklärte, der wahre Weg, die Spaltung in der Religion zu heben, sei eben der, die Erörterung einem freien gemeinen Konzil anheimzustellen, „inmaßen das

allbereit zu Trient angefangen worden". Diesem Gutachten stimmten die geistlichen Kurfürsten beinahe wörtlich bei. Nicht so entschieden war die Äußerung der weltlichen Mitglieder dieses Kollegiums; aber sie widersprachen wenigstens nicht: sie erkannten an, daß die streitige Religion auf ein „gemein, frei, christlich Concilium" remittiert werden sollte, es möge nun zu Trient gehalten werden oder an einem anderen Orte deutscher Nation. Die Städte hatten ein abweichendes Gutachten vorbereitet; aber durch die Vorstellung des kaiserlichen Rates, Dr. Hase, ließen sie sich bewegen, davon abzustehen. Hierauf konnte der Kaiser dem Papst erklären: was er mit so viel Arbeit und Eifer herbeizuführen gesucht, das sei nun geschehen: Kurfürsten, geistliche, weltliche Fürsten, sowie die Städte haben sich dem nach Trient ausgeschriebenen und daselbst begonnenen Konzilium unterworfen.

Nun enthielt aber dieser Beschluß im damaligen Augenblick nicht mehr einfach die Tatsache der Unterwerfung, sondern zugleich — denn absichtlich ward auf die Bezeichnung des Ortes viel Nachdruck gelegt — eine Erklärung gegen die Translation der Kirchenversammlung. Schon gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft hatten die geistlichen Fürsten den Papst einmütig um die Zurückverlegung ersucht. Dieses Begehren ward jetzt durch den allgemeinen Beschluß der Stände gewaltig verstärkt.

Und dabei blieben sie nicht stehen. Hatte der Kaiser

die Publikation der zu Trient gefaßten Beschlüsse gemißbilligt, so traten ihm auch darin die Stände bei. Die Fürsten, denen jene Festsetzungen wenigstens amtlich noch nicht mitgeteilt worden, forderten: wenn in den streitigen Artikeln bereits etwas beschlossen sei, so müsse das doch aufs neue vorgenommen und vor allem erst die Erklärung der Protestierenden darüber gehört werden. Jene dogmatischen Bestimmungen, auf welchen später die Rechtgläubigkeit der katholischen Kirche zu beruhen geschienen, wollte fürs erste so wenig das Reich wie der Kaiser anerkennen. Es versteht sich, daß die protestantisch gesinnten Mitglieder beider Räte hierin noch eifriger waren. Die weltlichen Kurfürsten forderten ausdrücklich die Reassumption der schon beschlossenen Artikel; sie fügten hinzu: nur nach der Norm der göttlichen Schrift würden dieselben zu entscheiden sein. Die Stimmung zeigte sich überhaupt ganz entschieden. Vergebens trug Leonhard Eck darauf an, daß man, um weitergehende Fragen abzuschneiden, den Papst als Vorsitzer des Konziliums bezeichnen solle: die Zeiten seines Einflusses und Übergewichtes waren vorbei; in dem Ratschlage des Fürstenrates findet sich nichts hievon. Dagegen lautet das Gutachten der weltlichen Kurfürsten dahin, daß der Papst die Mitglieder des Konziliums aller Pflichten, mit denen sie ihm verwandt seien, erledigen und dem Konzilium unterworfen sein solle; eine Reformation an Haupt und Gliedern brachten sie aufs neue in Anregung. Und noch lebhafter drückten sich die

Städte aus: die Entscheidung über die streitigen Artikel dürfe mit nichten Seiner Hoheit dem Papste (das Wort Heiligkeit vermieden sie) und den Anhängern desselben überlassen, sie müsse frommen, gelehrten, gottesfürchtigen und von allen Ständen dazu auserwählten Personen, die von jeder Verpflichtung befreit worden, anheimgestellt werden.

Auf Forderungen dieser Art konnte und mochte Karl V. nun zwar in diesem Augenblicke nicht eingehen. Auf keinen Fall aber war ihm ein Bestreben zuwider, das auf eine Erhöhung der kaiserlichen Gewalt und eine Einschränkung derjenigen zielte, mit der er sein ganzes Leben hindurch zu kämpfen gehabt und soeben wieder in heftige Irrungen verwickelt war. Am Reichstage verlautete das Wort, daß der Kaiser Präsident des Konziliums sein müsse, nicht der Papst. In den Reichsbeschlüssen war von keinem Vorbehalt päpstlicher Einwilligung die Rede; der Kaiser versprach in seinem eigenen Namen, daß das Konzilium in Trient gehalten und die ganze Traktation — er bediente sich hiebei der Ausdrücke, welche die weltlichen Kurfürsten gebraucht und die auf die ältesten Schlüsse in dieser Sache zurückwiesen — gottselig, christlich, nach göttlicher und der alten Väter heiliger Lehre und Schrift vorgenommen und zu Ende geführt werden solle. Die weiteren Anträge der Kurfürsten verwarf er doch nicht geradezu; er bat nur auch in dieser Hinsicht um das volle Vertrauen der Stände.

Hatte der Papst die Zeit des Krieges benutzen können, um das Konzil auf seine Weise zu leiten, so machte der Erfolg der Waffen es wieder dem Kaiser möglich, sich dieser Direktion mit größtem Nachdruck zu widersetzen.

Am 9. November fertigte er den Kardinal von Trient, Christoph Madrucci, nach Rom ab, um die Zurückverlegung des Konziliums, auf welche er bisher so standhaft gedrungen, nun auch im Namen des Reiches zu fordern.

Der Kaiser erwähnte in der Instruktion, daß er die Anträge, welche zum Nachteil der päpstlichen Autorität gemacht worden, nicht angenommen; er versicherte ausdrücklich, daß das Konzilium im Fall einer Vakanz dem Wahlrecht der Kardinäle keinen Eintrag tun solle; aber da jetzt das heilige Werk geschehen, daß sich das Reich dem Konzilium einfach unterwerfe, so möge nun auch der Papst die Umstände, die so günstig seien, wie man sie niemals hätte hoffen dürfen, benutzen und das Konzilium nach Trient zurückführen: damit werde er seine Pflicht gegen Gott und seine Würde erfüllen.

Was würde wohl geschehen sein, wenn die beiden Oberhäupter sich verstanden, eine ernstliche Verbesserung der augenscheinlichen Mängel vorgenommen und dann mit vereinten Kräften und ungeteilter Autorität auf die Herstellung der alten Kirchenformen hingearbeitet hätten? Würden sie bei einiger Nachhaltigkeit des Verfahrens damit nicht wirklich haben durchdringen können?

Es war ein großes Schicksal, daß in dem entscheidenden Augenblicke die Erbitterung zwischen beiden größer war als je.

Paul III. fürchtete nichts mehr, als die Übermacht eines neu emporkommenden Kaisertums. So auffallend es auf allgemeinem Standpunkt aussieht, daß er im Frühjahr 1547 dem Vorfechter des Protestantismus eher den Sieg wünschte, so gewiß ist es doch: mit Freuden vernahm er die Nachricht von jenem Rochlitzer Ereignis; der Hof gab zu erkennen, wie sehr er wünschte, den Kaiser in Ungelegenheiten verwickelt zu sehen. Den König Franz ließ man von Rom aus noch wissen, er könne nichts Nützlicheres tun, als diejenigen unterstützen, von denen dem Kaiser Widerstand geleistet werde; mit dem Nachfolger desselben, Heinrich II., trat der alte Papst sofort in die engste Verbindung; er brachte die Vermählung seines Enkels Horatio mit einer natürlichen Tochter des neuen Königs zustande. Hierauf war von einer dem Kaiser entgegenzusetzenden Ligue zwischen Frankreich, Venedig und dem Papst unaufhörlich die Rede. Alle Gegner des Kaisers und seiner Partei sahen in dem Papst und seinem Hause ihre natürlichen Häupter. Pier Luigi Farnese, der Sohn des Papstes, hatte an allen Bewegungen gegen den Kaiser einen mehr oder minder zutage liegenden Anteil.

Welch ein Schlag ohnegleichen war es da, daß eben dieser Pier Luigi am 10. September 1547 in Piacenza ermordet ward!

Er hatte daselbst im Sinne der italienischen Tyrannen alter Schule regiert, die Vorrechte der Edelleute aufgehoben, die Bauern diesen zwar gleichgestellt, aber dann mit harten Fronen belastet, eine Menge Gesetze gegeben, die nur darauf berechnet schienen, diejenigen zu strafen, welche sie übertreten würden, und ihre Güter zu konfiszzieren, was dann ohne weiteres geschah. Soeben baute er sich ein Schloß, zu welchem er geweihte Plätze eingezogen, Häuser von Witwen und Waisen niedergerissen; man sagte wohl, er werde die Angesehensten seines Gebietes dahin einladen und es mit ihrem Blute dem Satan weihen. So zog er denn auch das Schicksal der alten Tyrannen über sich herein. Eine Verschwörung bildete sich, der er erlag.

Wie die Dinge der Welt einmal standen, so griff diese Ermordung mit allen großen Ereignissen zusammen.

Der kaiserliche Befehlshaber in Mailand, Ferrante Gonzaga, der längst mit Mißvergnügen wahrgenommen, daß Pier Luigi französische Soldaten nach Piacenza kommen ließ, säumte keinen Augenblick, diese Stadt jetzt im Namen des Reiches, das seine Ansprüche daran niemals aufgegeben, in Besitz zu nehmen. Man glaubte allgemein, er habe das Unternehmen der Verschworenen gekannt und sei damit einverstanden gewesen. Der florentinische Gesandte versichert es mit Bestimmtheit, und so verhielt es sich in der Tat. Gonzaga hat die Sache vorbereitet und geleitet; auch der Kaiser hat darum gewußt; er wünschte nur, daß

das Leben Pier Luigis geschont würde. Dennoch hat Gonzaga im Namen des Kaisers den Verschworenen in einer besonderen Kapitulation die Versicherung gegeben, daß sie um keines Mordes willen, der bei dem Aufstande geschehen könnte, zur Rechenschaft gezogen werden sollten. Daraufhin ist Pier Luigi getötet worden.

Es ist nicht zu beschreiben, in welche Stimmung von Haß und verhaltener Wut der Papst durch dies Ereignis und die Vermutung, die man daran knüpfte, geriet.

Don Diego Mendoza berichtet, er habe gesagt, wenn man ihm Piacenza nicht wiedergebe, so werde er sich helfen, so gut er könne, und sollte er die Hölle zu Hilfe rufen. Mendoza ist überzeugt, ein Bund mit Frankreich sei dem Abschluß nahe; man denke den Herzog von Guise zum König von Neapel zu machen. Ein Wort des Kardinals Farnese, der heilige Vater werde sich mit jemandem verbinden, von dem man es nicht denke, deutet auf das Vorhaben eines Bundes mit dem Sultan. Dem Gesandten dagegen ging der Gedanke durch den Kopf, sich im Namen des Kaisers der Engelsburg zu bemächtigen: wäre nur der Verdacht nicht so wachsam gewesen!

Diese weltliche Entzweiung machte nun den in den geistlichen Geschäften eingetretenen Bruch vollends unheilbar. Der Papst sah in den Anträgen, die der Kardinal Madrucci brachte, doch nichts als eine neue Feindseligkeit: er wußte sehr wohl, daß die Forderung

der Zurückverlegung noch keineswegs das letzte Wort des Kaisers enthielt.

Dazu aber, diese Forderung geradehin zurückzuweisen, war jedoch seine Stellung auch nicht angetan. Wie der Kaiser, so mußte auch er maßhaltend, mit der nötigen Rechtfertigung vor der Welt erscheinen.

Zuerst legte er die Sache einer Deputation von Kardinälen vor. Deren Urteil war, daß Kaiser und Reich es nicht übel deuten könne, wenn Se. Heiligkeit in der wichtigen Angelegenheit die in Bologna versammelten Prälaten selbst zu Rate ziehe.

Sehr besonders: dieselbe Versammlung, deren Berechtigung der Kaiser leugnete, wurde aufgefordert, sich über die Anträge zu äußern, die er gegen sie machte.

Und diese lehnte nun nicht mit dürren Worten ab, nach Trient zurückzugehen; aber sie machte Bedingungen, die ebensogut waren, wie eine vollkommen abschlägige Antwort. Vor allem sollten die in Trient zurückgebliebenen Prälaten nach Bologna kommen und sich mit ihr vereinigen; dann wollte sie im voraus wissen, ob die deutsche Nation sich dem Konzil dergestalt unterwerfe, daß sie die in Trient beschlossenen und bereits bekanntgemachten Dekrete über die Glaubensfragen anerkenne, solche niemals in Zweifel zu ziehen sich verpflichte, ferner, ob der Kaiser nicht etwa die bisher beobachteten konziliaren Formen abzuändern gedenke, ob es der Mehrheit des Konziliums

freistehen werde, über neue Translation oder Beendigung definitiv zu beschließen.

Eine Antwort, die den Forderungen der deutschen Nation und den Absichten des Kaisers schlechthin entgegenlief. Der Papst händigte sie dem kaiserlichen Bevollmächtigten als seine eigene ein; dieser erkannte, daß hier weiter nichts auszurichten sei, und trat seine Rückreise an.

Dem Kaiser konnte dies wohl nicht unerwartet kommen; er war entschlossen, es nicht zu dulden, sondern die alte Drohung einer feierlichen Protestation endlich zu vollführen.

Auf die förmlichste Art von der Welt kam es zum Bruche zwischen beiden Gewalten.

Am 16. Januar 1548 erschienen die kaiserlichen Prokuratoren, zwei Spanier, Lizentiat Vargas und Doktor Velasco, in der Versammlung der Prälaten zu Bologna. „Wir sind hier", begann der Lizentiat, „im Namen unseres Herrn, des römischen Kaisers, um einen Akt auszuführen, den Ihr längst erwartet. Ihr sehet wohl, welch ein Unglück der Welt bevorsteht, wenn Ihr hartnäckig auf einer Meinung beharren wollt, die Ihr einmal, ohne die gehörige Vorsicht, ergriffen habt." — „Auch ich bin hier," entgegnete der Legat Monte, „im Namen Sr. Heiligkeit, des unzweifelhaften Nachfolgers Petri, Stellvertreters Jesu Christi, und hier sind diese heiligsten Väter, die das Konzilium unter Einwirkung des heiligen Geistes fortsetzen wollen, nachdem es rechtmäßig, aus Grün-

den, die sie selber gebilligt haben, von Trient verlegt ist. Wir bitten Se. Majestät, ihre Meinung zu ändern und uns ihren Schutz zu gewähren; denn man weiß, wie schwere Strafen sich diejenigen zuziehen, die ein Konzilium stören, wie hoch auch die Würde sein möge, mit der sie bekleidet sind".

Nachdem hierauf die kaiserliche Vollmacht vorgewiesen war — das Original auf Pergament, von dem ausdrücklich bemerkt wird, daß darin ausgestrichen oder radiert gewesen sei, mit dem kaiserlichen Insiegel —, verlas Velasco die Protestation, in welcher der Kaiser aus den öfter erwähnten Gründen, die er noch einmal zusammenfaßte, die unverzügliche Rückkehr der versammelten Prälaten nach Trient forderte. Würden sie sich, was er nicht hoffe, dazu nicht entschließen, so protestiere er hiemit, daß die Translation unrechtmäßig und samt allem, was darauf folge, null und nichtig sei. Ihnen, die sich Legaten nennen, und den hier versammelten, größtenteils von dem Winke des Papstes abhängigen Bischöfen könne unmöglich das Recht zustehen, in Sachen des Glaubens und der Reformation der Sitten der christlichen Welt Gesetze vorzuschreiben, am wenigsten für eine ihnen nicht eigentlich bekannte Provinz; die Antwort, welche sie und Se. Heiligkeit dem Kaiser gegeben, sei unangemessen, voll von Unwahrheiten, nichts als Täuschung. Er selbst, der Kaiser, müsse sich der vom Papste vernachlässigten Kirche annehmen und alles tun, was nach Recht und Gesetz, nach altem Herkommen und

der öffentlichen Meinung der Welt ihm zukomme, kraft seines Amtes als Kaiser und als König.

Der Legat erwiderte, von dem, was er getan, wolle er Gott Rechenschaft geben; dulden aber könne er nicht, daß die weltliche Gewalt sich anmaße, ein Konzilium zu beherrschen.

Wir sehen: er hielt an seinem Begriffe von der Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt fest und ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Anderen aber war doch nicht wohl zumute. Der Sekretär des Konziliums schließt seinen Bericht hierüber mit dem Gebet, daß dieser Tag nicht der Anfang des größten Schisma in der Kirche Gottes sein möge.

Die Protestation ist eigentlich eine geistliche Kriegserklärung. Der Kaiser war gesonnen, die Feindseligkeit, die er auf diesem Gebiete begann, so ernstlich auszuführen, wie jemals eine andere.

Die vornehmste Maßregel, die er hiezu ergriff, ist aber so durchaus reichsoberhauptlich und bildet ein so wesentliches Stück seiner Reichsverwaltung, daß wir wohl am besten tun, diese zuvörderst in ihren nächsten weltlichen Beziehungen ins Auge zu fassen.

Weltliche Einrichtungen im Reiche.

Wir berührten oben, welche Pläne höchst umfassender Art den Kaiser durchflogen, als er den Krieg unternahm.

Wollte er aber das Reich einmal erblich machen,

wie er dachte, so mußte er es vor allem regieren; er mußte sich in dem Vereine autonomer, selbständiger Mächte, die ihn umgaben, ein Übergewicht verschaffen, durch welches sie genötigt wurden, dem Antriebe zu folgen, den er ihnen geben wollte.

Es ist sehr merkwürdig, daß er dies anfangs weniger auf dem Wege der Verfassung, als durch einen Bund zu tun beabsichtigte.

In den ersten Jahren seiner Regierung hatte er empfunden, welch ein Moment der Macht in dem schwäbischen Bunde lag: sowie jetzt sein Glück wieder besser wurde, faßte er den Plan, denselben zu erneuern und zu erweitern, und unaufhörlich sehen wir ihn seitdem dahin arbeiten.

Den Kapitulationen der oberländischen Stände wurden Ausdrücke einverleibt, an welche man später die Zumutung knüpfen konnte, in einen Bund dieser Art zu treten. Im Februar 1547 dachte Karl in Person eine Versammlung in Frankfurt zu halten, um denselben zustande zu bringen; wir finden seine Abgeordneten, Kaspar von Kaltenthal und Heinrich Hase, jenen Franken durchreisen, diesen die schwäbische Ritterschaft versammeln, um dazu vorzubereiten. Solange jedoch mächtige Feinde im Felde standen, ließ sich hievon wenig Erfolg erwarten. Erst Ende des Mai, nachdem der sächsische Krieg glücklich beendigt worden, eröffnete sich wirklich ein Bundestag zu Ulm, an welchem der Bischof von Augsburg und Markgraf Johann von Küstrin, dieser eigentlich anstatt König

Ferdinands, der noch in Böhmen beschäftigt war, als kaiserliche Kommissare auftraten, die alte Bundesformel vorlegten und zur Annahme derselben einluden.

Bei weitem mächtiger aber wäre dieser Bund geworden als der frühere. Er sollte das ganze Reich umfassen, die einzige zugelassene Einung bilden, mit Bundesrichtern versehen sein, um jede innere Streitsache ohne viele Weitläufigkeiten zu Ende zu bringen; der Landfriede sollte darin auf das ernstlichste gehandhabt, jeder Vergewaltigte namentlich vor allen Dingen wieder in seinen Besitz hergestellt, dann erst seine Sache untersucht werden. Die Reichsverfassung war mit Förmlichkeiten überladen; bei dem Eintritt in die verschiedenen Kollegien ward schon jedes Mitglied vom Gefühl seiner Selbständigkeit erfüllt; Heimbringen, Protestieren war fast herkömmlich geworden. In einem Bunde dagegen, welcher die Voraussetzung freiwilliger Teilnahme für sich hatte, waren die Beschlüsse einmütiger, durchgreifender; wenigstens der schwäbische hatte kein Heimbringen gestattet; den Schlüssen der Bundesräte zu folgen war ein jeder verpflichtet.

Es liegt am Tage, wie da das Übergewicht der Macht sich bei weitem eher durchsetzen konnte als im Reiche; der Kaiser, der mit den österreichischen und niederländischen Landschaften beizutreten gedachte, würde den Bund ohne Zweifel beherrscht haben. Die herkömmliche Autorität des Reichsoberhauptes würde

durch die Bundesgewalt zu doppelter Energie gelangt sein.

Eben darum mußte aber dieser Entwurf doch auch den größten Widerspruch hervorrufen.

Die Städte bemerkten mit Schrecken, daß sie fortan an allen Kriegen des Hauses Österreich in oberen und niederen Landen würden teilnehmen müssen; schon die Unkosten der Zusammenkünfte würden ihnen lästig fallen, die unaufhörlichen Hilfsleistungen aber sie zugrunde richten; ihr gewerblicher Verkehr mit den benachbarten Ländern, wie England und Frankreich, würde sie doppelter Gefahr aussetzen.

Die Räte der Fürsten überlegten, daß sogar die Territorialhoheit dadurch in Gefahr geraten dürfte. Bischöfe, Grafen und Herren würden sich von der Regierung des Fürsten absondern, dessen Schutz ihnen nicht mehr nötig sei, sobald aller Schutz vom Bunde ausgehe. Kurfürst Moritz erinnerte, die Erbeinung der Häuser Hessen, Brandenburg und Sachsen, durch welche die Kaiser oftmals genötigt worden, mit deren Rate zu handeln, werde nicht mehr bestehen; das sächsische Recht, um deswillen man von der Appellation befreit sei, und viele andere Privilegien würden bedroht werden.

Wilhelm von Bayern, der wieder in sehr katholischem Eifer war, fand eine Verbindung mit protestantischen Fürsten auch darum untunlich, weil man dann genötigt werden könnte, dem Reformationswesen zuzusehen.

Es war schon von schlechter Vorbedeutung, daß der Kaiser in Ulm nicht vorwärts kam und die Verhandlung über den Bund an den Reichstag ziehen mußte. Hier ließ er sie allerdings nicht sogleich fallen: der vorgelegte Entwurf ward von den beiden höheren Kollegien begutachtet, ein Schriftwechsel auf die herkömmliche Weise darüber eingeleitet, wohlverstanden jedoch, mit dem Vorbehalt der Unverbindlichkeit; endlich ward, nach langer Weigerung der Kurfürsten, ein gemeinschaftlicher Ausschuß darüber niedergesetzt. Soweit können wir die Sache verfolgen; wie nun aber der Ausschuß zusammentreten soll, wo dann jeder weitere Schritt eine wirkliche Verpflichtung in sich geschlossen haben würde, hören die Akten auf, darüber zu berichten; die Städte selbst sind verwundert, daß man davon nichts weiter an sie bringt: alles ward rückgängig.

Es wirkte wohl zusammen, daß die Fürsten eine unüberwindliche Abneigung an den Tag legten, der Kaiser dagegen die Aussicht fassen durfte, zu einigen der für ihn bedeutendsten Zwecke, die er bei dem Entwurf hatte, in den Formen des Reichstages zu gelangen.

In seiner Proposition hatte er außer den religiösen Angelegenheiten auch die übrigen herkömmlichen Gegenstände der Reichsberatung, Landfrieden, Kammergericht, Anschläge zur Sprache gebracht.

Schon bei den beiden ersten gelang es ihm, das religiöse und reichsoberhauptliche Interesse, worauf es

ihm vor allem ankam, bestens wahrzunehmen. Als Verletzungen des Landfriedens wurden jetzt auch die Beraubungen der Geistlichen ausdrücklich bezeichnet: neben Schlössern, Städten, Dörfern, die niemand angreifen dürfe, erscheinen zum ersten Male auch Kirchen, Klöster, Klausen, die Jurisdiktionen ganz im allgemeinen. Die Kurfürsten hatten vorgeschlagen, die Versammlungen herrenlosen Kriegsvolkes ohne Ausnahme zu verbieten; Kaiser und Fürsten beliebten, daß sie nur dann zerstreut werden sollten, wenn sie nicht vielleicht eine Erlaubnis des Kaisers und Königs nachweisen könnten.

Nachdem jene Besorgnisse gehoben waren, welche der Bundesentwurf erweckt hatte, zeigte sich überhaupt eine sehr enge Verbindung des Kaisers mit dem Fürstenrate. Die Fürsten drangen darauf, daß fortan, wie früher, sämtliche Mitglieder des Kammergerichtes dem katholischen Glauben angehören sollten. Der Kaiser gab es ihnen nach.

Dagegen forderte der Kaiser, daß ihm für diesmal die Besetzung des Kammergerichtes allein anheimgestellt würde. Er brachte dabei die alte Gerechtsame des Kaisertums, das Gericht am Hofe zu halten, in Erinnerung. Die Fürsten gaben nach.

Hierauf schritt man zur Abfassung einer neuen Kammergerichtsordnung. Zwei alte Beisitzer, Dr. Visch und Dr. Braun, sahen die bisherigen Konstitutionen durch, brachten sie in Ordnung und stellten, wo sie Mängel und Lücken bemerkten, ihre eigenen

Vorschläge auf. Mit aller Weitläufigkeit, welche legislativen Arbeiten ständischer Versammlungen eigen ist, verfuhr man bei der Beratung. Zuerst ging ein ständischer Ausschuß Artikel für Artikel durch, wobei er denn besonders die neuen Vorschläge in Betracht zog, über welche er seine Bemerkungen machte. So revidiert, gelangte der Entwurf an die beiden Kollegien der Fürsten und der Kurfürsten, wo er ebenfalls von Anfang bis Ende durchgesprochen ward. Die Kollegien setzten sich alsdann mit dem Kaiser in Verbindung, der nun auch seine Bemerkungen machte, worüber man hin und her schrieb, bis man sich endlich vereinigte. Die Weitschichtigkeit dieses Verfahrens hinderte jedoch nicht, die vorwaltenden Interessen, namentlich der Fürsten, die der Kaiser jetzt gewähren ließ, im Auge zu behalten. Bei der Bestimmung, wie die Präsentation in Zukunft vorgenommen werden sollte, ward des Anteils der Grafen, Prälaten und Herren nur noch in einem Kreise gedacht. Gern hätten die Städte an der Beratung einer Sache teilgenommen, von der, wie sie sagten, ihr Genesen und Verderben abhänge; sie blieben aber davon ausgeschlossen.

Überhaupt erfreuten sich die Städte an diesem Reichstage keiner besonderen Berücksichtigung. Auf ihre Klage, daß der Landfriede die Straßen noch immer nicht sichere, das Geleit keinen Schutz gewähre, obgleich man gezwungen sei, sich dasselbe zu verschaffen, auf ihre Bitte, die Obrigkeiten für jede Gewalttat, die in ihrem Gebiete geschehe, verantwortlich zu

machen, nahm der Kaiser in seiner Resolution auch nicht mit einer Silbe Rücksicht.

Und nicht besser ging es ihnen, als nun die Reichsanschläge zur Beratung kamen. Die Fürsten bewilligten dem römischen Könige zur Bewahrung seiner Grenzen gegen die Türken 50 000 Gulden; bei der Verteilung derselben legten sie den Anschlag von Kostnitz zugrunde, gegen welchen die Städte immer protestiert hatten. Diese versäumten nicht, zu bemerken, daß dergestalt fast die Hälfte der ganzen Summe auf sie falle. Sie gaben an, von einigen unter ihnen fordere man fast so viel Mannschaft, als sie Bürger hätten, von anderen nicht viel weniger Geld als ihr ganzes Einkommen betrage. König Ferdinand erwiderte, ihre Klage möge gegründet sein; aber von dem Fürstenrate lasse sich nun einmal keine Abänderung des gefaßten Beschlusses erwarten; er gäbe den ehrbaren Städten zu bedenken, daß ihnen ihrer Gewerbe halber noch mehr an einer Bewahrung der Grenzen liegen müsse, als den Fürsten.

Im Grunde eine sehr natürliche Folge der Ereignisse. Die Städte waren immer in der Opposition gewesen; der Fürstenrat hatte sich dem Prinzip, das den Sieg behauptete, am nächsten gehalten. Das wirkte in den Festsetzungen des Reichstages nach.

Überdies kamen eben bei diesen Beratungen ein paar Angelegenheiten zur Sprache, in denen der Kaiser der Gunst der Fürsten bedurfte, und die ihm höchlich am Herzen lagen.

Von allen die wichtigste war die nähere Verbindung der Niederlande mit dem Reiche, wie schon der Bundesentwurf dahin gezielt hatte. Da es mit diesem nicht gelungen war, so suchte man nun auf dem gewohnten Wege zum Ziele zu kommen. Königin Maria erinnerte den Kaiser, die Gelegenheit nicht zu versäumen: er könne nie eine bessere finden.

Nun dürfte man aber nicht glauben, die Absicht der niederländischen Regierung sei gewesen, die reichsständischen Rechte und Pflichten schlechthin zu teilen; nichts würde ihr leichter geworden sein.

Schon unter Maximilian, der die zu seiner Zeit vereinigten Niederlande als den burgundischen Kreis bezeichnete, suchte das Kammergericht dieselben seiner Jurisdiktion zu unterwerfen und sie zu den Reichsanschlägen herbeizuziehen. Seitdem hatte das Haus Burgund auch Utrecht und Geldern, die zu dem westfälischen Kreise gehörten, erworben; weder das Kammergericht noch die Versammlungen des Kreises hatten sich dadurch abhalten lassen, diese Länder nach ihrem bisherigen Verhältnis zu behandeln. Allein von den Niederlanden aus hatte man ebenfalls von jeher sowohl gegen das eine wie gegen das andere remonstriert; im Jahre 1542 war die Sache am Reichstage in aller Ausführlichkeit verhandelt worden. Auch jetzt, obwohl im Besitze einer Reichsgewalt, wie sie seit Jahrhunderten keiner seiner Vorfahren gehabt, setzte sich der Kaiser dagegen. Er bemerkte, die Errichtung des burgundischen Kreises sei niemals zur

Wirksamkeit gelangt: über Menschengedenken sei daselbst von keinem Prozeß des Kammergerichtes die Rede gewesen; dasselbe aber sei von Geldern und Utrecht zu sagen: nach dem Berichte der Stände von Geldern seien die Reichsanschläge von ihnen niemals gefordert, geschweige denn geleistet worden; die Landschaft des Stiftes Utrecht habe sich geweigert, die Auslagen wiederzuerstatten, welche Königin Maria bei der letzten Türkensteuer für sie gemacht habe.

Ich möchte nicht behaupten, daß dies nun auch die Überzeugung des Kaisers und seiner Räte gewesen sei: derjenige kaiserliche Rat wenigstens, der diese Sache in Augsburg bearbeitete, Viglius van Zuichem, sagte später den Holländern, als sie Miene machten, eine zugunsten des Reiches geforderte Auslage zu verweigern, nach altem Recht würden sie verpflichtet sein, zehnmal so viel beizutragen.

Das Interesse der niederländischen Regierung war, etwas für sich zu sein, die Einwirkungen des Reiches so wenig wie möglich zu empfinden und doch den Schutz desselben zu genießen.

In einer Instruktion der Königin Maria heißt es: zur Sicherheit der Niederlande sei es wünschenswert, ein Offensiv- und Defensivbündnis derselben mit dem Reiche zu schließen, ohne die Landschaft doch darum in ihren Freiheiten zu beeinträchtigen und dem Reiche zu unterwerfen.

Der Kaiser hoffte dies dem Wesen nach zu erreichen, indem er sich endlich bereit erklärte, mit seinen Erb-

niederlanden in den Reichshilfen immer mit einer bestimmten Summe aufzukommen, wogegen man jedoch dieselben sämtlich in einen Kreis begreifen und in ihren Exemtionen von den Reichsgerichten bestätigen müsse.

Die Dinge lagen so, daß die Stände dieses dem Kaiser bei weitem mehr als dem Reiche vorteilhafte Begehren dennoch nicht ablehnten.

Sie forderten ihn zunächst auf, die Lande, die er in einen Kreis zu vereinigen gedenke, namentlich zu bezeichnen, und anzugeben, welche Leistungen er von denselben verspreche und was er dagegen vom Reich erwarte.

In seiner Antwort am 14. Mai zählt nun der Kaiser seine gesamten Erbniederlande auf: — die vormals französischen, Flandern und Artois, so gut wie die neuerworbenen, Utrecht, Overyssel, Gröningen, Geldern, Zütphen; selbst Maastricht schließt er ein. Das Reich soll sich verbinden, sie wie andere seiner Glieder zu verteidigen, ohne ihnen darum ihre Exemtionen zu entreißen; dafür will er den Anschlag eines Kurfürsten zwiefach zahlen.

Die Stände waren nicht sogleich mit ihm einverstanden: sie bezweifelten die Gültigkeit jener Exemtionen; sie hielten einen dreifachen Anschlag für billiger. Aber der Kaiser blieb bei seinen Behauptungen; sogar die Freiheit des lotharingischen Reiches, die auf seine Vorfahren und demnach auf ihn fortgeerbt sei, brachte er in Erinnerung; was den An=

schlag betrifft, so bemerke er, daß die Niederlande schon an sich für die Bewachung ihrer für das ganze Reich so wichtigen Grenzen sorgen müßten; ein Mehreres lasse sich von ihnen nicht erlangen.

Kurfürsten und Fürsten erklärten hierauf, es sei nicht ihre Meinung, sich mit kaiserlicher Majestät in Disputation einzulassen, und nahmen den Vorschlag an.

So kam der burgundische Vertrag zustande, der am 26. Juni vollzogen worden ist. Der Kaiser gelangte durch denselben zu allen seinen Absichten.

Daß seine Erblande als ein einziger Kreis betrachtet wurden, beförderte die Regierungseinheit, nach welcher er überhaupt trachtete, und befreite ihn von dem fremdartigen Einfluß benachbarter Kreisversammlungen. Es hatte für sein Haus den größten Wert, daß Flandern und Artois, über welche Frankreich noch immer die Oberherrlichkeit in Anspruch nahm, so oft es auch darauf Verzicht geleistet, als Teile des Reiches betrachtet, in desselben Schutz und Schirm aufgenommen wurden. Der zwiefache Anschlag eines Kurfürsten war dafür gewiß kein zu hoher Preis, da die meisten europäischen Kriege ohnehin die Niederlande betrafen und die Feindseligkeit gegen die Türken, die einzige, auf die es noch außerdem ankam, ein anderes dynastisches Interesse darbot. Man trug Sorge, jeden weiteren Anspruch zu beseitigen. Würde z. B. der Reichstag einmal einen gemeinen Pfennig einzubringen beschließen, dann sollten, so ward fest-

gesetzt, die Niederlande, statt den Beschluß auszuführen, nichts weiter als eine Summe zahlen, derjenigen gleich, welche diese Auflage in zwei Kurfürstentümern am Rhein einbringe. Übrigens ward die innere Unabhängigkeit der Provinzen jetzt erst eigentlich bestätigt. Ausdrücklicher als jemals ward zugestanden, daß des Reiches Ordnungen und Satzungen sie nicht verpflichten sollten. Und zwar geschah dies in derselben Urkunde, in welcher man ebenfalls ausdrücklicher als jemals früher festsetzte, daß der Erb- und Oberherr dieser Niederlande Sitz und Stimme am Reichstage haben solle wie Österreich. Es liegt ein sonderbarer Widerspruch darin, daß der Kaiser in demselben Augenblicke, wo er die Ernennungen zum Kammergericht in seine Hand nimmt, sich zugleich so angelegentlich bemüht, sein Erbland von demselben zu eximieren, und ist doch sehr gut zu erklären. Reich und Kaisertum fallen noch mit nichten zusammen; dies ist vorübergehend, jenes bleibt immer. Die Politik der vorwaltenden Mächte ist es allezeit gewesen, selber Einfluß auszuüben, aber keine Rückwirkung zu erfahren.

In diesem Augenblicke setzte der Kaiser aber noch eine andere, sehr ungewohnte, für seine Gewalt sehr bedeutende Bewilligung durch.

Wie es bei jenem Bundesentwurf einer seiner vornehmsten Gedanken gewesen war, sich die Mittel zur Fortsetzung des Krieges zu verschaffen, so trug er jetzt auch bei dem Reich, über das er so viel vermochte, auf

Bildung „eines Vorrates“, d. i. einer Reichskriegskasse, an: denn vor allem sei es nun auch nötig, den erlangten Frieden zu erhalten; er könne nicht dafür stehen, ob sich nicht gar bald jemand innerhalb des Reiches auflehnen oder ein auswärtiger Fürst das Reich, wenn auch nur durch geheime Politik, anfechten werde; nun wisse jedermann, welchen Nachteil die bisherige Unverfassung veranlaßt habe, verfaßte Hand dagegen wehre Beschwerungen ohne Mühe ab; ihm, der schon so viele Bürden trage, könne man keine weitere Anstrengung zumuten; er müsse die Stände ersuchen, einen namhaften Geldvorrat zusammenzubringen, der dann, aber nicht ohne ihr Vorwissen, zur Erhaltung Friedens und Rechtens angewendet werden solle.

Eine Summe Geldes in der Hand eines ohnehin so mächtigen Kaisers, um jede innere Bewegung auf Kosten des Reiches zu ersticken, wahrhaftig, man braucht nicht zu erörtern, wie sehr dieser Gedanke außerhalb alles Herkommens deutscher Stände lag. Auch fand derselbe, wie wir aus den Protokollen des Kurfürstenrates sehen, starken Widerstand. Mainz bemerkte: durch die letzten Kriege sei ein jeder in seinem Kammergut erschöpft; eine neue Forderung an die ohnehin beschwerten Untertanen dürfte Unruhen veranlassen. Brandenburg meinte, der Kaiser sei wohl an sich mächtig genug, zumal bei den Ordnungen des Kammergerichts und des Landfriedens, einen auftauchenden Widerstand zu erdrücken; man möge doch

ja nicht etwas bewilligen, was dann vielleicht nicht geleistet werden könne. So erklärten sich auch Pfalz und Trier. Sachsen wünschte wenigstens Aufschub. Köln, jetzt am meisten kaiserlich gesinnt, riet doch in diesem Falle, den Kaiser lieber mit der Beitreibung der noch aus dem letzten Türkenkriege rückständigen Steuer zu befriedigen. Genug, sie waren im Grunde alle dagegen.

Allein es schien jetzt, als könne das Reich dem Kaiser nichts mehr abschlagen. Ein Ausschuß ward niedergesetzt, dessen Gutachten alle Gegengründe aufzählt und doch mit der Bewilligung eines halben Romzuges zu dem angegebenen Zwecke schließt. Fürsten und Kurfürsten zogen dasselbe in weitere Beratung; sie endigten damit, dies Erbieten auf einen ganzen Romzug zu erhöhen. Es bezeichnet die Einfachheit der Epoche, daß sie den ersten Termin dieser Zahlung auf Weihnachten ansetzten, weil man den Untertanen Zeit lassen müsse, ihre Ernte einzubringen und zu verkaufen.

Seit vielen Jahrhunderten hatte nie ein Kaiser eine größere Hingebung erfahren. Bemerken wir nur, mit welcher Rücksicht ihm die gerechtesten Beschwerden vorgetragen wurden. Denn gewiß lief es seiner Kapitulation entgegen, daß er spanische Truppen ins Reich geführt und sogar hie und da in Besatzung gelegt hatte. Nichts erregte lebhaftere Klagen, und endlich entschlossen sich die Stände auf den Antrag von Pfalz, die Abschaffung dieses Kriegsvolkes in Erinnerung

zu bringen. Sie taten das aber nur, indem sie die Worte wegließen, die dem Kaiser hätten empfindlich fallen können, „spanisch, fremd“, und es dem kaiserlichen Ermessen überließen, ob die Zeit dazu schon gekommen. Der Kaiser erwiderte: er wisse wohl, daß die Klagen, die man gegen sein Kriegsvolk erhebe, größtenteils ungegründet seien; doch wolle er sie untersuchen lassen; an der Abschaffung der Mannschaft aber werde er durch unvermeidliche Notwendigkeit gehindert. Und für diese „allergnädigste“ Antwort nun, die doch abschlägig ist, danken ihm die Stände untertänigst, flehen ihn nur an, das notwendige Einsehen zu haben: dann werde er ein gottgefällig Werk tun; „so sind es“, schließen sie, „gemeine Stände um Kaiserl. Majestät auch unterthänigst zu verdienen willig, und thun sich derselben zu Gnaden hiemit unterthänigst befehlen“. Welch eine Häufung des Gnädigst und Untertänigst in einer Sache, die sie mit gutem Rechte hätten fordern können!

Der Kaiser hatte nicht allein den Sieg erfochten und die Macht im allgemeinen in Händen, sondern es lagen ihm auch Streitsachen vor, die ihm auf das Wohl oder Wehe der einzelnen Fürsten und ihrer Häuser einen großen Einfluß sicherten.

Seinen Geburtstag, im Februar 1548, beging Karl V. damit, daß er, „sitzend in seiner kaiserlichen Krone, Zierheit und Majestät“, wie ein gleichzeitiger Bericht sagt, die Kur Sachsen auf seinen Verbündeten Moritz übertrug. Zehn Fahnen bezeichneten die ver-

schiedenen Rechte und Gebietsteile, welche Moritz in Empfang nahm.

Am 8. April ward Adolf von Schaumburg in Gegenwart des Kaisers und des Königs mit allem kirchlichem Pomp zum Erzbischof von Köln geweiht. Es war die zweite Kurwürde, die der Kaiser infolge seines Sieges vergabte.

Und schon lag die Entscheidung einer dritten Kurwürde in seiner Hand. Herzog Wilhelm von Bayern sah mit Verdruß, daß der neue Kurfürst von Sachsen und König Ferdinand von dem Kriege große Vorteile zogen, er dagegen, der das Meiste getan zu haben glaubte, leer ausging. Mit verdoppeltem Eifer forderte er, in die pfälzische Kur eingesetzt zu werden: — gleich als sei er der Entsetzte und Beraubte, wollte er den Besitz der Vettern gar nicht mehr anerkennen und lehnte, auf seinen Vertrag vom Jahre 1546 sich stützend, jeden weiteren Rechtsgang ab. So deutlich kam jedoch dem Kaiser seine Verpflichtung mit nichten vor; der Herzog mußte sich zu weiteren Erörterungen bequemen, und in den Akten finden wir einen weitläufigen Schriftwechsel über die Sache. Es kam hiebei zu einem äußersten, das man gar nicht erwarten sollte. Herzog Wilhelm erkannte die Goldene Bulle noch nicht an: er zog in Zweifel, ob Karl IV. ohne Bewilligung des Papstes eine Bestimmung über die Kurfürstentümer habe treffen können. Was war aber Rechtens im Reiche, wenn diese Urkunde nicht zu Recht bestand? Allerdings war sie im Geiste der Oppo=

sition gegen das Papsttum gefaßt: wir erkennen darin nur ein neues Motiv für die Verbindung der ludwigschen Linie des Hauses Wittelsbach mit Rom; aber wie hätte der Kaiser darauf eingehen können, der nur kraft der Goldenen Bulle regierte? Mit den Pfalzgrafen, die ihm nahe verwandt waren, versöhnt, mochte er um so weniger daran denken, den Ansprüchen des Herzogs stattzugeben.

Schon begann derselbe noch einen anderen Streit gegen seine Vettern. Er forderte die Besitzungen des Pfalzgrafen Otto Heinrich, der mit dem Kaiser noch nicht ausgesöhnt war. Von pfälzischer Seite erwiderte man, daß die Landschaften dann wenigstens nicht an Bayern, sondern an eine andere Linie des pfälzischen Hauses fallen müßten.

Und ein noch wichtigerer Rechtshandel war indes von König Ferdinand anhängig gemacht worden. Er erhob Anspruch auf Württemberg, weil Herzog Ulrich den Vertrag von Cadan, auf welchem sein Recht beruhe, durch seine Teilnahme an dem schmalkaldischen Kriege gebrochen habe. Im Februar ward ein Gericht aus den kaiserlichen Räten Seld, Haas, Viglius, Veltwyk unter dem Präsidium des neuen Erzbischofs von Köln zusammengesetzt, welche bald eine so entschiedene Hinneigung zugunsten des Königs kundgaben, daß die Anwälte von Württemberg sich nur noch auf das unverwirkte Recht des jungen Herzogs Christoph beziehen zu können glaubten.

Einen anderen Prozeß, der seit 20 Jahren schwebte, zwischen Nassau und Hessen, hielt der Kaiser für gut, endlich zu entscheiden. Am 5. August, nachdem der Reichstag bereits beendigt war, saß er in seinem Palast zu offener Audienz in seinem Stuhl; die Prokuratoren beider Parteien erschienen vor ihm; die nassauischen baten um Eröffnung des Urteils, die hessischen auch wegen der Gefangenschaft des Landgrafen um ferneren Verzug; der Kaiser antwortete dadurch, daß er seinen Protonotar herbeirief und ihm anbefahl, das Urteil, das er ihm zugleich übergab, bekanntzumachen. Ein großer Teil der bisher von Hessen behaupteten streitigen Pfandschaften, Nutzungen und Gebiete, darunter halb Darmstadt, ward dem Grafen von Nassau zuerkannt, der nun wirklich, wenigstens auf einige Zeit, in Besitz gelangte.

Nicht so entschieden trat der Kaiser in der preußischen Sache auf, die zu Augsburg aufs neue in Anregung kam. Der Deutschmeister Wolfgang Schutzbar von Milchling forderte die Exekution der vorlängst über Herzog Albrecht ausgesprochenen Reichsacht. Dagegen brachte ein polnischer Gesandter, weil Preußen der Krone Polen angehöre, die Aufhebung derselben in Antrag. Ende des Januar 1548 ward ein Ausschuß für diese Angelegenheit niedergesetzt. Dieser vereinigte sich leicht darüber — selbst der Kurfürst von Brandenburg stimmte dafür —, daß die Acht ohne ein neues Rechtsverfahren nicht aufgehoben werden dürfe. Streit erhob sich erst, als man nun fragte, ob sie exequiert

werden solle oder nicht. Mit vielem Eifer erklärte Bayern, man müsse dem Rechte seinen Lauf lassen und die ergangenen Urteile ausführen, ohne erst auf Gefahren, die daher entspringen könnten, Rücksicht zu nehmen; sonst werde bald niemand mehr zur Erhaltung des Kammergerichts beitragen wollen. Damit drang nun Bayern zwar nicht vollständig durch; die Majorität des Ausschusses, welche keinen Bruch mit Polen wollte, der den Osmanen zustatten kommen könne, empfahl dem Kaiser einen erneuten Versuch gütlicher Beilegung, jedoch so, daß die Acht weder suspendiert noch kassiert werde. Die Exekution blieb, wenn keine Verständigung erfolgte, immer in Aussicht. Der Gesinnung des Kaisers entsprach dies eben. Es war ein Mittel mehr, das Haus Brandenburg, das an dieser Sache ein so großes Interesse hatte und dies auch gar nicht verhehlte, an sich zu fesseln.

Überhaupt gab es kein großes Haus im Reiche, das nicht durch die eine oder die andere Sache von dem Wohlwollen des Kaisers abhängig gewesen wäre.

Daher kam es eben, daß alles sich beugte, alles gehorchte. Es war einmal wieder ein Oberhaupt von durchgreifender Macht in Deutschland, und jedermann fühlte, daß ein solches da war.

Das Interim.

Zur Entwicklung dieser reichsoberhauptlichen Macht gehört es nun recht eigen und wird davon bedingt, daß der Kaiser es unternehmen konnte, auch in den religiösen Angelegenheiten Maß zu geben.

Im Anfang der Versammlung, als die altgläubig gesinnte Partei sich so zahlreich und stark sah, ward wohl ein Gedanke laut, der auch dem Kaiser einmal früher in den Sinn gekommen, ob es nicht das Beste sei, die Religion in den früheren Stand wiederherzustellen. Der Beichtvater hielt die Sache noch immer für notwendig und die Umstände für günstig. Er meinte wohl: vor allem müsse man die lutherische Predigt verbieten, ihr unbedingt ein Ende machen; möge dann das Volk glauben, was es wolle; fürs erste komme es nur auf die Erneuerung des alten Ritus und die Herstellung der Kirchengüter an. Er drückte die Tendenz der kirchlichen Restauration aus, welche dem Kaiser vom südlichen Europa her allerdings zu Hilfe gekommen war, aber den Krieg doch nicht entschieden hatte.

Denen, welche Deutschland kannten und die Lage der Dinge ohne konfessionelles Vorurteil ansahen, kam dies jedoch unausführbar vor. König Ferdinand erwiderte dem Beichtvater, man möge es unternehmen, wenn man sich in einen neuen Krieg stürzen wolle, der aber noch gefährlicher ausfallen werde, als der eben beendigte, — wenn man die Mittel, die Kraft

und den Mut dazu besitze; er erinnerte, daß man keinen Heller im Schatz habe. Er seinerseits hatte schon längst einen anderen Gedanken gefaßt.

War die reine Restauration unmöglich, so durfte man, wie die Dinge nun einmal gingen, auch von keiner künftigen Entscheidung des Konziliums etwas Förderliches erwarten; man konnte nicht denken, daß das Konzilium etwas Anderes, als die vollständige Restauration beschließen würde.

Ließ sich aber, nach der Niederlage, welche die strengprotestantischen Meinungen erlitten, bei dem Übergewicht, das der Kaiser in allen Angelegenheiten besaß, jetzt nicht vielleicht eine Absicht erreichen, die, obwohl auf einer anderen Stufe, schon früher gefaßt worden, nämlich: innerhalb des Reiches, ohne Teilnahme des Papstes, eine Vereinbarung beider Parteien zu treffen?

Schon im Jahre 1547, sowie die Irrungen mit dem Papste wieder ernstlich ausbrachen, riet Ferdinand seinem Bruder, sich nicht allein auf die Beschlüsse des Konziliums zu verlassen, da man dort wohl nicht alle Punkte durchsetzen werde, auf die es ankomme, zumal wenn der Papst fortfahre, wie er angefangen; dem Urteil erfahrener Theologen zufolge sei es vielmehr, nachdem die streitigen Artikel so vielfach besprochen und verhandelt worden, so schwer nicht, in Deutschland selbst eine solche Konsultation und christliche Reformation nach den Bedürfnissen der Deutschen aufzustellen, von der man hoffen dürfte, daß die Protestan-

ten wenigstens zum größten Teile sie annehmen und auch Papst und Konzil sie nicht verwerfen würden. Zur Abfassung eines solchen Entwurfes brachte der König gleich damals einige Männer, die er für geeignet hielt, in Vorschlag, namentlich Julius Pflug, Bischof von Naumburg, und Michael Helding, Weihbischof von Mainz.

Eine sehr erwünschte Vorbereitung hiezu war, daß der Fürstenrat bei der ersten Antwort auf die Proposition dem Kaiser heimgestellt hatte, einstweilige Ordnung zu treffen.

Wiewohl darin lag, daß eine solche nur bis zum Schluß des Konziliums gültig sein sollte, woher sich denn der Name des Interim schreibt, so hatte die Sache doch an sich eine allgemeine Bedeutung, da jede Vereinbarung dieser Gegensätze, wie bedingt auch immer, ein neuer großer Schritt war, und da ferner die konziliaren Angelegenheiten soeben hoffnungsloser wurden, als sie jemals gewesen.

Bei der Sendung des Kardinals Madrucci hatte Karl dem Papste bereits angekündigt, daß er die Dinge unmöglich in dem Zustande lassen könne, worin sie seien; als dieser nicht allein unverrichteter Sache zurückkehrte, sondern nun erst der völlige Bruch erfolgte, hielt er sich für doppelt berechtigt, zum Werke zu schreiten.

Die politisch-religiösen Interessen des Reiches, die Machtentwickelung, die es möglich erscheinen ließ, jetzt etwas zu erreichen, und die Differenz mit dem

Papste wirkten zusammen, um den Gedanken des Interim in Gang zu bringen.

Es hätte aber nicht zum Ziele führen können, hiebei den alten Weg ständischer Beratung einzuschlagen. Der Kaiser schien wohl einen Augenblick darauf zu denken. Er ersuchte die Stände, zur Beratung über die Mittel einer christlichen Vereinigung ihre Abgeordneten mit den seinen zusammentreten zu lassen; als sie bei ihrer Heimstellung beharrend, ihm überließen, diejenigen selbst zu wählen, die er hierzu für tauglich halte, machte er diesen Versuch wirklich; allein sogleich gab sich die Unmöglichkeit kund, mit diesem Verfahren weiter zu kommen. Er konnte doch nicht vermeiden, von beiden Seiten Männer zu ernennen, die schon an den bisherigen Streitigkeiten teilgenommen; noch einmal saßen der Karmeliter Billik, der päpstlich gesinnte Politiker Leonhard von Eck neben dem Vorkämpfer des Protestantismus Jakob Sturm. Jene forderten, wie der Beichtvater, die Herstellung der geistlichen Güter; dieser trug, wie vor 25 Jahren, auf ein Nationalkonzilium an. Man kann sich darüber nicht wundern. Die großen Ereignisse der letzten Jahre enthielten doch nichts, was eine innere Annäherung der beiden Parteien hervorgebracht hätte. An eine Vereinigung aber war unter diesen Umständen nicht zu denken; nach einigen Tagen löste die Versammlung sich auf und gab ihren Auftrag dem Kaiser zurück.

Es mußte nun doch dahin kommen, was auch von

Anfang Ferdinands Gedanke gewesen, daß ohne so viele Rücksprache mit den entzweiten Ständen sowie ohne Rücksicht auf den Papst, unter kaiserlicher Autorität allein, der Versuch einer Festsetzung gemacht würde, bei der sich beide Teile beruhigen könnten.

Wenn die Ereignisse vor allem den Erfolg gehabt, die Macht des Kaisers zu heben, so kam es hauptsächlich darauf an, wie dieselbe hiezu benutzt werden würde.

Der Kaiser nahm wirklich die ihm von seinem Bruder vorgeschlagenen Theologen an, Julius Pflug und den Weihbischof Helding. Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, in dessen Ideen es von jeher lag, eine Vermittelung zu suchen, ließ seinen Hofprediger Johann Agricola an der Arbeit teilnehmen. Die drei Männer waren in gewissem Sinne die Repräsentanten der drei vornehmsten theologischen Parteien: Agricola, der an Luthers Tische gesessen, der protestantischen, Helding der altkatholischen, Julius Pflug der erasmischen. Julius Pflug hatte wohl schon früher die Grundlage des Entwurfs ausgearbeitet; von Helding findet sich einiges Handschriftliche, dessen sich Pflug bedient zu haben scheint; daß der Anteil Agricolas nur gering gewesen ist, dürfte schon die Ruhmredigkeit beweisen, mit der er davon spricht, wie denn auch sonst darüber nichts erhellt.

Das war nun aber hier nicht die Frage, welche Meinungen in dem Gespräche dieser drei Gelehrten die Oberhand bekommen, sondern vielmehr, inwiefern sie

Mittel und Wege finden würden, den kaiserlichen Gedanken zu verwirklichen.

Dieser war aber nicht eigentlich religiöser, sondern kirchlich-politischer Art. Die Absicht des Kaisers mußte sein und war es auch, die Hierarchie aufrechtzuerhalten, in der er selber einen so hohen Platz einnahm, auf der sein Kaisertum beruhte, und dabei doch den Protestanten die Möglichkeit zu verschaffen, sich ihm wieder anzuschließen oder wenigstens nicht in offenen Widerspruch mit ihm zu treten. Es ist unleugbar, daß darin zugleich ein großes Interesse der Nation lag, sowohl für ihren Frieden im Innern als für ihre Macht nach außen. Die Frage war nur, ob es mit dem Versuche gelingen, ob die Theologen den vereinigenden Mittelweg entdecken würden.

Wir haben ein Schreiben des Fürsten, dessen Seele wohl an diesen Geschäften den größten Anteil nahm, Joachims II. von Brandenburg, über die Punkte, auf die es hiebei vorzüglich ankomme. Es sind folgende: der Artikel über die Justifikation, der Genuß des Abendmahls nach der Einsetzung des Herrn, Entfernung des Opus operatum aus der Messe und die Ehe der Geistlichen. Er versichert: der selige Doktor Luther habe sich oft erboten, wenn diese Punkte erhalten würden, dem Papste den Fuß zu küssen und den Bischöfen ihre Gewalt zu lassen.

Mag es mit dem Sinne dieser Äußerung stehen wie es wolle, gewiß ist, daß vor allem die bezeichneten Punkte wirklich der Erledigung bedurften; und wir

haben nun zu sehen, wie der zustande gebrachte Entwurf, den der Kaiser jedoch um der katholischen Orthodoxie vollkommen sicher zu sein, noch von zwei spanischen Theologen, Soto und Malvenda, durchsehen ließ, ehe er ihn den Ständen vorlegte, diese Aufgabe angriff.

Noch einmal haben wir den schon so oft vorgekommenen theologisch-kirchlichen Streitfragen unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Mit denjenigen Artikeln nun, die am meisten in die Augen fielen, der Priesterehe und dem Genusse von beiderlei Gestalt, hatte es die wenigste Schwierigkeit; die kaiserlichen Bevollmächtigten urteilten, in diesen Stücken sei die Neuerung zu weit eingerissen, zu allgemein geworden, als daß man sie ohne die größte Bewegung abstellen könne; das Konzilium, dem sich die Stände unterworfen, werde ohne Zweifel dafür sorgen, daß darin dem Frieden der Gewissen und der Kirche geraten werde.

Dagegen war bei dem Artikel von der Justifikation, über den sich seit den früheren Diskussionen das Konzil von Trient ausgesprochen hatte, eben hiedurch die Schwierigkeit, sich zu vereinigen, nur noch größer geworden. Waren die Beschlüsse auch vom Kaiser nicht anerkannt, auf seine Theologen mußten sie gleichwohl wirken; von dem Begriff der inhärierenden Gerechtigkeit konnten und wollten diese nicht abweichen. In diesem Lehrstück kam es aber dem Kaiser vorzüglich darauf an, die Beistimmung der Protestanten

möglich zu machen. Gewiß war es keine Täuschung, wenn trotz der Annahme jenes Prinzips Julius Pflug sich auf der anderen Seite doch wieder den Protestanten annäherte: seine ganze Überzeugung ging dahin. So wenig wie die Dreistigkeit der Unbegnadigten, die ihm Luthers Auffassung zu veranlassen schien, wollte er doch auch die Sicherheit der Vorgeschrittenen, die auf ihre Werke trotzten. Genug, man setzte zugleich fest, daß Gott den Menschen gerechtmache, nicht aus dessen Werken, sondern nach seiner Barmherzigkeit, lauter umsonst, ohne sein Verdienst, daß sich ein jeder immer an Christi Verdienst zu halten habe. Wie sich beides miteinander vereinigen lasse, war freilich eine andere Frage; man hütete sich aber wohl, darauf einzugehen: man hätte fürchten müssen, die Zwistigkeit damit wieder zu erneuern, und war sehr zufrieden, eine Satzung gefunden zu haben, welche das als das vornehmste betrachtete Dogma der Protestanten gelten ließ.

Und noch mehr konnte man sich ihnen in dem Artikel von der Messe nähern, über den in Trient noch nichts beschlossen war. Julius Pflug gab zu, daß darin lange Zeit ein hochbeschwerlicher Mißverstand geherrscht habe; er ließ den Begriff von dem Sühnopfer, der darnach dennoch festgehalten worden ist, fallen; indem er den Ausdruck „Opfer" festhielt, verstand er darunter doch nur ein Gedenkopfer, ein Dankopfer, wie sie in dem Alten Testament vorbildlich bestanden und Christus sie erneuert. In diesem Sinn

ist der Artikel abgefaßt: durch das Blutopfer am Kreuze habe Christus die Versöhnung erworben; das Dankopfer sei nicht dazu eingesetzt, damit wir dadurch Vergebung der Sünden verdienen, sondern daß wir sie, wie sie am Kreuze verdient ist, uns durch den Glauben zunutze machen. Eine Auffassung, die sich von der protestantischen hauptsächlich nur durch die Beibehaltung des Wortes „Opfer" unterscheidet. Julius Pflug ist der Meinung, daß diese Erklärung niemandem mehr einen Vorwand lasse, sich von der Kirche abzusondern.

Das war eben die Absicht, bei allen Konzessionen, die man machte, doch die große kirchliche Einheit aufrechtzuerhalten.

Auch in dem Artikel über die Kirche findet sich eine gewisse Annäherung an neuernde Vorstellungen; er ist wenigstens durchaus nicht papistisch. Der Papst wird als der oberste Bischof betrachtet, der den anderen vorgesetzt ist, um alle Spaltung zu verhüten; aber auch den anderen wird zugestanden, daß sie wahrhaftige Bischöfe seien aus göttlichen Rechten. Der Papst wird erinnert, seine Gewalt sei ihm verliehen zur Erbauung, nicht zur Zerstörung. Übrigens aber wird doch der Begriff der Kirche in aller Strenge behauptet: es wird ihr das Recht vindiziert, die Bibel auszulegen, die Lehren daraus festzusetzen, „sintemal der heil. Geist bei ihr ist", und auch über die Zeremonien Bestimmung zu treffen.

Die Formel bestätigt die Siebenzahl der Sakra-

mente, sucht Chrisma und letzte Ölung zu rechtfertigen und hält fest an der Transsubstantiation. Auch für das Anrufen der Jungfrau Maria und der Heiligen um ihre Fürbitte sowie für die Beibehaltung der Fasten findet sie Gründe; den Pomp der Prozessionen, überhaupt die Ordnung und Pracht der bisherigen Zeremonien trägt sie Sorge zu behaupten.

Wir sehen wohl: es ist die alte Kirche, was hier aufs neue proklamiert ward, etwas weniger abhängig von dem Papst, mit einer in einigen Artikeln dahin modifizierten Doktrin, daß die Abweichungen der Protestanten nicht geradezu verdammt wurden, aber übrigens sie selbst mit ihrem Kirchendienst und in ihrer alten Einheit, als deren Mitrepräsentanten sich der Kaiser betrachtete. Es war ohne Zweifel der kaiserliche Gedanke selbst, der sich hier aussprach, und man mußte nun sehen, welchen Anklang er bei der Reichsversammlung finden würde.

Der Kaiser legte den Entwurf zuvörderst den mächtigeren, der Augsburger Konfession beigetretenen Fürsten zur Annahme vor.

Was auf diese Eindruck machte, war die Meinung, daß diese Formel für das ganze Reich, auch für den altgläubigen Teil, gelten sollte.

Auch war dies ohne Zweifel der ursprüngliche Sinn des Kaisers: was hätte sonst die Erklärung über das göttliche Recht der Bischöfe zu bedeuten gehabt? Nur gegen den Papst war sie gerichtet. Kurfürst Joachim II. versichert, er habe nicht anders ge-

wußt, als daß dies die Meinung sei; eben darum ließ er sich so leicht bewegen, die Formel anzunehmen. Er sah darin eine Bestätigung der von ihm von jeher gehegten Meinungen über Justifikation, Sakrament, Priesterehe und Messe, und glaubte, daß diesen auf solche Weise der Weg über ganz Deutschland hin eröffnet sei. Sogar einen Fortschritt der evangelischen Lehre meinte er voraussehen zu können. Der Kurfürst von der Pfalz trat ihm bei.

Etwas mehr Schwierigkeiten machte der dritte weltliche Kurfürst, Moritz von Sachsen, obwohl er seine Kur derselben Gewalt verdankte, deren Ausfluß diese Anordnung war. Man dürfte nicht sagen, daß dies ganz in seiner Willkür beruht habe. Er hatte seinen Landständen in einem wichtigen Augenblick, und zwar auf das Wort des Kaisers, unzweideutige Zusagen über die Beibehaltung ihrer Religion gegeben. Daran erinnerte er jetzt den Kaiser und behielt sich vor, erst mit seiner Landschaft zu beratschlagen. Der Kaiser erwiderte, er habe nichts weiter versprochen, als daß er die Lande nicht mit Gewalt von ihrer Religion dringen, sondern die Vergleichung nur auf gebührlichem Wege suchen wolle, wie er das jetzt tue; in dem Reiche sei es nicht Herkommens, über das, was Fürsten und gemeine Stände bewilligt, an die Landschaften zurückzugehen; Moritz möge sich nicht auch von seinen Theologen verführen lassen, wie seinem Vetter geschehen. Moritz versprach zuletzt, in dem Reichsrat nicht durch offenen Wider=

spruch Irrung zu veranlassen, sondern sich dahin zu erklären, daß er sich zwar in dieser Sache für seine Untertanen nicht verpflichten könne; aber er denke, sie würden wohl einsehen, daß es nicht in seiner Macht stehe, etwas abzuändern, was alle anderen Fürsten und Stände bewilligt. Der Kaiser schien das nur für eine eigentümliche Form vollkommener Einwilligung zu halten; wenigstens gegen andere drückte er sich so aus, als sei an solcher kein Zweifel.

Leicht waren die jungen kriegslustigen Fürsten gewonnen, Albrecht von Brandenburg, Erich von Braunschweig, die bisher überhaupt noch keine entschiedene protestantische Meinung kundgegeben. Dagegen gab es auch unter den eifrigsten Anhängern des Kaisers einige andere, wie Pfalzgraf Wolfgang, besonders Markgraf Johann von Küstrin, die sich widersetzten. Beim ersten Überlesen der Formel faßte Johann — dem es besonders nicht zu Sinne wollte, daß man die Heiligen anrufen solle, da doch Christus der einzige Mittler sei — einen heftigen Widerwillen dagegen.

Viel zu schwach waren jedoch diese Fürsten, als daß sich der Kaiser um sie gekümmert hätte. Es war ihm genug, daß er sich der mächtigsten versichert halten durfte. Die ganze weitere Frage lag für ihn darin, was nun die altgläubige Partei dazu sagen würde. Mit Rücksicht auf sie hatte er den Entwurf so überwiegend katholisch eingerichtet. Er hatte bisher hauptsächlich mit der Majorität des Fürstenrates

regiert; er mochte hoffen, denselben auch jetzt auf seine Meinung zu ziehen.

Wäre das geschehen, so würde er einen faktischen Einfluß auf das Innere der Kirche gewonnen haben, der ihm eine überaus großartige Stellung dem Papst und dem Konzilium gegenüber gegeben, alles, was dort ihm zum Verdruß unternommen worden, aufgewogen hätte. Dann erst konnte von der Einheit der Nation in religiöser Hinsicht wieder die Rede sein. Man hätte sehen müssen, was mehr gewirkt hätte, die Wiederherstellung einiger Äußerlichkeiten auf der protestantischen, oder die den neuen Lehrmeinungen gemachten Konzessionen auf der katholischen Seite.

Wie wäre es aber möglich gewesen, daß nicht auch jetzt der alte Widerstand sich geregt hätte, der in Momenten dieser Art, auf den verschiedenen Stufen der Entwickelung dieses Ereignisses, immer hervorgetreten war?

Wir berührten, daß Herzog Wilhelm von Bayern, seitdem seine Absicht auf die Kur nicht durchgegangen, nicht mehr der Freund des Kaisers war. In seinen Anschreiben sprach er das Gefühl seines Verdienstes immer hochfahrender, seiner Kränkung immer bitterer, übellauniger aus. Als ihm dieser Entwurf vorgelegt wurde, mit dem doch auch die Macht des Papstes eingeschränkt werden sollte, hielt der Herzog für gut, erst bei dem Papst anzufragen, ob er eine Genehmi-

gung desselben billigen würde. Es könnte aussehen wie Ironie, wäre nicht ein so bitterer Ernst dabei.

In Rom und selbst in Frankreich war man schon längst auf diese Entwürfe des Kaisers aufmerksam. Kardinal Bellay schlug dem Papste vor, seine Legaten mit den katholischen Ständen entfernt vom Reichstage zusammentreten zu lassen, um zu einer freien Beratung außerhalb der vom Einfluß des Kaisers beherrschten Kreise zu gelangen. Desto erwünschter kam nun die Anfrage des Herzogs dem römischen Stuhle. Der Papst, der nicht versäumte, die Hingebung desselben zu beloben, antwortete ihm, er könne eine solche Genehmigung nur mißbilligen.

Bei allem Ansehen, das der Kaiser genoß, machte diese Erklärung doch so viel Eindruck auf das fürstliche Kollegium, daß die Antwort, die es gab, durchaus im Sinne des Papstes ausfiel. Darin wurde das jetzt auch von Rom her in Erinnerung gebrachte Argument wiederholt, daß ein Gestatten des früher bei schweren Pönen Verbotenen, z. B. des Laienkelchs und der Priesterehe, ein Bekenntnis begangener Ungerechtigkeit enthalten würde; es sei sogar zweifelhaft, ob der Papst in diesen Stücken nachgeben dürfe, wenn er auch wolle, weil darin eine Abweichung von den Satzungen der Konzilien liegen würde. Bestimmungen über die Lehre, die doch dem Konzilium heimgestellt worden, seien aber vollends unstatthaft; man wisse recht gut, was in der gemeinen christlichen Kirche zu glauben, und bedürfe dazu keiner Ordnung des Kaisers.

Die Fürsten gaben dem Kaiser zu verstehen, er überschreite seine Befugnisse; nicht alle seine Sätze möchten sich als gut katholisch bewähren; lieber möge er die Protestanten vermögen, von der Augsburgischen Konfession abzustehen.

Der Kaiser antwortete mit großer Lebhaftigkeit. Man sage ihm: die Lehre sei dem Konzilium anheimgestellt; aber solle er wohl bis dahin einen jeden in seinem selbstgeschöpften Glauben und bei unwidersprechlichen Mißbräuchen lassen? Man fordere, er solle die Protestanten bewegen, von der Augsburgischen Konfession förmlich abzustehen; das heiße, unmögliche Dinge verlangen. Er wisse jedoch, daß man damit nur die Eintracht deutscher Nation verhindern wolle; er kenne die Leute wohl, deren verbittertes Gemüt ihn allenthalben verhaßt zu machen strebe. Und so weit gab der Kaiser diesmal wirklich nicht nach, daß er sich eine so anzügliche Ansprache hätte gefallen lassen; er ließ sie dem Fürstenrate zurückstellen, als so beschaffen, daß er sie nicht annehmen könne.

Allein auch dahin brachte er es doch nicht, daß er seinen ursprünglichen Gedanken hätte durchführen können. Die Fürsten schlossen sich dem Gutachten der geistlichen Kurfürsten an, das allerdings bei weitem milder ausgefallen war, aber doch auch sehr starke katholische Anregungen enthielt, z. B. Herstellung der Güter, Notwendigkeit der Dispensation in Hinsicht der Priesterehe und des Kelchs, und vor allem dabei

stehen blieb, daß die Anordnung niemanden angehe, der bisher bei der alten Religion geblieben.

Das letzte mußte der Kaiser wirklich nachgeben. Er erklärte endlich, daß seine Deklaration sich nur auf die protestantischen Stände beziehen solle; nur unter diesem Vorbehalt konnte er dazu schreiten, ihr gesetzliche Autorität zu verleihen.

Am 15. Mai 1548, nachmittags 3 Uhr, versammelten sich die Reichsstände in der kaiserlichen Behausung, vor Kaiser und König. Erzherzog Maximilian sprach einige einleitende Worte; dann ward, was wir als Vorrede bei dem Buche finden, als Proposition verlesen; der Kaiser erinnerte an die ihm geschehene Heimstellung, legte die Schrift vor und verlangte unverweilte Annahme derselben. Während Kaiser und König auf ihren Stühlen sitzen blieben, traten die Stände vor ihren Augen in dem Saale selbst nach ihren Kollegien zusammen. Es ist gewiß, daß sich manche abweichende Meinungen regten. Den mächtigeren Protestanten war es neu und unerwartet, daß die Erklärung nicht auch für die Katholiken gelten sollte; unter den Kurfürsten machte Moritz, unter den Fürsten Johann von Küstrin einige Opposition; mehrere verlangten, daß die Schrift erst abgeschrieben und nochmals regelmäßig in Beratung gezogen werden solle; aber zuletzt drang doch der kaiserliche Wille durch.

Nachdem die Unterredung wohl eine Stunde gewährt, trat der Kurfürst von Mainz im Namen der Stände mit der Antwort hervor, daß sie sich dessen,

was Seine Majestät begehre, gehorsamlich halten würden. Der Kaiser nahm diese Bewilligung als den Ausdruck der allgemeinen Meinung an und betrachtete seine Schrift nunmehr als Reichsgesetz. Jetzt erst ließ er zu, daß sie in den verschiedenen Kollegien abgeschrieben ward; es war dafür gesorgt, daß man keine Beratung darüber eröffnete.

In diesem Augenblicke war ein neuer päpstlicher Nuntius angekommen. Das Interim war der römischen Kurie und von dieser der Versammlung von Bologna mitgeteilt worden; hier hatten ein paar Theologen Anmerkungen darüber gemacht, welche darauf hinausliefen, daß in den Artikeln, die in Trient noch nicht entschieden worden, gar manches Unkatholische aufgenommen worden, in den übrigen aber ohne Zweifel das Beste sei, einfach die tridentinischen Satzungen zu wiederholen. Es erhellt nicht ganz, ob diese Einwendungen dem Nuntius schon bekannt waren, welche Aufträge er überhaupt in dieser Hinsicht hatte; auf keinen Fall aber durfte er die Bekanntmachung des Interim billigen. Eben darum eilte der Kaiser, seinem Einspruch zuvorzukommen. Er gab ihm erst Audienz, als die Sitzung vorüber, die Publikation geschehen war.

Hatte nun aber der Kaiser seinen ursprünglichen Gedanken, die Formel von allen Ständen annehmen zu lassen, aufgeben müssen, so blieb ihm doch noch ein anderes Mittel übrig, auch auf das katholische Deutschland kirchlichen Einfluß zu erlangen.

Von jeher war über das Verderbnis des Klerus geklagt, eine durchgreifende Reformation desselben gefordert worden, zuletzt noch auf dem Konzilium; da sich von demselben nichts erwarten ließ, so trug Karl V. kein Bedenken, auch in dieser Rücksicht auf eigene Hand ans Werk zu gehen.

Schon in dem Pflugischen Entwurf handelt der dritte Teil von diesen Gegenständen; bei weitem ausführlicher aber und praktischer war die Reformationsformel, welche der Kaiser wirklich zur Beratung brachte.

Über die Wahl der Kirchendiener, ihre verschiedenen Ämter, Predigt, Verwaltung der Sakramente und Beobachtung der Zeremonien, ihre Zucht und Sitte wurden hier ganz umsichtige und nützliche Anordnungen gemacht. Einige Mißbräuche, über die man immer geklagt, z. B. Kumulation der Pfründen, wurden abgeschafft; der Kaiser versprach, den römischen Stuhl zu bewegen, gewisse Vorrechte in dieser Hinsicht fallen zu lassen; den größten Wert legte er darauf, daß allenthalben Visitationen gehalten und besonders die Provinzialsynoden wiederhergestellt würden; den Bischöfen ward ein bestimmter Termin hiefür gesetzt, welchen sie auch größtenteils eingehalten haben.

Denn darauf war die Hauptabsicht des Kaisers gerichtet, die deutsche Hierarchie zu erneuern und ihre Wirksamkeit zu beleben.

Noch war das deutsche Bistum fast überall auf-

rechterhalten; da, wo es erschüttert worden, z. B. in Meißen und Thüringen, war es jetzt wiederhergestellt; es bedurfte nichts weiter, als der päpstlichen Erlaubnis, in den dem Protestantismus zugestandenen exzeptionellen Fällen zu dispensieren, um die bischöfliche Jurisdiktion überall wieder zur Anerkennung zu bringen.

Unter den Befugnissen, die der Kaiser noch außerdem für die Legaten forderte, die ihm der Papst schicken sollte, finden wir auch die, über die Herstellung der geistlichen Güter zu verfügen, mit deren Inhabern unter kaiserlicher Beistimmung darüber Vertrag zu schließen.

Wir sehen, der Kaiser hoffte noch mit allen diesen Dingen zustande zu kommen: die Protestanten ohne Zutun des Papstes zu beruhigen und sie zur Unterwerfung unter die Hierarchie des Reiches zu vermögen, — diese auch selber durchgreifend zu verbessern, ebenfalls durch eigene Macht, ohne besondere Mitwirkung von Rom —, und dann an der Spitze des wiedervereinten Reiches die alten Rechte des Kaisertums auf die allgemeine Kirche zur Geltung zu bringen.

Zunächst mußte sich zeigen, was er mit den Protestanten ausrichten würde.

Zweites Kapitel.

Einführung des Interim in Deutschland.

Wenn es dem Kaiser gelungen wäre, wie er ursprünglich beabsichtigte, der interimistischen Anordnung, die er traf, für alle deutschen Landschaften, auch die altgläubigen, Geltung zu verschaffen, so würde die Einführung derselben einen ganz anderen Charakter entwickelt haben, als den sie annahm, da dies nicht durchgegangen war.

In jenem Falle hätten die nachteiligen Einwirkungen, denen sich die Protestanten unterwerfen mußten, durch die Fortschritte, die nach der anderen Seite hin möglich wurden, eine Art von Ausgleichung gefunden. Von den leitenden Ideen der religiösen Bewegung wäre wenigstens die, welche auf eine nationale Selbständigkeit in religiösen Dingen hinzielte, genährt und gefördert worden.

Nun aber war alles anders.

Da der Kaiser sich bewegen ließ, die Altgläubigen ausdrücklich anzuweisen, bei der Einheit der alten Kirche zu verharren, so war an keinen Fortschritt der reformatorischen Bestrebungen, an keine gemeinschaftliche und nationale Entwickelung des religiösen Geistes zu denken.

Der Kaiser seinerseits fand noch ein Mittel, seine

kirchliche Gewalt aufrechtzuerhalten; er konnte auf dem politischen Standpunkte, auf dem er sich befand, allenfalls nachgeben. Für die Protestanten aber wurde nun jede Herstellung des von ihnen Abgeänderten, jede Annäherung an das entgegengesetzte Prinzip, von dem sie sich erst losgerissen, zu einem Verluste ohne allen Ersatz.

Bisher hatte sich der protestantische Geist nach den eigenen inneren Trieben in freier Autonomie entwickelt; er hatte die Lehre durchaus umgestaltet und von den Zeremonien nur das behalten, was ihm gemäß war. Jetzt sollte er zwar nicht das gerade Gegenteil seines Wesens anerkennen: er ward in seinen Grundmeinungen, in einigen der vornehmsten seiner Abweichungen geschont, geduldet; allein dabei wollte man ihm Äußerlichkeiten und Gebräuche, auch wohl Meinungsbestimmungen aufdringen, die er mit vollem Bedacht, als eigentümliche Ausflüsse des von ihm verworfenen Prinzips, hatte fallen lassen.

Die Anordnung, die von dem Gedanken der Versöhnung ausgegangen, erhielt den Charakter der Unterdrückung. Die Protestanten bekamen zu empfinden, was es heiße, daß sie sich hatten entzweien lassen und ihre Oberhäupter, welche ihr System darstellten, besiegt worden waren.

Allein es gab nun keinen Ausweg mehr: der Reichstag hatte den Beschluß gefaßt, die vornehmsten Fürsten, auch der protestantischen Seite, hatten eingewilligt, und der Kaiser war entschlossen, die Sache

mit aller Kraft ins Werk zu setzen. Wie heftig bedeutete er zwei mindermächtige Fürsten, die sich widersetzten! Dem einen, dem Markgrafen Johann, ließ der Kaiser, wie die offizielle Relation sagt, mit runden und dürren Worten vermelden, er werde die Gebühr dagegen vornehmen müssen; dem andern, Pfalzgrafen Wolfgang, ward noch gröblicher angekündigt, er werde nächstens ein paar tausend Spanier in seinem Lande sehen.

Die erste große Frage in diesem Augenblicke lag nun darin, wie sich die Städte verhalten würden. Hier hatte ein lange schon dazu vorbereitetes populares Element die religiöse Bewegung mit der größten Freude und Zustimmung empfangen; die städtischen Gewalten hatten ihren Wirkungskreis dadurch mächtig erweitert und sich großenteils in sich selber demgemäß umgebildet; unzählige Male hatte man sich und andern gelobt, Leib und Gut bei der Religion zu lassen. Jetzt kamen die Tage der Prüfung.

An dem Reichstage zu Augsburg regte sich in den Städten die Absicht, zu einer gemeinschaftlichen Protestation zu schreiten; sie scheiterte aber; der Frankfurter Gesandte trägt Bedenken, zu sagen, wodurch. Es muß wohl noch etwas anderes gewesen sein, als die Verschiedenheit der Religion, von der er ohne Rücksicht hätte reden können.

Der kaiserliche Hof behielt auch in dieser Sache den Vorteil, mit den einzelnen verhandeln zu können.

Die Zusicherungen, die denselben bei den Kapitula-

tionen meistenteils mündlich gegeben worden, hinderten ihn nicht, auf die Annahme des Interim zu dringen, als bei welchem, wie ihnen versprochen war, ihre Religion bestehen könne.

Zuerst ward diejenige Reichsstadt aufgefordert, in der die popularen Elemente am schwächsten waren, die sich von jeher dem kaiserlichen Hofe am nächsten gehalten, Nürnberg. Der Kaiser wollte sich aber diesmal nicht mit dem Gesamtnamen „Rat“ abfinden lassen; er ließ die Mitglieder desselben wissen, von jedem einzeln werde er sich Resolution einholen. Hierauf unterwarfen sie sich sämtlich: die Älteren des Rates, der Rat selbst und die Genannten des Rates; sie baten nur, daß man ihnen Zeit lassen möge.

Nicht ganz so gefügig zeigte sich der Rat von Augsburg: er reichte eine Schrift ein, in welcher er sich nur zu einigen Annäherungen erbot. Granvella weigerte sich, dieselbe auch nur anzunehmen, und forderte eine einfach bejahende Antwort. Er drohte, wenn diese nicht erfolge, werde der Kaiser sich auf eine Weise erzeigen, daß andere Ungehorsame ein Exempel daran zu nehmen hätten. Hierauf, am 26. Juni, wurde der große und kleine Rat zusammenberufen und folgender Beschluß gefaßt: inwiefern die Ordnung die Gewissen belange, könne man mit derselben nicht übereinstimmen; aber ein gesamter Rat habe vor allem auf das Wohl der Stadt zu sehen, deren Verderben durch eine abschlägige Antwort herbeigeführt würde, und so unterwerfe er sich dem kaiserlichen Gebot.

Dieser Widerstreit zwischen Gehorsam und Gewissen trat an mehreren Stellen hervor, z. B. in der Antwort der Memminger, der Regensburger. Einige Ratsherren von Regensburg bedienten sich des Ausdrucks, sie könnten nicht für ihre Person einwilligen, sondern nur im Namen der Stadt. Schmerzliche Notwendigkeit, die eigene Gesinnung zu verleugnen, um das Gemeinwesen nicht zugrunde gehen zu lassen. Sie sagten mit alledem doch zuletzt nur, daß sie genötigt seien, der Gewalt zu weichen.

Die kaiserlichen Beamten spotteten ihrer Bedenklichkeiten, nicht ohne wegwerfenden Hohn. „Ihr habt Konszienzen," rief der Vizekanzler Heinrich Hase dem Frankfurter Abgeordneten zu, der sich auch auf das Gewissen bezog, „wie Barfüßerärmel, die ganze Klöster verschlingen." Bescheidentlich antwortete der Frankfurter Ratsfreund, er wisse nicht, daß seine Herren den Geistlichen das Mindeste mit Gewalt entfremdet. „Redet mir nicht davon," versetzte Hase, „ich weiß es so gut wie ein anderer; aber das ist des Kaisers Meinung, daß er das Interim gehalten haben will, und sollte er ein Königreich darüber zusetzen. Lernt nur das Alte wieder, oder man wird euch Leute schicken, die es euch lehren: ihr sollt noch spanisch lernen."

Zuweilen trat auch noch eine andere Schwierigkeit ein, die in der Verfassung lag, wie in Straßburg. Der Rat war nach langen vergeblichen Gegenvorstellungen am Ende geneigt, dem Beispiele der übrigen Städte zu folgen; allein die Schöffen entschieden, daß dies

ein Fall sei, in welchem die Gemeinde gefragt werden müsse. Von dieser Gemeinde aber, welche eine sehr entschieden protestantische Gesinnung hegte, war niemals zu erwarten, daß sie sich unterwerfen würde. Nur mit großer Mühe und unter allgemeiner Aufregung wurden die Schöffen bewogen, ihren Beschluß zurückzunehmen. Hierauf ward auch hier dem Bischof vergönnt, wenigstens in einigen Kirchen das ganze Interim einzuführen, während man sich in anderen die freie Predigt vorbehielt.

Der Kaiser fühlte sehr wohl, daß er auf einen Gehorsam dieser Art nicht lange zählen, daß er überhaupt mit Magistraten, welche Krieg wider ihn geführt, schwerlich zum Ziele der äußeren Einheit, das er sich einmal gesetzt, werde gelangen können.

Er war nicht in einer Stimmung, um vor durchgreifenden Mitteln zurückzuschrecken, und hatte die Macht, die dazu gehörte, um sie anzuwenden. Zuerst Augsburg, wo er sich aufhielt, sollte ihn kennen lernen.

Eines Tages, ganz unerwartet, ließ er die Tore der Stadt schließen und großen wie kleinen Rat, Doktoren der Rechte, Schreiber und Diener sämtlich in seinen Palast entbieten. Nachdem sie eine Weile im Hof gewartet, ward ihnen der große Saal geöffnet; und hier erschien nun gegen Mittag der Kaiser mit einigen seiner Räte und ließ ihnen durch Georg Seld, einen geborenen Augsburger, kundtun, wie er mit Schmerzen den Verfall, die Schmälerung und die Un=

ordnung ihrer Stadt ansehe und sich, um dem Übel an die Wurzel zu graben, nach fleißiger Nachforschung und seinem besten Verstand entschlossen habe, die Form ihres jetzigen Regiments zu verändern und ihnen einen neuen Rat zu verordnen. Man habe ihm vorgestellt, daß die Verjagung des alten Klerus und die Teilnahme am schmalkaldischen Krieg allein von dem Übergewicht der Zünfte und der dadurch herbeigeführten gewaltsamen Herrschaft des Bürgermeisters Herbrot herrühre. Dadurch seien die Ehrbaren, die Geschlechter, die dem Kaiser mit Leib und Gut anhängig, Fugger, Paumgartner, Welser, Neithart, Hörwart, unterdrückt worden. Sei es wohl billig, daß die Feinde des Kaisers auch jetzt noch Herren der Stadt blieben? — Man hatte ihm als das vornehmste Übel bezeichnet, daß bisher so viele unerfahrene Leute, die besser ihres Handwerks gewartet, in dem Rat gesessen, und er eilte, es abzustellen. Sofort, in Gegenwart der Versammelten, wurden die Namen derjenigen verlesen, denen der Kaiser die Ämter der Stadt und den kleinen Rat anvertrauen wolle. Es waren ihrer 41. Wir finden unter ihnen 3 Fugger, 3 Paumgartner, 4 Rehlinger — denn auch dem ältesten von ihnen, der schon 80 Jahre zählte, Alt-Konrad, ward diese Verpflichtung nicht erlassen —, 2 Welser, 2 Peutinger, überhaupt 31 solche Namen, die entweder den wenigen, wirklich alten Geschlechtern, die noch übrig waren, oder denen, welche im Jahre 1538 diesen mit gleichen Rechten beigefügt worden, angehörten. Der

Gemeinde wurden nur 10 Stimmen bewilligt. Die Zünfte wurden mit einem Schlage aufgehoben; ihre Häuser, Barschaften, Privilegien mußten ausgeliefert werden. Am 7. und 8. August ward dem neuen Rat in den verschiedenen Vierteln geschworen. Der Kaiser empfahl ihm noch besonders die Religion und das von den Ständen bewilligte Interim. Bei der Eidesleistung kam die Formel „bei den Heiligen" wieder vor; doch ward sie nur von den wenigsten nachgesprochen.

Ähnliche Veränderungen nahm der Kaiser auch in anderen Orten, z. B. in Ulm vor. Der Rat bestand bisher aus 24 Geschlechtern und 46 aus der Gemeinde. Der Kaiser besetzte ihn für die Zukunft mit 20 Geschlechtern und 11 aus der Gemeinde.

Es hat einen tiefen Zusammenhang, daß sich einst in dem plebejischen Element, welches in den Städten emporkam, die erste Opposition gegen die Hierarchie geregt hatte, und daß nun der Kaiser, der diese aufrechterhalten wollte, wenn auch in seinem besonderen Sinn, eben diese plebejische Macht von ihrem Anteil an der öffentlichen Gewalt zurückzudrängen unternahm.

Nicht überall aber genügte dies. Zuweilen schien wohl auch der gegenwärtige Widerstand ein Recht zu verleihen, alte Pläne gegen die Freiheit einer Stadt zu vollführen.

Am 6. August 1548 ward Kostnitz, das nichts mehr verbrochen als andere, aber von dem Hause Öster-

reich schon längst angefochten ward, plötzlich, während die Abgeordneten noch mit dem Hofe unterhandelten, in die Acht erklärt, und an demselben Tage machte auch schon ein Haufen Spanier einen Versuch, sich der Stadt selber durch Überfall zu bemächtigen.

Die Einwohner, obgleich überrascht, wehrten sich doch vortrefflich; sie sahen ihre Weiber und Kinder an und waren entschlossen, sie gegen den wilden Feind, dessen Lüste und Räubereien ihnen satanisch erschienen, zu verteidigen, und sollte die Stadt ihr Kirchhof werden. Als die Vorstadt schon erobert war und die ersten Feinde auf der Rheinbrücke erschienen, so daß man befürchtete, sie möchten zugleich mit den Fliehenden in das Tor eindringen, geschah jene Tat, die man nicht mit Unrecht der des Horatius Cocles verglichen hat. Ein Bürger, mit zwei Spaniern im Handgemenge, erfaßte sie endlich beide, schrie zu Gott um Vergebung seiner Sünden und stürzte sich mit ihnen über die Brustwehr in den Rhein, so daß seine Mitbürger wirklich Zeit behielten, das Tor an der Brücke zuzuschlagen, und sich überhaupt für diesmal des Feindes erwehrten.

Das konnte aber alles ihre Freiheit nicht retten. Da sie jetzt von keiner Seite Schutz hatten, weder auf der deutschen, noch auch von der Schweiz her, wo die evangelischen Verbündeten durch die katholischen Gegner zurückgehalten wurden, hörten sie am Ende auf den Rat eines Hauptmanns in König Ferdinands Dienste, eines gebornen Konstanzers, Hans Egkli, sich

in des Königs Schutz zu begeben, als das einzige Mittel, um dem Zorne des Kaisers zu entgehen. Am 14. Oktober 1548 rückten daselbst einige ferdinandeische Fähnlein ein.

Die Stadt hatte sich indes schon von selber bequemt, das Interim anzunehmen; damit war der König aber nicht zufrieden. Er befahl seinen Kommissaren, die alte wahre Religion wieder in Wesen zu bringen; nach einiger Zeit ward die evangelische Predigt bei Todesstrafe verboten.

Mit der reichsständischen Freiheit und der evangelischen Lehre war es in demselben Augenblick vorüber.

Überhaupt entwickelte die Regierungsweise, wie sie der Kaiser nunmehr ausübte, den Charakter einer gehässigen Gewaltsamkeit.

Nachdem man sich der Gemeinheiten versichert, kam man nun an die Einzelnen, vor allen an die Prediger. Es waren noch fast überall die Männer, die in den ersten Zeiten der Gefahr sich erhoben, alle Wechselfälle, die seitdem vorgekommen, bestanden, an der Entwickelung der dogmatischen Festsetzungen lebendigen Anteil genommen, die kirchlichen Einrichtungen ausgebildet hatten; ihr Name war vor dem Volke gleichsam die Sache selbst. Die Frage ward an sie gerichtet, ob sie nun auch festhalten, oder im Angesicht des Unglücks, das ihnen ohne allen Zweifel bevorstand, nachgeben würden.

Die ehrlichen, frommen, beherzten Männer zwei-

selten nicht: sie zogen vor, das Unglück über sich ergehen zu lassen.

Noch unter den Augen des Kaisers, in Augsburg, erklärte Wolfgang Meuslin dem Rat, er könne und wolle das Interim nicht annehmen; auch nur den Chorrock, von dem zunächst die Rede war, könne er nicht anziehen: nicht als ob daran so viel gelegen wäre; aber er habe dagegen gepredigt, er könne es nicht tun. Er dankte dem Rat für die Wohltaten, die er in Augsburg genossen, und verließ die Stadt unverzüglich.

Vergebens hatte Agricola die Prediger in Nürnberg für seine Formel zu gewinnen gesucht. Veit Dietrich, so mild er sonst war, gab zu erkennen, in der Annahme derselben würde eine Verleugnung des evangelischen Glaubens liegen. Als der Rat den Predigern seinen Entschluß ankündigte, das Interim anzunehmen, und sie ermahnte, nicht dawider zu sein, hörten sie stillschweigend zu und entfernten sich, ohne eine Antwort zu geben. Nur die geistig unbedeutenderen aber unterwarfen sich. Veit Dietrich ward durch den Tod diesem Sturme entrissen. Osiander meinte, er wolle weichen, bis das Wetter vorübergezogen, und verließ Nürnberg; die Stadt kündigte seiner Frau das Bürgerrecht auf.

In Ulm trotzte Frecht auf den Artikel seiner Vokation, daß er das Evangelium ohne allen Zusatz von Menschenlehre predigen solle; er ließ sich auch durch

die Anwesenheit des Kaisers nicht daran hindern. Dafür ward er samt seinen vornehmsten Amtsgenossen in Ketten und Bande gelegt und unter der Obhut einer spanischen Wache dem kaiserlichen Hoflager nachgefahren. Hinter dem Wagen lief ein Schulknabe her, der es sich nicht nehmen lassen wollte, seinen geistlichen Meistern in ihrem Gefängnis Dienste zu leisten.

Johann Brenz in Schwäbisch-Hall saß mit Frau und Kindern bei Tisch, als er erfuhr, ein spanischer Hauptmann sei angekommen und dringe auf seine Auslieferung. Er tat, als wolle er einen Kranken in der Vorstadt besuchen, und eilte, davonzukommen. Auf einem Edelhofe in der Nähe fand er eine Zuflucht, und auch seine Familie folgte ihm dahin nach; doch wagte er nur die Nächte daselbst zuzubringen, denn fortwährend ward er gesucht; bei Tage hielt er sich in dem dichten Dunkel einer unwegsamen Waldung auf. Eine bessere Freistatt fand er endlich in dem württembergischen Schloß Wettlingen auf dem Gipfel des Hohberges. Er hat daselbst eine Auslegung des 93. Psalm geschrieben, mit dessen Verheißungen er sich tröstete: „Die Wasserströme erheben sich, erheben ihr Brausen, heben empor ihre Wellen; größer aber ist der Herr in der Höhe. Herr, dein Wort ist die rechte Lehre."

So hielten sie sich allenthalben. In Regensburg erklärten Dr. Nopp und seine Gehilfen: sie wollten sich mit Weihwasser, Öl und Chrysam nicht beflecken;

in Frankfurt Ambach und Lullus: sie würden eher Hunger, Elend und den Tod ertragen, als von der reinen Lehre weichen. In Reutlingen nahm Matthäus Alber, welcher dieser Gemeinde jetzt 29 Jahre vorangegangen, an dem Tage seinen Abschied, als die erste Messe gehalten ward. Ambrosius Blaurer in Kostnitz hatte um die Durchführung des protestantischen Prinzips in dem oberen Deutschland das Verdienst eines Reformators; von der Katastrophe seiner Vaterstadt ward niemand tiefer betroffen, gleich nach Annahme des Interim verließ er sie. Am 1. November 1548 hielt Erhard Schnepf seine Abschiedspredigt in Tübingen, denn sein Fürst konnte ihn nicht länger schützen; in langem Zuge begleitete die Gemeinde den ehrwürdigen Greis weit hinaus vor die Stadt. Ein wenig länger als die übrigen Städte hielt sich Straßburg; aber der Kaiser hatte auch hier an den Begüterten, den reichen Handelsleuten Verbündete; schon hatten ihrer fünfzig die Stadt verlassen, noch mehrere drohten nachzufolgen, wenn man die Ungnade des Kaisers nicht vermeide. Hierauf entschloß sich die Stadt, im Anfang des Februar 1549, dem Bischof zu versprechen, daß in ihren Mauern nicht mehr wider das Interim gepredigt werden solle. In diesem Beschluß sahen Männer wie Butzer und Fagius ihre Entlassung. Butzer fühlte sich ohnehin durch den Ruf, daß er allzu nachgiebig sei, zu viel auf Vergleichung denke, der wie ein Schicksal auf ihm lastete, gedrückt und wollte denselben um keinen Preis bestätigen.

Fagius entschuldigte in seiner Abschiedspredigt den Rat, der so lange als möglich festgehalten, und die zurückbleibenden Prediger, die gewiß von der rechten Lehre nicht abfallen würden; für sich bat er um die Fürbitte der Gemeinde, daß er standhaft bleibe in seinem Kreuz.

Ich nenne nur die vornehmsten Namen; eine große Menge anderer gesellte sich den Flüchtigen zu. Man wollte gegen 400 verjagte Prediger im Oberland zählen.

Diese Standhaftigkeit fand nun aber auch weiter im Norden und Osten Nachahmung.

Einer Vereinbarung, welche Markgraf Albrecht von Kulmbach mit seinen Landständen auf den Grund des Interim getroffen, widersetzten sich die Prediger umsomehr, da man sich vorbehalten hatte, daran zu mehren oder zu mindern. Ein langes Sorgen, sagten sie, sei ein langes Sterben; sie verpflichte ihr Eid, nur das lautere Gotteswort zu lehren; wolle man sie zwingen, davon abzuweichen, so wollten sie hiemit samt und sonders um ihren Abschied gebeten haben. Albrecht schrieb dem Kaiser, er sei nicht abgeneigt, sie zu entlassen; er wisse nur keine anderen zu bekommen.

Im Kalenbergischen, zu Pattenhausen, hielt die Geistlichkeit förmlich eine Synode, in der sie eine Erklärung gegen das Interim, die ihr Superintendent Corvinus verfaßt hatte, unterzeichnete.

Fand doch selbst Kurfürst Joachim von Branden=

burg, der seiner Geistlichen eher sicher zu sein glaubte, da eines ihrer Oberhäupter an der Abfassung des Interim Anteil genommen hatte, als er sie nach Berlin zusammenrief, den größten Widerspruch. Sie erklärten, sie würden die ewige Verdammnis fürchten, wenn sie von der erkannten Wahrheit abweichen wollten; der Kaiser sei mächtig, aber Gott noch viel mächtiger.

Auch in Sachsen, in dem Lande des Kurfürsten Moritz sowohl, wie in den Landstrichen, welche den Söhnen Johann Friedrichs verblieben, war man in derselben Stimmung. Auf einer Versammlung, die Moritz kurz nach seiner Rückkehr vom Reichstage nach Meißen berief, zeigten sich die Theologen besonders über die Vorrede der kaiserlichen Formel, die ihnen hier erst bekannt ward, betroffen, da darin die Doktrin, von der sie abgewichen, als echt katholisch bezeichnet ward; sie erklärten, daß sie nur die Neuerungen abgeschafft und zu den ursprünglichen Lehren der katholischen Kirche zurückgekehrt seien. Das Verfahren des Kaisers, so mild es auch aussehen möge, bezeichneten sie als verderblich und tyrannisch; auch die einzelnen Bestimmungen des Interim griffen sie mit vielem Ernst an; in einer Erläuterung der Justifikation von Melanchthons Hand werden die protestantischen Grundsätze mit aller Schärfe hervorgehoben. Ganz nach diesem Vorgang stellten die Stände dem Kurfürsten vor, daß die Lehre ihrer Lande eben die sei, welche die Glieder der wahren katholischen Kirche von

jeher bekannt; sie erinnerten ihn an sein Versprechen, sie dabei zu schützen, das auf allen Kanzeln dem Volk und durch offenen Druck der Welt bekannt gemacht worden sei.

Und dazu kam nun, daß es im Reiche noch unüberwundene Regionen gab, welche dem kaiserlichen Willen zugleich politischen und geistlichen Widerstand entgegensetzten.

In ganz Niedersachsen sprachen sich die Oberhäupter der Geistlichkeit dagegen aus, Aepinus zu Hamburg, Johann Amsterdamus zu Bremen, Medler zu Braunschweig; überall wurden Synoden gehalten, zu Minden, Mölln, Hamburg; die Städte korrespondierten darüber untereinander und wurden endlich einig, wie der kaiserliche Truchseß Könneritz berichtet, das Interim sämtlich zu verwerfen, Leib und Gut darüber zusammen einzusetzen.

Besonders heftig lautete die Erklärung von Magdeburg: das Interim verdunkle den Hauptartikel des christlichen Glaubens, daß wir durch den Glauben ohne alle Werke gerecht und selig werden; es richte die Anrufung der Verstorbenen, Vigilien, Seelmessen und die ganze Gotteslästerung des Papstes wieder auf; es wolle „uns Alle“ um unsere Seligkeit bringen. Und da die Stadt nicht allein unausgesöhnt, sondern in der kaiserlichen Acht war, da sie nichts weiter zu verlieren hatte, so ward sie plötzlich der Herd einer lebhaften literarischen Opposition. Eine Flut von Gegenschriften in jeder Form — Satire und Predigt, Prosa

und Versen —, gab das Interim der Verachtung und dem öffentlichen Hasse preis; in abenteuerlichen Karikaturen ward es verspottet; man hat sogenannte Interimstaler, auf denen ein dreiköpfiges Ungeheuer den Ursprung und Inhalt dieser Schriften versinnbildet. Da so viele Fürsten schwankten oder abfielen, wendeten sich alle Blicke auf Johann Friedrich, der, obwohl ein armer Gefangener und in der Gewalt des Kaisers, doch jedes Ansinnen, dem Interim beizutreten, standhaft zurückwies: denn wohl wisse er, daß es in vielen Artikeln dem Worte Gottes zuwider sei; würde er es billigen, so wäre es, als ob er Gott droben in seiner Majestät und die weltliche Obrigkeit hienieden mit gefährlichen Worten betrügen wolle; er würde die Sünde gegen den heiligen Geist begehen, die nicht vergeben werde. Ruhig sah er zu, als man ihm seine Bibel und seine lutherischen Bücher wegnahm: er werde schon behalten, was er daraus gelernt. Seine Haltung flößte selbst den Feinden Hochachtung ein; in den Gleichgesinnten nährte sie den stillen und standhaften Widerstand der gläubigen Gemüter. War Johann Friedrich früher als der Verteidiger des reinen Glaubens geachtet und geliebt worden, so ward er jetzt als Held und Märtyrer bewundert und verehrt. Man erzählt sich, bei der Übergabe jener ablehnenden Erklärung habe ein Donnerschlag von heiterem Himmel gleichsam das göttliche Wohlgefallen bezeugt; man meinte die Gestalt des Kurfürsten in der Luft in den Bildungen der Wolken zu sehen.

Was würde erst geschehen sein, wenn der Kaiser wirklich, wie man ihm geraten, den Versuch hätte machen wollen, die alten kirchlichen Zustände geradehin zurückzuführen! Er suchte jetzt nur einige Äußerlichkeiten herzustellen, eine Modifikation in Lehre und Leben zustande zu bringen, in welcher doch auch protestantische Elemente unverkennbar enthalten waren; und doch wurde sein Entwurf mit tiefem und allgemeinem Widerwillen empfangen. Die Unterwürfigkeit der besiegten, mit dem Ruin ihrer Städte bedrohten oder erst jetzt im Gefolge der Niederlage eingesetzten Magistrate und einiger schwächeren Seelen, welche das Exil fürchteten, wollte doch wenig sagen. Der protestantische Geist, in seiner ganzen ursprünglichen Energie, setzte sich dagegen.

Dieser protestantische Geist aber sollte in demselben Augenblick einen Angriff erfahren, der ihm noch bei weitem tiefer ging und gefährlicher wurde.

Kurfürst Moritz hatte das Interim, wie wir wissen, nicht geradezu angenommen; er hatte es aber auch nicht entschieden abgelehnt. Er war dem Kaiser und dem Könige viel zu sehr verpflichtet, um sich so dringenden Wünschen derselben zu widersetzen; hatte man ihn doch einst in Eger der katholischen Messe beiwohnen sehen! Dagegen aber hatte er seiner Landschaft, welche die protestantischen Doktrinen um so lebendiger aufgenommen, je länger sie derselben hatte entbehren müssen, das Versprechen gegeben, sie bei ihrer Religion, wie sie jetzt sei, zu schützen, eine Zu=

sage, die der Kaiser um der Gefahren des Krieges willen bestätigt hatte. Die protestantische Gesinnung war durch die Vereinigung der ältesten evangelischen Länder mit seinem bisherigen Territorium nur um so stärker geworden. Moritz erklärte endlich dem Kaiser, er für seine Person habe nichts gegen die Formel des Interim; was seine Landschaft anbetreffe, so wolle er alles Mögliche tun, um sie zur Annahme desselben zu bewegen.

Bei dem ersten Versuch aber ward er inne, das dies so geradezu nicht möglich sei. Wenn wir recht unterrichtet sind, fand er überhaupt bei seiner Rückkehr in das Land eine schlechte Aufnahme. Bei der ersten Zusammenkunft seiner Stände in Meißen empfing er, wie berührt, eine entschieden abschlägige Antwort.

Der Kaiser forderte ihn auf, ungefähr ebenso zu verfahren, wie er selbst in den oberen Landen und Städten verfahren war, vor allen Dingen Melanchthon zu entfernen, von dem ein Gutachten wider das Interim im Druck erschienen war. Die Stände dagegen hielten ihm sein Versprechen entgegen; sie schienen bereits ihre Augen auf seinen Bruder August zu werfen.

Von entgegengesetzten Ansprüchen und Pflichten gedrängt, faßte Kurfürst Moritz den Gedanken, wenn es ihm nicht möglich sei, das ganze Interim einzuführen, den Kaiser doch wenigstens durch möglichste Annäherung an die Formel zu befriedigen. Er forderte seine

Stände und Theologen auf, nochmals in Erwägung zu ziehen, was sich dem Kaiser mit gutem Gewissen nachgeben lasse.

Näher war dieser Gedanke für ihn besonders dadurch bestimmt, daß Julius Pflug in das Bistum Naumburg zurückgekommen war, sich aber hier trotz aller Befehle des Kaisers der Beihilfe des weltlichen Armes überaus bedürftig fühlte. Und dieser Bischof war nun von den gelehrten Theologen der katholischen Kirche wohl der gemäßigste, den Protestanten in seinen Meinungen verwandteste, nächste. Kurfürst Moritz meinte, die Modifikationen, welche in der augsburgischen Formel notwendig sein würden durch den Bischof, dessen Autorität er dafür wieder anerkannte, dem Kaiser empfehlen zu lassen.

Hätte irgendein anderer deutscher Fürst diesen Plan gefaßt oder auch ausgeführt, so würde es so viel nicht zu sagen gehabt haben, da die Wirkung doch immer auf ein einziges Land beschränkt geblieben wäre.

Hier aber war es von der größten Bedeutung. Das Kriegsglück, das für den Kaiser entschied, hatte die Metropole des Protestantismus, jenes Wittenberg, von dem bisher die Festsetzung der dogmatischen Normen hauptsächlich ausgegangen war, in die Hände des Kurfürsten Moritz gebracht. Einst, bei den ersten Verfolgungen der Lehre, unter Friedrich dem Weisen, war Wittenberg das allgemeine Asyl gewesen. Und noch lebte daselbst der Mann, der nächst Luther das Meiste zur Entwickelung der neuen Kirche beigetragen. Dahin

war noch immer die Aufmerksamkeit aller Gläubigen gerichtet. Es war ein nicht allein für Sachsen, sondern für die ganze evangelische Welt im höchsten Grade wichtiges Ereignis, wenn es dem Kurfürsten gelang, diesen Mann und seine Amtsgenossen zu einer Annäherung an die kaiserliche Formel zu vermögen.

Indem er dies versuchte, kam ihm zustatten, daß er die in den Kriegsunruhen zerstreute Universität wieder aufgerichtet, die alten Professoren zurückberufen, sich um alle zusammen und jeden besonders persönliche Verdienste erworben hatte, auch um Melanchthon. Melanchthon war nach England und nach Dänemark, nach Tübingen und Frankfurt a. d. Oder berufen worden. Auch die Söhne Johann Friedrichs hatten ihm Anträge gemacht; er zog es aber vor, nach Wittenberg zurückzukehren, an das ihn alle Gewohnheiten des täglichen Lebens fesselten, wo seine Familie sich wohl befand, seine liebsten Freunde, einverstandene Kollegen, lebten; sein Ehrgeiz war, aus dem großen Schiffbruch, wie er sagte, die Trümmer zu retten, die Universität, deren Ruf und Dasein mit dem seinen verwachsen war, wiederherzustellen. Die neue Regierung zog ihn bei den Geschäften zu Rate, nahm auf seine Empfehlungen Rücksicht; — als sich einst der Kaiser darüber beklagte, daß der mit ihm noch unausgesöhnte Professor in Wittenberg wieder auftrete, und auf seine Auslieferung dringen zu wollen drohte — denn eben der sei es, der den vorigen Kurfürsten in seiner Widersetzlichkeit bestärkt habe —, nahm die Re-

gierung den Gelehrten in Schutz und ließ ihn wissen, daß sie das tat. Einst, auf einer Reise, hat sie ihn sogar, gleich als sei die dringendste Gefahr vorhanden, einen Augenblick entfernt; es schien ihm wohl, als hänge von ihrer Gunst und Fürsprache sein ganzes Dasein ab. Und zu diesem Gefühle der Dankbarkeit kam noch ein anderes.

In den letzten Jahren hatte sich Melanchthon, aus Furcht, den alternden Luther zu verletzen, nicht mit voller Freiheit bewegt, besonders seine Gedanken über die Abendmahlslehre nicht, wie er wünschte, zu entwickeln gewagt; auch von dem am Wortlaut festhaltenden Hofe hatte er sich beschränkt gefühlt. In dem Umsturz der Regierung, unter deren Schirme die neue Lehre emporgekommen, sah doch Melanchthon auch wieder auf seinem wissenschaftlichen Standpunkte gleichsam eine Erleichterung. So geschah, daß er sich dem neuen Herrn mit einer ganz unerwarteten Hingebung anschloß. Mit jenen Räten, deren bloßer Name Luthers Widerwillen erweckte, trat er in Verhältnis; wir finden ihn den Dr. Komerstadt auf dessen Landgute besuchen, er korrespondiert mit Carlowitz. Wer wollte ihn an und für sich darum tadeln? Mit dem einen beriet er die Geschäfte der Universität, die Herbeibringung der zerstreuten Einkünfte; bei dem anderen suchte er etwa für einen alten Freund, Dr. Jonas, die Erlaubnis der Rückkehr an seine Stelle in Halle nach. Aber indem man diese Wendung seiner Hinneigung und Abhängigkeit beobachtet, erschrickt man

schon vor der Gefahr, in welche seine persönliche Haltung dadurch gerät. In einem unbewachten Augenblick, in welchem er dem Carlowitz für die Gewährung eben jener Fürbitte für Jonas dankte, verlor er das größte Verhältnis seiner früheren Zeiten, das ihn zu dem Manne in der Welt gemacht hatte, der er war, die Freundschaft zu Luther, ganz aus den Augen. Das Gefühl der Befriedigung brachte ihm ältere, vorübergegangene Verstimmungen ins Gedächtnis. Er ließ Klagen über Luthers Eigensinn und Streitsucht einfließen; er erlaubte sich Seitenblicke auf die früheren Herren. Melanchthons Briefwechsel erweckt sonst immer Teilnahme, Verehrung, Liebe; diesen Brief aber, wollte ich, hätte er nie geschrieben. Es mag sein, daß er, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, recht hatte; wer würde es ihm verargen, wenn er seine Klagen, zu jener Zeit, in den Busen eines Freundes ausgeschüttet hätte? Jetzt aber, nach der Katastrophe seines Fürsten, nach dem Tode des Freundes, Klagen gegen den, in welchem dieser immer einen Widersacher gesehen und der das Meiste dazu beigetragen hatte, jenen zu stürzen! — Nun, man sieht, wohin auch ein edler Mensch, von momentanen Beziehungen übernommen, geraten kann.

Melanchthon glaubte wohl in seiner Bescheidenheit, daß er ein einfacher Gelehrter sei. Ein Gelehrter aber wie er, der an den großen Ereignissen mithandelnd Anteil nimmt, führt kein Privatleben; er hat die Pflicht eines Staatsmannes, immer das Ganze seiner

Tätigkeit im Auge zu behalten, seine Vergangenheit, die unaufhörlich fortwirkt, nicht aufzugeben im überwiegenden Gefühl der Notwendigkeiten des vorhandenen Augenblicks. Und für ihn war diese Pflicht ganz besonders dringend. In ihm mehr als in irgend einem anderen lebenden Menschen lag die Einheit der protestantischen Kirche; der freie Fortgang ihrer Entwickelung knüpfte sich an ihn. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er die Zweifel an seiner moralischen Stärke, die sich schon regten, widerlegen, durch eine männliche und unnachgiebige Haltung das Zutrauen zur allgemeinen Sache befestigen mußte. Welche Autorität würde er dann gewonnen haben! Wie hätte er mit dem wissenschaftlichen Sinn und dem religiösen Gefühl, die sich in ihm durchdrangen, die vereinigten Geister noch eine Strecke weiter führen können! Die Werkstätte der unabhängigen protestantischen Gelehrsamkeit und Theologie, wo sie auch aufgeschlagen werden mochte, die war für ihn Wittenberg, nicht jener Ort an der Elbe. Eine unglückliche lokale Vorliebe aber führte ihn in den Bereich einer staatsklugen und verführerischen Gewalt. Melanchthon drückte sich in jenem Briefe auch über den ihm schon mitgeteilten Entwurf des Interim sehr entgegenkommend aus. Er billigte den Artikel über die Kirche und die Herstellung der Gebräuche; er erwähnte selbst, mit welchem Vergnügen er in seiner Kindheit die kirchlichen Zeremonien mitgemacht; er brachte Vorschläge bei, wie die Prediger zu gewinnen seien, und meinte noch, seine

Mäßigung werde den Mächtigen nicht genugtun. Sie gereichte ihnen zum höchsten Erstaunen. Carlowitz teilte den Brief jedermann mit, der ihn sehen wollte; zahlreiche Abschriften gingen in Augsburg von Hand in Hand; die Anwesenden können nicht ausdrücken, wie zufrieden sich die Prälaten darüber äußerten, wie unglücklich sich die Evangelischen darüber gefühlt haben; die Gesandten schickten das Aktenstück ihren Höfen ein. Auch dem Kaiser ward das Schreiben vorgelesen: „Den habt ihr," soll er ausgerufen haben, „seht zu, daß ihr ihn festhaltet".

Von einer Regierung, wie diese moritzische war, so nachhaltig und gewandt, so fest in den einmal gefaßten Gedanken und gnädig gegen jeden einzelnen, die sich vor allem der Persönlichkeiten zu bemächtigen suchte, ließ sich wohl erwarten, daß sie das verstehen würde.

Am 23. August ward eine neue Zusammenkunft zu Pegau gehalten, wo die drei Bischöfe, unter ihnen noch Georg von Anhalt, der die geistliche Administration von Merseburg führte, neben Melanchthon noch ein anderer Wittenberger Professor, Paul Eber, und eine Anzahl fürstlicher Räte erschienen.

Was man den Theologen damals bereits abgewonnen hatte (es darf wohl angeführt werden, daß Melanchthon ein paar Tage vorher, unter dem 20. August, dem Carlowitz eine Schrift gewidmet hat), zeigt sich recht, wenn man das Gutachten über die Lehre, das sie hier vorlegten, mit dem in Meißen abgegebenen

vergleicht, obwohl das Pegauer eigentlich eine Überarbeitung von jenem ist.

Der Unterschied war nicht allein, daß sie Sätze wegließen, worin die Verfasser des Interim und die tridentinischen Schlüsse zugleich angegriffen waren, z. B. über die Zweifellosigkeit der Erlösung, oder in denen der ursprüngliche Gegensatz beider Systeme lebhaft hervorgehoben war, wie da, wo von den Werken die Rede war, aus denen man ohne Grund Gottesdienst gemacht; in die Lehre von der Rechtfertigung nahm man selbst den Ausdruck „eingegossene Gerechtigkeit“ auf, welcher der entgegengesetzten Ansicht angehört. Julius Pflug war jedoch mit der Art, wie das geschah, noch nicht ganz befriedigt. Wenn die Theologen festsetzten, die Gerechtigkeit des Versöhnten bedeute nur, daß Gott sich den schwachen Anfang des Gehorsams um Christi willen gefallen lassen, so forderte man katholischerseits die Formel, daß der Mensch durch den heil. Geist erneuert werde und das Rechte mit der Tat vollbringen könne. Die Theologen haben auf Einreden der fürstlichen Räte endlich zugegeben, daß beide Sätze vereinigt wurden. So ist eine Formel zustande gekommen, in der allerdings das protestantische Prinzip vorherrscht, die aber nichts weniger als aus einem Gusse ist; man sieht gleichsam mit Augen, wie eine Vorstellung von anderem Ursprung mit demselben in Berührung gerät und dagegen vorzudringen sucht. Höchlich zufrieden erklärte sich Julius Pflug. Da man über die Lehre im all=

gemeinen, über die Autorität der Kirche und die Sakramente einverstanden sei, so hofft er, daß man sich auch in den übrigen Punkten im Sinne der kaiserlichen Anordnung vereinigen werde.

Indessen gewann die Sache doch nicht den raschen Fortgang, den er vielleicht erwartete. Bei einer Zusammenkunft einiger Mitglieder der Ritterschaft und einiger kurfürstlicher Räte mit den Theologen, die im Oktober zu Torgau veranstaltet wurde, zeigten sich die Letzteren unerschütterlich. An der Universität und in der Population war die Stimmung, daß man nichts mehr nachgeben dürfe. Man verglich wohl das Interim mit dem Apfel, welchen Eva dem Adam dargereicht: ein einziger Bissen habe dem Manne den Zorn Gottes zugezogen. Es ging eine Schrift von Hand in Hand, unter dem Titel, „daß man nichts verändern soll". Dr. Cruciger meinte noch in den Phantasien, die seinem Tode vorausgingen, mit Disputationen dieser Art geängstigt zu werden, aber Widerstand zu leisten. Immer dringender jedoch wurden die kurfürstlichen Räte. Am 17. November, als ihr Herr sich bereitete, nach Trient zu reisen, um mit dem Bischof von Augsburg den Sohn des Kaisers, Don Philipp, an den deutschen Grenzen zu empfangen, hielten sie eine neue Zusammenkunft zu Klosterzella mit den vornehmsten Superintendenten und Predigern des Landes; nur die drei mildesten Professoren, Major, Camerarius und Melanchthon, waren zugegen. Die Räte legten denselben den Torgauer Entwurf, jedoch

mit abermaligen Modifikationen, vor und erörterten dabei die Gefahr, die eine Verwerfung desselben nach sich ziehen möchte: man könne bewirken, daß die Klostergüter, von denen sich jetzt Kirchen und Schulen erhalten, ihnen wieder entrissen würden, oder daß gar ein fremdes Kriegsvolk eindringe und in Sachsen hause wie in Württemberg. Vorstellungen, die auf die armen Gelehrten, welche an der Wahrhaftigkeit und überlegenen Weltkenntnis dieser Räte keinen Augenblick zweifelten, den größten Eindruck hervorbrachten. Sie suchten nur den Vorwurf von sich abzulehnen, als seien sie starrköpfige Leute; vielmehr beteuerten sie, auch sie seien kaiserlicher Majestät und ihrem gnädigsten Herrn zu untertänigstem gebührlichem Gehorsam erbötig. Genug, sie gaben nach. Eine Formel kam dort in Zella zustande, worin die bischöfliche Jurisdiktion wiederhergestellt ward, ohne weitere Bedingung, als die ganz allgemeine, das bischöfliche Amt solle nach göttlichem Befehl ausgerichtet werden; ja, der größte Teil der schon abgeschafften Zeremonien ward für wieder annehmbar erklärt, Firmelung, Ölung, kanonische Gesänge, Lichter, Gefäße, Läuten, fast der ganze Ritus der alten Messe, Fasten, Feiertage. Nehmen wir Rücksicht auf die späteren Äußerungen der Theologen, so läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß man ihnen hier vieles sozusagen über den Kopf weggenommen, ihr Stillschweigen für Übereinstimmung erklärt hat; aber sie wagten noch immer nicht, zu widersprechen. Ganz verändert und umge-

kehrt zeigte sich das Verhältnis, als die Stände nach Leipzig berufen und diese Festsetzungen ihnen mitgeteilt wurden. Die Stände erhoben Bedenken; die Theologen, weniger eifrig als ihre Pflegebefohlenen, suchten dieselben zu heben. Sie versicherten, daß die Messe doch nie ohne Kommunikanten stattfinden, das Fronleichnamsfest mit keiner Prozession verbunden, dem Öl keine abergläubische Bedeutung beigelegt werden sollte. Nach Maßgabe der zu Pegau und zu Zella getroffenen Vergleichungen ward eine Schrift verfaßt, die unter dem Namen des Leipziger Interim bekannt ist und als Norm für die Religionsübung in den sächsischen Landen dienen sollte. Als die Theologen ihr Werk ansahen, machte es sie selber bestürzt, daß sie sich so weit hatten führen lassen; sie klagten, sie seien durch die Meinungen der Machthaber unterdrückt; ihr Trost war, daß doch alles, was sie zugegeben, sich mit der Wahrheit vereinigen lasse, daß sie dies Joch nur auf sich genommen, um die Kirche der Verwüstung nicht preiszugeben. Und soviel ist gewiß, daß sie, obwohl im Weichen und Nachgeben begriffen, in Lehre und Zeremonien doch den evangelischen Lehrbegriff in seinem Wesen nicht verletzt haben. Viele von diesen Satzungen und Gebräuchen waren eben solche, die Luther in seinem Anfang nicht hatte wollen umstürzen lassen. Allein welch ein unermeßlicher Unterschied ist es doch, das Hergebrachte einstweilen bestehen lassen, das bereits Abgeschaffte wiederherstellen! Dort schont der groß-

mütige Sieger; hier unterwirft sich, gedrängt und geängstigt, der Besiegte. Wenn auch gemildert durch mannigfaltige Zugeständnisse, immer war es doch zuletzt die Idee der Einheit der lateinischen Kirche, der man sich, durch die Umstände genötigt, wieder unterwarf. Nur solange, bis die nötigen päpstlichen Indulte eingetroffen, überließen die Bischöfe noch die Ordination den protestantischen Predigern. Als Kurfürst Moritz von Trient zurückkam, wo er mit dem Prinzen in das beste Vernehmen getreten, eilte er, die Agende vollenden zu lassen, die schon in Zella entworfen worden war; im Mai ward sie von den Superintendenten angenommen und bald darauf als Landesgesetz verkündigt.

Und so geschah nun, daß, während sich anderwärts die Oberhäupter der protestantischen Geistlichkeit zum Widerstand unter jeder Gefahr und Bedrängnis entschlossen, das Geburtsland der protestantischen Entwickelung, die Mutteruniversität, von der die Anhänger der neuen Meinungen ausgegangen, ja der große Lehrer selbst, der allgemeine genannt, welcher das höchste Ansehen genoß, sich der religiösen Verordnung des Kaisers allerdings zwar nicht unterwarf, aber doch näher anschloß, als jemand für möglich gehalten hätte.

Sein Beispiel und sein Rat vermochten nun auch andere zu einem ähnlichen Verfahren.

Triumphierend verkündigte Agricola in der Schloßkirche zu Berlin die Zugeständnisse der Wittenberger

Theologen, über welche zu Jüterbogk mit den Räten Joachims II. Rücksprache genommen worden, als eine Bestätigung des kaiserlichen Buches, das man so viel geschmäht habe. Hierauf fragten die märkischen Prediger in Wittenberg an, was es mit ihren Beschlüssen auf sich habe, ob wirklich das Weihen von Wasser, Salz und Öl, das Heben und Legen des Kreuzes, das Singen der Vigilien von ihnen hergestellt sei, ob man sich wirklich wieder des von den Bischöfen geweihten Chrisma bediene. Gern, sagen sie, wollen wir bei eurer Kirche bleiben und alles halten, was ihr haltet, als eure Schüler. Bugenhagen und Melanchthon antworteten, niemals sei es ihnen in den Sinn gekommen, das Weihen von Wasser und Öl zu billigen; noch erschalle die Lehre rein zu Wittenberg, und über den Inhalt der märkischen Kirchenordnung sei man nicht hinausgegangen. Ihr Landesfürst möge das Interim nach Maßgabe dieser Übereinstimmung ausführen. Soviel sei übrigens wahr, daß man eher eine harte Knechtschaft ertragen, als eine Verödung der Kirche zulassen müsse. Und ebenso antwortete Melanchthon den fränkischen Predigern. Nicht das ganze Interim, aber eine Kirchenordnung im Sinne desselben hatte man diesen vorgelegt und nur die Wahl zwischen deren Annahme oder dem Exil gelassen. Viele waren geneigt, auszuwandern; Melanchthon dagegen riet ihnen, sich nicht zu widersetzen; sei doch in jener Ordnung weder von Weihungen noch von dem Kanon die Rede, überhaupt nichts darin enthalten, was der

Lehre geradezu widerspreche. „Wir müssen nur darauf denken,“ sagt er, „daß die Kirche nicht verlassen, die Stimme der Wahrheit nicht unterdrückt werde; eine gewisse Knechtschaft müssen wir dulden, wenn sie nur ohne Gottlosigkeit ist.“

Unglückseliger Zustand! Jedes Widerstreben gegen das interimistische Ansinnen erfreute sein Herz. Den noch Unbedrängten wünschte er Glück zu ihrer Freiheit; von den noch obschwebenden Beratungen über den Kanon in der Messe, auf dessen Wiederaufnahme Julius Pflug drang, sowie über die Art und Weise der herzustellenden bischöflichen Gewalt fürchtete er noch schlimmeres; aber indem er klagte, daß man Drohungen und Sophismen verbinde, geheimen Zwang ausübe, fügte er sich denselben doch bis auf einen Punkt und riet anderen sich ebenfalls zu unterwerfen. Er mußte erleben, daß seine besten und würdigsten Freunde an ihm irre wurden; der anmahnende Brief, den Kalvin an ihn erließ, war voll von Hingebung, Anerkennung und Milde; aber er mußte ihm das Herz zerschneiden.

Wie in den Oberlanden, so machte sich hierauf das Interim, obwohl unter gewissen Milderungen, auch in den nördlichen und östlichen Fürstentümern geltend.

In Hessen schritt man endlich zur Einführung dieser Formel, so sehr die nunmehr herrschend gewordene Gewohnheit, das religiöse Bewußtsein, das Selbstgefühl der Landschaft sich dagegen sträubten. Im Frühjahr 1549 meldeten die Söhne des gefangenen

Landgrafen, das Interim sei zum guten Teil aufgerichtet; wegen des übrigen stehe man im Werk: „wahrlich nicht mit geringer Beschwerung vieler christlichen und gutherzigen Gewissen.“

Den Herzögen von Pommern machte der Kaiser die Annahme des Interim zur Bedingung ihrer Aussöhnung. Sie beriefen ihre vornehmsten Theologen und Prädikanten nach Kolbatz, und wenigstens einen Teil derselben überredeten sie, wie man denn in Greifswald ohnehin gewohnt war, dem Beispiele Bugenhagens, den Lehren Melanchthons sich anzuschließen. Bartholomäus Suave, Bischof von Kamin, aber evangelisch und verheiratet, mußte auf den ausdrücklichen Befehl des Kaisers das Bistum fahren lassen. Die Fürsten leisteten auf den kirchlichen Einfluß, den sie bisher ausgeübt, förmlich Verzicht; dem Rat von Stralsund haben sie erklärt, darin diejenigen schaffen lassen zu wollen, denen solches amtshalber gebühre. Nach dem Muster des Leipziger Interim ward auch hier zunächst eine vermittelnde Formel aufgestellt.

Als Herzog Ulrich von Mecklenburg zum Bischof von Schwerin postuliert ward, hielt er doch für gut, die Weihen nach der Gewohnheit der alten Kirche zu nehmen. Der Bischof Magnus von Skara erteilte sie ihm, wie er sagt, „unter Mitwirkung der Gnade des siebenfältigen Geistes“.

Der Herzog von Kleve mußte jetzt endlich, was er bisher noch immer vermieden, auf die Ausführung

seines Traktates mit dem Kaiser denken; in Soest, Wesel und Lippstadt ordnete er die Einführung des Interim an. Mit vielem Selbstgefühl ließ sich sein Bevollmächtigter Grupper in Soest vernehmen: „So will es Seine Kaiserliche Majestät,“ rief er aus, „so will es mein gnädigster Fürst, so will auch ich es haben.“

Im Lippischen widersetzten sich vergebens die entschlossensten Prädikanten, merkwürdigerweise vornehmlich die, welche aus dem Mönchtum übergetreten; aber es gab andere, die sich fügten.

In Ostfriesland setzte der Kanzler Westen, dessen Gesinnung jedoch vielen zweifelhaft erschien, ein Kirchenformular durch, kraft dessen die weißen Chorröcke wieder erschienen, lateinische Gesänge und was dem mehr, obgleich man auch hier nicht alle Anordnungen des kaiserlichen Buches einführte.

Wohl hörte die Opposition in allen den genannten Ländern darum nicht auf; aber die äußere Einheit machte doch Tag für Tag Fortschritte.

Und indessen wurden im katholischen Deutschland kraft eines von den Prälaten noch zu Augsburg gefaßten Beschlusses überall Synoden der Diözesen und der Provinzen gehalten, um die von dem Kaiser gebotene Reformation einzuführen.

Beide Teile wurden von seinem Einfluß, seinem Willen beherrscht.

Der Fortgang seines Unternehmens war so glücklich und umfassend, daß er wohl meinte, auch die

skandinavischen Reiche herbeizubringen, sein Interim auch in England durchzusetzen. Hatte ihn doch der Zar von Moskau um die Zusendung, wie anderer Gelehrten, so auch einiger Theologen ersucht und, wenn wir recht unterrichtet sind, die Absicht kundgegeben, durch seine Bevollmächtigten an dem versprochenen freien christlichen Konzil Anteil zu nehmen.

Drittes Kapitel.

Stellung und Politik Karls V. 1549–1551.

Dergestalt machte sich, seit mehr als zwei Jahrhunderten zum erstenmal, ein durchgreifender Wille in Deutschland geltend, und zwar in derselben zwiefachen Richtung, in welcher die alten Kaiser gewirkt. Es konnte scheinen, als würde der Druck, den man erfuhr, wenigstens dadurch vergütet werden, daß die alte Macht der deutschen Nation, ihr Übergewicht in Europa wiederhergestellt würde.

Wir haben jedoch längst bemerkt, daß die Interessen der Nation und ihres Oberhauptes mit nichten ineinander aufgingen.

Karl V. war ein Sprößling des burgundischen Hauses, das mit nationalen Bestrebungen nichts gemein hatte.

Im fünfzehnten Jahrhundert, als die kirchliche Einheit nicht mehr so unbedingt vorwaltete, die Erbfolgekriege zu haltbarem Besitzstande geführt hatten, England von Frankreich, Italien von Spanien, Polen von Ungarn abgesondert worden waren, und seitdem die Nationalitäten sich in festen Schranken zu entwickeln begannen, auch die deutsche Nation den Versuch machte, alle ihre Glieder durch umfassende Einrichtungen zu vereinigen, da war auch diese burgundi=

sche Macht emporgekommen, aber im Widerspruch mit allem nationalen Bestreben, nur auf Ansprüche der Erbfolge und Übergewicht der Kräfte über die jedesmaligen Gegner gegründet, auf diesem Grunde emporstrebend und vom Glück begünstigt. Karl der Kühne kam um, indem er seine Herrschaft über die Grenzlande von Deutschland und Frankreich auszudehnen suchte. Wie weit aber sollte der Fortgang seines Hauses die Erwartungen übertreffen, die er hätte hegen können! Karl V., der an dem von seinem Ahnherrn gebildeten Hofe, welcher dessen Ideen festhielt, erzogen worden, der den dynastischen Gedanken Burgunds in seinem Wahlspruch „Mehr Weiter" auf seine Münzen prägen ließ, kostete es einige Mühe, in den verschiedenen Ländern, die ihm zufielen, in Besitz zu kommen, in den spanischen Königreichen, wo er mit einer großen Rebellion zu kämpfen hatte, in Italien, wo ihm ein mächtiger Nebenbuhler lange Jahre die Spitze bot; aber es gelang ihm damit: dieser Nebenbuhler, ursprünglich an Ansehen überlegen, vermochte doch das aufkommende Glück Karls V. nicht niederzuhalten; bald sehen wir es wie in selbstständigem Fluge sich erheben und den Glanz der französischen Waffen und Macht verdunkeln. Nicht minder gelang es Karl V., die Beschränkung, die ihm jedes einzelne seiner Länder aufzulegen suchte, zu durchbrechen. Wir haben bemerkt, wie Kastilien zu seinen deutschen Kriegen beisteuerte; — ein Sohn jenes seines niederländischen Freundes, des Vizekönigs Lannoy,

führte ihm neapolitanische Reiter über die Alpen; — Deutsche und Italiener kämpften für ihn auf den afrikanischen Küsten; — Antwerpen kam durch den Verkehr mit Spanien und die Rückwirkung der Kolonien in Asien und Amerika empor und vermittelte seine Geldhaushaltung. Eine gewisse Einheit ist dieser Macht nicht abzusprechen; aber man würde in Verlegenheit sein, wenn man sie mit einem bestimmten an eine Nation anknüpfenden Ausdruck bezeichnen sollte. Noch dürfte man nicht von einer spanischen Monarchie im späteren Sinne des Wortes reden; dazu war das spanische Element, da die Niederlande noch ungetrennt gehorchten, da die höchste Würde, das Kaisertum, von so ganz anderem Ursprung herrührte, noch nicht vorwaltend genug; eher machten die Brabanter den Anspruch, alles zu regieren doch waren auch sie durch die Masse der übrigen Bestandteile weit überwogen; die Einheit der Macht beruhte bloß in der Person, dem Haupte des Fürsten selbst, wie denn durch ihn allein geschah, daß die Länder zusammengehörten.

Wir werden uns, denke ich, nicht täuschen, wenn wir aus dieser Lage der Umstände das Verfahren herleiten, das er in der inneren Regierung seiner Länder befolgte. Es war keines, aus dessen Mitte ihm nicht ein besonderer Wille entgegengetreten wäre, wo er nicht mit Landständen zu verhandeln gehabt hätte, von deren Bewilligung die Summe seiner Einkünfte abhing; er mußte ihre besonderen lokalen Interessen schonen und fördern; aber niemals durfte er irgend-

einem von ihnen überwiegenden Einfluß auf das Ganze seiner Verwaltung gestatten: er würde damit alle anderen verletzt haben und überhaupt aus dem Mittelpunkt seiner Gedanken gewichen sein. Die Macht, die er besaß, war nichts Fertiges, Abgeschlossenes, sondern etwas noch immerfort Werdendes, sich Entwickelndes; noch hatte er nach allen Seiten hin Ansprüche und Pläne, an die er große Gedanken anknüpfte. Die Forderung, die er an seine Landschaften stellte, war hauptsächlich, ihn bei Verfolgung derselben in seinen auswärtigen Angelegenheiten zu unterstützen, mit Leuten, Waffen und Geld, besonders mit Geld, wofür alles andere leicht zu bekommen war; sie dazu zu stimmen, bildete einen vorzüglichen Gesichtspunkt seiner Staatsverwaltung. Es leuchtet ein, daß die deliberativen Versammlungen, die früher überall auf eine, wenngleich minder mächtige, aber doch unabhängige zentrale Regierung Einfluß gehabt, dadurch nicht wenig verloren. Gar bald finden wir in Kastilien zwar noch die Städte sich versammeln, welche Bewilligungen machen, nicht aber die Granden und hohen Prälaten, die den Königen einst Gesetze gegeben. Nicht mehr die großen Angelegenheiten, deren Entscheidung früher von Wirkung und Rückwirkung der entgegengesetzten Parteien abhing, sondern nur provinzielle Interessen kamen überall in den ständischen Versammlungen zur Sprache. Überhaupt muß man sagen, daß die Regierung Karls V. dem Prinzip ständischer, republikanischer

oder munizipaler Freiheit nicht günstig war. In Italien wollte er auch da, wo er nicht seine Herrschaft, nur seinen Einfluß gegründet, keine freie Bewegung der Kräfte, die leicht zu einem ihm unbequemen Umschwung hätte führen können. Er hat Florenz den Medici überliefert, in Genua alles getan, um das Übergewicht der Doria zu befestigen. Der letzte Mann, der die Herstellung der republikanischen Freiheiten in Italien in Sinn faßte, Franz Burlamacchi von Lucca, ist in einem seiner Gefängnisse zu Mailand gestorben. Wir berührten, wie die Stadt Gent bei dem ersten Versuche, den sie machte, von dem alten Begriffe ständischer Berechtigung aus auf die Kriegführung Einfluß zu gewinnen, behandelt wurde.

Unter dem Umkreise dieser Gewalt, gleichviel, ob sie eine direkte oder eine indirekte Herrschaft ausübte, durfte kein Widerstreben sichtbar werden. Karl V. besaß die Mischung von Klugheit und Nachhaltigkeit, die dazu gehörte, um ein solches Verfahren durchzuführen, ohne doch das Selbstgefühl der verschiedenen Provinzen zur Empörung aufzureizen.

Nun liegt am Tage, daß ein ähnliches System auch in Deutschland befolgt werden mußte und befolgt ward.

So höchst erwünscht der Besitz des Kaisertums war, welches dieser ganzen Macht erst einen Namen gab, so ging doch der Sinn Karls V. nicht dahin, außer vielleicht in einem Punkte, dessen wir bald gedenken werden, der Korporation, welche ihm die Würde über-

tragen, den Anspruch zu gestatten, den sie machte, bei der Verwaltung derselben einen wesentlichen Einfluß auszuüben. Er entzog seine Niederlande vollends der höchsten Gerichtsbarkeit des Reiches; während er versprochen, die abgekommenen Reichslande wieder herbeizubringen und bei dem Reiche zu lassen, riß er vielmehr ein altes Reichsland, das Bistum Utrecht, davon ab und verleibte es seinen eigenen Landen ein; die italienischen Lehen, zuletzt auch Mailand, nachdem es ihm so lange zu einem Moment seiner Unterhandlungen gedient, vergabte er ohne Rücksicht auf die Reichsfürsten; er sah das Reichssiegel mit Vergnügen aus den Händen des Reichserzkanzlers in die Hände seines vertrautesten Rates Granvella übergehen; der ihm aufgelegten Kapitulation zum Trotz hielt er fremde Truppen im Reiche.

Für die innere Verwaltung des Reiches war ihm der religiöse Zwiespalt, der sie übrigens so schwierig machte, doch in einer anderen Beziehung wieder vorteilhaft. Wir wissen, wie die Protestanten durch die Zugeständnisse, die ihnen geschahen, gewonnen wurden und dabei doch auch die Katholischen, besonders die Bischöfe, den vornehmsten Rückhalt, der ihr Bestehen sicherte, in der kaiserlichen Macht erblickten. Schon bisher kam es denn doch zu allgemeinen Bewilligungen, gemeinschaftlichen Kriegszügen, wiewohl in der Regel erst nach zweifelhaften Unterhandlungen und neuen Konzessionen. Nunmehr aber war es ihm gelungen, auch dieser Notwendigkeit widersprechender

Rücksichten zu entkommen; infolge des Krieges beherrschte er die Beratungen der Reichsversammlung zu Augsburg, wenn nicht vollständig, doch in ihren wichtigsten Momenten; der deutsche Reichstag fing an, seinem Einfluß zu unterliegen, so gut wie andere Ständeversammlungen seiner Lande. Auch die Autonomie der Städte hat er, obwohl er sich zuweilen als Städtefreund bezeichnete, in Deutschland so wenig begünstigt, wie in seinen erblichen Gebieten. Den Anteil an der Reichsregierung, den sie unter seinen letzten Vorfahren, wenn nicht ganz rechtsbeständig, doch tatsächlich gewonnen, haben sie unter ihm, eben auch großenteils infolge des Krieges, welcher eine Art von Städtekrieg, und zwar der unglücklichste von allen gewesen ist, wieder verloren. Genug, zu der Macht, welche die Regierung der übrigen dem burgundisch-österreichischen Hause zugefallenen Länder bildete, kam nun auch eine tief eingreifende Reichsgewalt. Karl V. war in den Jahren, wo wir stehen, der große Fürst von Europa.

Fragen wir aber, was er im Besitz dieser Stellung nun weiter beabsichtigte, so erfüllte ihn vor allem der Ehrgeiz, in vollem Sinne des Wortes das zu sein, was er war, nämlich Kaiser.

Er hatte diese Würde, in bezug auf Macht, aus der Hand seines Vorgängers mehr wie einen Anspruch empfangen; er war entschlossen, denselben durchzusetzen.

Er faßte aber das Kaisertum nicht so auf, daß er

sich bloß als Oberhaupt des deutschen Reichskörpers erschienen wäre; er betrachtete sich alles Ernstes, wie die alten Kaiser getan, als das weltliche Oberhaupt der Christenheit.

Da hatte er nun den unermeßlichen Vorteil, daß er nicht auf Deutschland allein angewiesen war; die Kräfte aller seiner Reiche wirkten dafür zusammen. Der Besitz jener burgundischen, spanischen, italienischen, deutschen Lande, verbunden mit dem Königtum seines Bruders in Ungarn und Böhmen, gewann eine höhere allgemeine Bedeutung, indem die Durchführung der höchsten Ideen der weltlichen Macht im Abendlande sich daran knüpfte.

In den Jahren seiner Jugend, bis tief in sein Mannesalter hinein, war es nun sein vornehmster Wunsch, nachdem die Christenheit seit dritthalb Jahrhunderten nur Verluste erfahren, ihr wieder einmal einen Sieg zu verschaffen. Eine der vornehmsten Tendenzen der spanischen Nation zur Eroberung und Kolonisation von Nordafrika und die drohende Gefahr, in welcher sich Deutschland, vor allem sein Bruder, durch die Osmanen sah, gaben ihm hiezu einen gleich starken Antrieb. Er sah sich in Gedanken schon in Konstantinopel, in Jerusalem. Seinen Zug gegen Tunis ließ er sich im Ton einer Kreuzfahrt beschreiben.

In den späteren Zeiten nahm jedoch sein kaiserlicher Ehrgeiz eine andere Wendung.

Indem er im Jahre 1541—1542 zu beiden Seiten

mit den Osmanen sich schlug, sah er plötzlich durch eine allgemeine Kombination seine Macht in dem Innern von Europa gefährdet, und mit Notwendigkeit erhob sich ihm der Gedanke, daß er vor allem anderen erst diese befestigen, eine bessere innere Einheit gründen müsse. Es war der gefährlichste Augenblick, den er erlebt hat; aber die Politik, die er in demselben, nach dem Inneren gewandt, ergriff, führte ihn rasch zu den glücklichsten Erfolgen. Dort in der Nähe von Paris, wiewohl die Würfel noch zweifelhaft lagen, nötigte er doch den König Franz, zugleich auf seinen Bund mit den Osmanen Verzicht zu leisten und Zusagen zu tun, die selbst gegen den Papst angewandt werden konnten. Denn indem der Kaiser die weltliche Einheit einigermaßen befestigte, war er schon entschlossen, auch die geistliche wiederherzustellen. Wirklich konnte der Papst sich nun nicht mehr sträuben, das lange versprochene Konzilium anzukündigen. Daß die Protestanten sich weigerten, es anzuerkennen, ward ein Anlaß, auch sie mit Gewalt der Waffen heimzusuchen. Der glückliche Ausgang dieser Unternehmung gründete die Macht, in deren Besitz wir den Kaiser sehen; zur Wiederaufrichtung der alten Einheit fehlte es eigentlich an nichts, als an dem Verständnis mit dem geistlichen Oberhaupt. Und war nicht schon das ein großes Resultat, daß Karl V. den alten Kampf der weltlichen Macht gegen die geistliche, nicht wie frühere oder spätere Könige mit beschränkten Gesichtspunkten, sondern ganz im allge-

meinen, in den Angelegenheiten desjenigen Konziliums, das wirklich die katholische Rechtgläubigkeit und Kirchenverfassung auf die folgenden Jahrhunderte fixiert hat, wiederaufnehmen konnte? Einer seiner ursprünglichen Gedanken, mit dem er bei seiner ersten Ankunft in Deutschland auftrat, war die Reinigung und Reform der Kirche, freilich in einem anderen Sinn, als in welchem Luther sie unternahm, in einem solchen, bei dem er als das weltliche Oberhaupt der lateinischen Christenheit bestehen oder vielmehr erst wahrhaft auftreten konnte. Hiefür war es ihm lieb, sich auf die Bedürfnisse und die Autorität des Reiches stützen zu können. Die Anordnungen geistlichen Inhaltes, die er unter Autorisation des Reiches getroffen hat, gaben ihm eine geistliche Berechtigung. Jetzt lebte und webte er in diesem Gedanken, seine geistlichen Einrichtungen im Reiche durchzuführen, an den konziliaren Angelegenheiten eingreifenden Anteil zu nehmen, besonders die Reform ins Werk zu setzen, die auch den römischen Hof betreffen mußte; Absichten, die nur dem allgemeinen Wohle zu gelten schienen, aber dabei doch die größte Machterwerbung herbeizuführen, den Nachfolger Karls des Kühnen wirklich zum Oberhaupt des Okzidents zu machen versprachen.

Wohl lag in dem ursprünglichen Begriffe des deutschen Kaisertums die Möglichkeit einer ähnlichen Stellung. Wäre Karl V. ein Deutscher gewesen, von den nationalen Ideen jener Zeit durchdrungen, allein

auf die Hilfe der Nation angewiesen, so konnte er ebensogut darnach streben, doch nur in evangelischem Sinne. Jetzt aber nahm er sie in Besitz infolge eines Sieges über die nationalen Bestrebungen und Bündnisse, zu welchem er durch spanische und italienische Kräfte und eine fremde Gelehrsamkeit unterstützt worden war. Könnte man nicht vielmehr sagen, daß er das Kaisertum der deutschen Nation entfremdete und gegen dieselbe kehrte, als daß er es in ihrem Sinne verwaltet hätte, zu ihrem Besten?

Seine Verhältnisse waren nun aber nicht so beschaffen, daß sie ihm nicht die mannigfaltigste Rücksicht aufgelegt hätten.

Er hatte sich zu dem Frieden mit den Osmanen bequemen müssen, die seine natürlichen Feinde waren und blieben.

Sein Glück wollte, daß dem neuen Könige von Frankreich die Zahlung der Geldsummen, welche sein Vater den Engländern versprochen, gegen die geringe Sicherheit der dagegen stipulierten Herausgabe von Boulogne eine zu große Last schien und so der Krieg zwischen England und Frankreich, kaum beschwichtigt, wieder ausbrach und die beiden Nationen fürs erste vollauf beschäftigte. Karl hütete sich wohl, sich in ihre Zwistigkeiten einzulassen; man hat ihm vielmehr Schuld gegeben, daß er sie nähre; gewiß hing es von denselben ab, daß er nach anderen Seiten hin freie Hand behielt.

Dabei versäumte er jedoch nicht, alle Bewegungen

des Königs von Frankreich mit scharfer Aufmerksamkeit zu begleiten. Die Unterhandlungen desselben mit dem Papste und mit Venedig gaben seinen Gesandten viel zu vermuten und zu schreiben. Die kaiserlichen Minister drücken sich zwar unbesorgt darüber aus, weil doch kein Teil dem anderen trauen werde; unter der Hand aber ergreifen sie schon Maßregeln gegen ihre Erfolge. Mitten im Frieden nehmen sie Anerbietungen französischer Hauptleute an, die etwa dahin zielen, ihnen eine Festung des Königs zu überliefern, und zahlen ihnen Geld dafür, mit der Weisung, daß sie sich still halten sollen, bis etwa der König den Frieden breche.

Einer der vornehmsten Gesichtspunkte des Kaisers ging dahin, keine Verbindungen der Franzosen in Deutschland zu dulden, weder mit den Fürsten, noch auch mit den Kriegshauptleuten. Das Gesetz, das er am Reichstage durchbrachte, daß niemand fremde Kriegsdienste nehmen dürfe, nicht allein wider ihn oder seinen Bruder, sondern ohne ihre Genehmigung, welches jedoch aus allgemeinen Gründen, hauptsächlich darum Widerspruch fand, weil es dem Kriegsgewerbe schade und man einmal keine Kriegsleute mehr finden möchte, wenn man ihrer bedürfe, war hauptsächlich gegen Frankreich gerichtet. Und aufs strengste ward es in Vollzug gesetzt. Der Hauptmann Sebastian Vogelsberger hatte dem Könige von Frankreich bei Gelegenheit seiner Salbung ein paar Fähnlein zugeführt, die zu einer Demonstration gegen die eng-

lische Grenze gebraucht worden waren. Noch während des Reichstages von Augsburg ward er dafür — nicht ohne Hinterlist — gefangengenommen, herbeigeführt und zum Tode verurteilt. Vogelsberger war ein schöner Mann, „daß ich nicht weiß", sagt Sastrow, „ob ein Maler einen Mann ansehnlicher hätte malen können, hohes Gemütes, anschlägig und beredt", gut evangelisch; die Protestanten richteten nach so vielen Verlusten, die sie erlitten, ihre Augen auf ihn. „Herr Konrad," sagte er zu Konrad von Boineburg, den er auf seinem Wege zur Richtstätte ansichtig ward, „ist mir nicht zu helfen?" „Mein Bastian," antwortete ihm Boineburg, „helfe euch unser Herre Gott!" „Der wird mir auch helfen," antwortete Vogelsberger und schritt mit aufgerichtetem Haupte zum Richtplatz; er starb, vollkommen im Gefühl, daß er unschuldig leide; im Grunde war dies die allgemeine Meinung. Der Kaiser war ohne Zweifel dadurch zu seinem Verfahren bewogen, daß einige der namhaftesten Obersten, der Rheingraf, Reckerode, Schärtlin, nach Frankreich geflohen waren und unter dem deutschen Kriegsvolk noch zahlreichen Anhang hatten. Durch den Schrecken dieser Exekution suchte er alle Verbindung mit ihnen abzuschneiden.

Jede Nachricht von der Anwesenheit eines deutschen Bevollmächtigten am französischen Hofe setzt ihn in Aufregung. Er beauftragt seinen Gesandten, alles zu tun, um dahinter zu kommen, ob ein solcher auch wirklich nur das betreibe, was er als den Zweck seiner

Sendung angibt, oder vielleicht gar etwas Pflichtwidriges; er soll dabei kein Geld sparen: denn es sei eine Sache, die man ergründen müsse.

Ebenso hat der Gesandte die Anweisung, die Unterhandlungen der einzelnen italienischen Fürsten mit Frankreich im Auge zu behalten. Man dürfte nicht sagen, daß der Kaiser keinen Grund dazu gehabt habe, dies zu befehlen — der Herzog von Ferrara z. B., der ihm so viel verdankte, hatte doch gesagt, er wolle sein Land auf keine Weise gefährden, auch nicht zugunsten des Kaisers —; aber es bezeichnet sein in jedem Augenblick unsicheres Verhältnis, daß es so war.

Obgleich die venezianische Regierung ihm Vertrauen einflößte, so versäumte er doch nicht, immer einige der vornehmsten Edelleute ihrer Terra ferma in seine Dienste zu nehmen. Die alte gibellinische Gesinnung der Colonnas diente ihm, den Papst mitten in Rom doch immer in einer gewissen Besorgnis zu halten.

Gar mancher von den Räten deutscher Fürsten bezieht eine Besoldung von ihm, unter anderen Carlowitz; die Fürsten selbst, oder wenigstens die jüngeren Söhne aus den regierenden Häusern, sind nicht selten durch Jahrgelder oder Kriegsdienste an ihn gefesselt. Selbst an dem Hofe seines Bruders sucht er nicht allein Freunde zu haben, seine Gesandten geben ihm über die Gesinnung und politische Tendenz der Räte desselben, über jede Abweichung ihrer Politik und der kaiserlichen eine nicht allezeit günstige Kunde.

Mit ungemeiner Rücksicht wurden auch die ent-

fernten Höfe behandelt. Mit dem jungen Sigismund August von Polen stand man nicht immer gut. Zu den preußischen Angelegenheiten, wo er die Widerpart des Kaisers hielt, kamen bald die siebenbürgischen hinzu; seine Vermählung mit einer Eingeborenen, nach dem frühen Tode einer österreichischen Prinzessin, die sich dort keinen Augenblick glücklich gefühlt, hatte kein gutes Blut gemacht; allein für alle ungarischen, osmanischen, selbst für die erbländischen Verhältnisse — ich finde unter anderen, daß die Franzosen ihn aufgefordert, seine alten Rechte an Schlesien geltend zu machen — war ein freundliches Vernehmen mit ihm unschätzbar. Der Kaiser hätte sonst dem Großfürsten von Moskau gern den Titel „König", wie er es wünschte, beigelegt; die Rücksicht auf Polen hielt ihn davon ab.

Noch viel begründeter war die Feindseligkeit des Hauses Österreich gegen Dänemark; aber da die Niederlande schon einmal die Nachteile des Krieges empfunden, so mußte es bei der Anerkennung Christians III. sein Verbleiben haben, wie sehr auch das pfälzische Haus sich dagegen sträubte. Deutsche Fürsten suchten zuweilen durch die Fürsprache des Königs in die Gnade des Kaisers zu kommen; Christian vermittelte ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Karl V. und Gustav Wasa.

Wie weit die vorsorgende Umsicht ging, davon ist ein Beispiel, daß einst der portugiesische Gesandte am französischen Hofe bedeutet ward, nicht zu vorteilhaft

von der Macht des Sheriff von Marokko zu sprechen, weil man dort sonst Lust bekäme, sich mit demselben zu verbinden.

Die Erwägung und Behandlung dieser Angelegenheiten bildete nun das Tagewerk des Kaisers.

In dem Briefwechsel desselben mit seinem Bruder, seiner Schwester Maria, seinen Gesandten besitzen wir davon die merkwürdigsten Dokumente. Die Briefe sind wie Gespräche, wo alle Verhältnisse, große und kleine, durchgegangen, hin und wieder erwogen werden; und so geschieht es wohl, daß sie zuweilen ein wenig gedehnt erscheinen; allein sie zeigen ein vollkommenes, den Geist erfüllendes Bewußtsein des gegenwärtigen Momentes, den sie auf das trefflichste erläutern; sie sind gründlich und fein, umfassend und eindringend; sie eröffnen die Motive der Handlungen mit überraschender Klarheit und halten immer an der großen Tendenz fest, welche einmal ergriffen worden. Man dürfte aber nicht glauben, daß sie alles sagen. Ferdinand redet wohl einmal von der Möglichkeit, daß der Kaiser Herr von Deutschland werden könne; Karl V. würde dies Wort niemals aussprechen, niemals gibt er sich bloß.

Vielmehr mit der unausgesprochenen Absicht, die in seiner Seele lebt, beherrscht er alle und leitet er alles.

Anfangs führten Chièvres und Gattinara die Geschäfte; da bemerkte man nur, wie eifrig der junge Fürst sich denselben widme, wie er sein vornehmstes

Vergnügen daran finde; nach Gattinaras Tode nahm er sie selber in die Hand.

Noch heißt es eine Zeitlang, er tue nichts ohne seine Minister; bald darauf hören wir, daß sie nichts tun ohne ihn; allmählich bekennt ein jeder, daß er selbst die Hauptsache ausrichtet, daß er von den klugen Leuten, die er um sich versammelt, selber der klügste ist.

In dem Minister, der ihn während der großen Ereignisse, die wir betrachtet, vornehmlich zur Seite stand, Nicolas Perrenot Granvella, dem älteren, hatte er jedoch in diesem Rufe fast einen Nebenbuhler und gewiß einen unvergleichlichen Gehilfen gefunden. Granvella war ein Mann, der den halben Virgil auswendig wußte, sich in seiner Heimat, in der Franche-Comté, eine Gallerie von den Meisterstücken der Kunst anlegte, durch diese allgemeinen Bestrebungen seinen Geist für die Geschäfte erst recht geschärft hatte und den wohlbegründeten Ruf genoß, daß er die europäischen Geschäfte vollkommen verstehe. Er besaß ein ausnehmendes Talent, die Dinge sich von fern bereiten zu sehen; in den schwierigsten Fällen fehlte es ihm nie an einem Auskunftsmittel. Einige haben gemeint, daß er den Kaiser leite; ich finde, daß er sich den Gesichtspunkten desselben ohne eine eigene Richtung jedesmal mit vollkommener Hingebung anschloß. In zwei ganz verschiedenen Epochen der kaiserlichen Politik, der ersten, wo sich der Kaiser den Protestanten geflissentlich annäherte, und der zweiten, wo er sie angriff, finden wir ihn, obwohl es ihm einige Mühe

kostete, der letzten beizutreten, gleich tätig und unermüdlich. Die Epoche des Glückes, die nunmehr eintrat, war für ihn, wie Mocenigo sich ausdrückt, ein Brunnen von Gold; doch wußte man wohl, daß ihn kein Geschenk von der Pflicht gegen den Kaiser auch nur um ein Haarbreit abwendig machen könne, der ihn dafür wie einen Vater ehrte.

Die Methode der Verhandlung zwischen Karl und seinen Ministern war, daß bei jedem zu fassenden Entschluß alles, was darüber gesagt werden konnte, unter den Rubriken Für und Wider zusammengestellt und die Punkte, auf deren Entscheidung es ankam, in Form der Frage dem Kaiser vorgelegt wurden. Unzerstreut durch irgend eine fremde Gegenwart, mit sich allein, in der Ruhe des Kabinetts, erwog der Herr — denn mit diesem und keinem anderen Namen wird er in seinem Hause bezeichnet — die aufgestellten Fragen und entschied sie mit Ja und Nein, Worten, die er an den Rand des Blattes schrieb, zuweilen mit ein paar näheren Bestimmungen. Alle Morgen trug der Kammerdiener Adrian, eine wichtige Person an diesem Hofe, da er die Stimmung des Augenblickes kannte — man sagt, es sei ihm zustatten gekommen, daß er weder lesen noch schreiben konnte — die Papiere hin und her. Konferenzen folgten, doch waren sie nicht so häufig, wie man glauben sollte; in schriftlichem Verfahren wurden die Beschlüsse eingeleitet und zur Reife gebracht.

Überhaupt ging es am Hofe des Kaisers sehr still

her. Er verschmähte sinnliche Genüsse nicht, wie er denn zu viel und zu gut aß; von anderen Unordnungen möchte er, wenigstens während seines Witwerstandes, nicht freizusprechen sein; dagegen war an lärmende Vergnügungen, Festlichkeiten, äußere Pracht bei ihm nicht zu denken, zumal da die Krankheit sein gewöhnlicher Zustand und Gesundheit die Ausnahme war. Schon im Februar 1549 wird er uns geschildert, wie er mit gebücktem Rücken, totenbleich, mit farbloser Lippe, in seinem Zimmer am Stabe hin und her schleicht; allein er lacht wohl selbst über seinen Aufzug, weil er sich so schwach nicht fühle, wie er aussehen möge, und bald erfüllt sich das matte Auge doch wieder mit Glanz und Leben. Nicht übel bezeichnet ihn seine Liebhaberei für künstliche Uhrwerke, wo eine einmal angeregte Kraft alles in regelmäßige Bewegung setzt. Unter den wissenschaftlichen Dingen gewannen ihm die astronomischen Studien, frei von allen astrologischen Träumen, die größte Teilnahme ab; dem Wandel der Planeten, dem Ringgang der Gestirne galt seine Aufmerksamkeit und Bewunderung; gern unterrichtete er sich an dem Himmelsglobus —, bis dann die Zeit kam, wo der Gedanke, mit dem er die Welt zu lenken hoffte, in ihm wieder zu voller Kraft gelangte. Ich weiß nicht, ob er denselben in Worten hätte ausdrücken können, ob er nicht davon mehr erfüllt war wie von einem Gefühl, in welchem sich alle seine kirchlichen, politischen und dynastischen Bestrebungen zusammenfaßten; es war ein Gedanke, der

mit der Macht des Unbewußten in der Tiefe seiner Seele ruhte und doch, in jedem Falle mit voller Klarheit und Anwendbarkeit ergriffen, unaufhörlich mit allen Mitteln des Krieges und der Politik verfolgt ward.

Wir haben den Kaiser oft auf seinen Kriegszügen begleitet; auch in den Tagen seiner Krankheit probiert er sich dann und wann den Harnisch an; denn wiewohl natürlicherweise eher zaghaft, so daß er wohl in seinem Zimmer vor dem leisesten Geräusch erschrecken konnte, liebte er doch das Handwerk der Waffen; er hegte ein ritterliches Gefühl für diesen Beruf und wußte sich Ansehen bei den Kriegsleuten zu erwerben. Dazu jedoch waren die Dinge nicht angetan, weder die eigenen Kräfte stark, noch die fremden schwach genug, daß er in offenem Angriff hätte zu seinem Ziele kommen können; sein Verfahren und sein Talent war, aus den entgegengesetzten Elementen sich Sympathien zu erwecken und sie zu Hilfe zu rufen. Es ist ihm hiebei das Unglaubliche gelungen.

Die Granden von Kastilien haben ihm die Kommunen unterworfen; der Gehorsam der Kommunen hat ihm dann gedient, die Granden, die ihm entbehrlich geworden sind, von seiner Staatsverwaltung zu entfernen.

Ihm haben die Deutschen, nicht ohne den Antrieb eines protestantisch-antipäpstlichen Eifers, Rom erobert und den Papst gefangengehalten. Dafür ist ihm ein späterer Papst mit Heereskraft, ebenfalls aus

Religionseifer, über die Alpen zu Hilfe gekommen, um die Protestanten zu unterwerfen.

Nicht selten hat er mit Frankreich über einen Angriff gegen England unterhandelt; dann hat der König von England doch sich mit ihm gegen Frankreich verbündet.

Die Protestanten, die es oft erfahren, daß in der europäischen Opposition gegen das Haus Österreich das Verhältnis lag, das ihnen Raum in der Welt gemacht, hat er doch bewogen, mit ihm wider das Haupt dieser Opposition zu Felde zu ziehen. Dafür sah dann der König von Frankreich wieder zu, als sie mit Krieg überzogen wurden.

Was wäre wohl aus Karl V. geworden, wenn die deutschen Fürsten sich jemals vereinigt hätten, den Begriff, die Rechte des Reiches als einer Gesamtheit gegen ihn zu behaupten? Es sind öfter Versuche dazu vorgekommen, aber immer noch zur rechten Zeit gesprengt worden. Die Uneinigkeit der Stände verschaffte ihm vielmehr eine täglich größere Einwirkung.

Und selbst hiemit hätte er noch nichts ausgerichtet, hätten sich nur wenigstens die Neugläubigen zur Verteidigung vereinigt. Wie weit aber war er ihnen an Weltübersicht und Klugheit überlegen! Er wußte zu bewirken, daß sie einer wider den anderen die Waffen ergriffen.

Es liegt wohl am Tage, daß eine Politik, die immer offen hervorgetreten wäre, von der man gewußt hätte, was sich von ihr erwarten ließ, niemals dahin ge-

langt sein würde. Wer aber wäre imstande gewesen, diese Politik zu durchschauen? Die entscheidenden Handlungen, auf denen ihre Erfolge beruhen, sind immer von Zweifel umgeben, in Dunkel gehüllt.

Kein größeres Glück für den Kaiser, als daß die Deutschen sich der Stadt Rom bemächtigten; er legte Trauer darüber an. Wer kann sagen, ob es irgendeine Bedingung gab, unter der er Mailand an einen französischen Prinzen wirklich abgetreten hätte? Doch hat er ein Jahrzehnt darüber unterhandelt.

Welches war seine wahre Meinung, die, welche Held in Schmalkalden aussprach, mochte dieser gleich seiner damaligen Instruktion entgegenhandeln, oder die, welche Lunden darstellte?

Wir haben die Zweideutigkeiten erörtert, in denen Karl V. sich bei der Gefangennehmung des Landgrafen nicht ohne ein Bewußtsein davon bewegte. Es wird schwerlich an den Tag kommen, ob er zu der Ermordung Pier Luigis seine Einstimmung gegeben hat oder nicht.

Ich will nicht behaupten, daß er jemals etwas versprochen in der bestimmten Absicht, es nicht zu halten; aber zuweilen sieht es doch beinahe so aus.

Nicht unglaubwürdig wird erzählt, er habe in demselben Augenblicke, als er im Jahre 1544 den Protestanten jene speierischen Konzessionen gewährte, den Katholiken entgegengesetzte Versicherungen tun lassen; ihre Nachgiebigkeit wäre ohnedies schwer zu erklären. Kaum hatte er den Frieden mit Christian III. ge=

schlossen, der demselben Dänemark und Norwegen sicherte, so gab er doch dem Pfalzgrafen, der sich darüber beklagte, die Erklärung, er wünsche, daß diese Reiche vielmehr ihm, dem Pfalzgrafen, gehören möchten, und er werde zu seiner Zeit alles dafür tun.

Wenn wir dabei nicht annehmen sollen, daß er das gegebene Wort zu brechen entschlossen gewesen sei, so läßt sich dafür kein anderer Grund annehmen, als daß auch die entgegengesetzte Versicherung so gewiß nicht war.

Die Versprechungen werden, wie sich Granvella einmal ausdrückt, nach Zeit und Umständen gegeben.

Denn vor allem ist immer ein nächster Zweck zu erreichen, eine unmittelbar vorhandene Schwierigkeit wegzuräumen. Die Kräfte, die sich entgegensetzen können, müssen davon zurückgehalten werden, durch jede Konzession, die man ihnen machen kann, ohne mit sich selbst in offenen Widerspruch zu geraten, durch jede Zusage, die dem System nicht schnurstracks entgegenläuft. Das hinderte aber nicht, daß man nicht insgeheim sich ein weiteres Ziel, und wäre es selbst der Feindseligkeit gegen den jetzt Begünstigten, vorbehalte.

Von der Königin Maria, welche das Geheimnis der kaiserlichen Politik am meisten teilte, haben wir ein Schreiben aus der Zeit, in der, mitten in großen Gefahren, eine Annäherung an die Protestanten durchaus nötig geworden war, in welchem sie dem Kaiser den dringenden Rat gibt, darauf einzugehen; aber

bemerken wir wohl: sie fügt hinzu, es werde wohl Zeit und Gelegenheit kommen, anders mit ihnen zu verfahren.

Der Kaiser trat ihnen nun, wie wir wissen, sehr nahe; aber die Folge zeigte, daß er dabei den Vorbehalt künftiger Feindseligkeit keinen Augenblick aufgegeben hat.

Man könnte nur fragen, ob er da nicht auf der einen Seite so weit gegangen ist, daß doch sein Vorbehalt nicht wohl damit bestehen konnte. Wenigstens den Mitgliedern des schmalkaldischen Bundes blieb keine Ahnung von der noch fortdauernden Möglichkeit eines feindseligen Verfahrens übrig.

Auch in den späteren Jahren tauchte ein ähnlicher Widerspruch auf. Karl hatte mehrere Stände in ihrer „habenden christlichen Religion" bestätigt, aber dabei doch ihre Unterwerfung unter das Konzilium ausbedungen. Er berief sich auf ihre, sie beriefen sich auf seine Zusage.

Und wie es nun bei dieser Bewandtnis der Dinge mit seiner eigenen Überzeugung stand?

Die Meinungen Karls V. mögen sich in mehreren noch unentschiedenen Punkten auf den Grenzgebieten beider Lehren bewegt haben; in der Hauptsache aber kann ich nicht finden, daß er von evangelischen Ansichten irgendwie ergriffen gewesen wäre: er war und blieb katholisch; an dem Geheimnis der Eucharistie im katholischen Sinne und den Diensten, die sich daran knüpfen, hat er wohl nie einen Augenblick gezweifelt.

Hat er den Protestanten Konzessionen gemacht, so ist er dazu von dem Papst ermächtigt gewesen.

Der Beichtvater spielte schon bei ihm eine Rolle. Der jüngere Granvella beklagte sich wohl, daß, wenn er zu Ende gekommen zu sein glaube, die Hydra der Gewissensskrupel immer neue Köpfe hervorbringe.

Das vornehmste Ziel, das der Kaiser verfolgte, war zwar politischer, aber doch auch dem Wesen nach religiöser, und zwar katholischer Natur.

Nie ohne rechtfertigende Gründe ging er dabei zu Werke. Er stützte sein Verfahren allezeit auf die Ideen von Reich und Kirche.

Alles, was er in Deutschland unternahm, ward immer mit den Pflichten gegen die allgemeine Kirche, seinem Eide, dieselbe aufrechtzuerhalten, deren Rücksicht auf die übrigen Nationen verteidigt. In jeder Forderung an den Papst dagegen traten die Rechte und Beschlüsse des Reiches, die Notwendigkeit, die Entzweiungen der Reichsglieder beizulegen, als Bestimmungsgründe hervor.

Die alten Formen, die er noch einmal zu beleben suchte, gaben ihm eben die Aussicht, durch sie zu herrschen. Je größeren Einfluß er auf den Reichstag gewonnen, desto strenger forderte er die Beobachtung der Beschlüsse desselben; von keinem Heimbringen, von keiner Selbstbestimmung einer Landschaft wollte er mehr hören. Ebenso aber dachte er mit dem Konzilium zu verfahren. Er wollte den Anteil an der Leitung desselben haben, der ihm als Kaiser gebühre;

dann sollte jedermann seinen Satzungen gehorchen, namentlich auch der Papst selbst.

Dahin hat es der burgundische Prinz doch gebracht, daß die Wiederbelebung dieser großen Ideen, an denen sich das Mittelalter entwickelt hat, an sein Dasein, seine Macht geknüpft ist. Die Doppelseitigkeit seines Bestehens spiegelt sich in den entgegengesetzten Eigenschaften, die sich in seinem Charakter vereinigen. Karl V. ist zweideutig, durch und durch berechnet, habgierig, unversöhnlich, schonungslos, und dabei hat er doch eine erhabene Ruhe, ein stolzes die Dinge gehen lassen, Schwung der Gedanken und Seelenstärke. Seine Ideen haben etwas Glänzendes, historisch Großartiges. Das Kaisertum, wie er es faßt, enthält die Fülle geistlicher und weltlicher Gewalt, und er nähert sich der Möglichkeit, es herzustellen. Ob es ihm damit gelingen wird, ist die große Lebensfrage für Europa und die Welt.

Verhandlungen mit Rom.

In den Jahren 1549—1550 war Karl V. hauptsächlich in den konziliaren Erörterungen mit dem Papst begriffen.

Am römischen Hofe suchte man jede Nachgiebigkeit in geistlichen Angelegenheiten, wenn man sich ja zu einer solchen herbeilassen wollte, mit der Sache von Piacenza in Verbindung zu setzen. Der Kaiser antwortete sehr trocken: er wolle die öffentlichen Dinge nicht mit Privatangelegenheiten vermengen. Seine

Gesandten berichteten wohl, wenn er Piacenza zurückgebe oder nur einen Ersatz dafür anbiete, werde er in den übrigen Streitfragen alles, was er wolle, erreichen; er blieb dabei, daß die Sache für sich behandelt werden müsse. Vor aller weiteren Verhandlung drang er auf rechtliche Untersuchung, wem die Stadt angehöre, dem Reiche oder der Kirche; er sei sehr bereit, wenn das Urteil zugunsten der Kirche ausfalle, Piacenza zurückzugeben; er wisse jedoch wohl, daß es zum Reiche, und zwar zum Herzogtum Mailand, gehöre, so gut wie Parma. Indem man hoffte, er werde Piacenza herausgeben, erhob er Anspruch auch auf Parma.

Er lebte der Meinung, Paul III. werde am ersten durch Drohungen bestimmt, und fast schien es, als hätte er recht.

Sollte zunächst wenigstens eine vorläufige Ordnung in Deutschland eingeführt werden, so mußte der Papst die deutschen Bischöfe ermächtigen, die den Protestanten durch das Interim gemachten Zugeständnisse anzuerkennen.

Eine Zeitlang zögerte er damit, wie das bei dem Widerwillen, den man in Rom gegen das Interim hegte, nicht anders sein konnte; dann kam er mit ungenügenden Fakultäten hervor; endlich ließ er sich auch genügendere abgewinnen.

Am 18. August 1549 erschien Kardinal Otto Truchseß, Bischof von Augsburg, der, wenn irgend ein anderer als ein rechtgläubiger Anhänger der römischen

Kurie betrachtet werden muß, in allem seinem Pomp, unter Vortragung des Kreuzes, silbernen Szepters und seines Kardinalhutes, in der Domkirche zu Augsburg. Er bestieg eine Kanzel, die eigens für ihn aufgerichtet und mit rotem Sammet überzogen war, um zu erklären, daß in dem Interim nichts Schädliches noch Beschwerliches enthalten sei.

Die Indulte, welche der Papst gewährt hatte, gingen manchem Eiferer fast schon zu weit, und der Kaiser mußte durch eine besondere Deklaration ihre Anwendung auf die Länder und Städte beschränken, in welchen die neue Lehre Platz gegriffen. Für diese aber waren sie nicht allein erwünscht, sondern unentbehrlich. Die Anerkennung der Hierarchie auch in den protestantischen Ländern war nur unter dieser Bedingung denkbar.

Und auch in Hinsicht des Konziliums gab der Papst dem Hasse des Kaisers gegen die Versammlung zu Bologna so weit nach, daß er sie im September 1549 auflöste. Ihm selbst fiel sie bereits zur Last, da sie unter den Umständen der Zeit doch nichts ausrichten konnte.

Höchlich erfreut war der Kaiser, als der Papst hierauf die Absicht kundgab, in einer anderen Versammlung, zu Rom, die Reformation ernstlich vor die Hand zu nehmen. Er machte nur noch die Bedingung, daß kein Beschluß derselben den Anordnungen seines Interim oder der von ihm den geistlichen Ständen vorgeschriebenen Reformation widersprechen dürfe.

Ehe es aber soweit kam, starb Paul III., und eine Wahl trat ein, welche dem Kaiser sogar die Möglichkeit eröffnete, seine geistlichen Absichten noch in aller Form zu erreichen.

Die kaiserliche Partei war es — unter Vermittlung des Herzogs von Florenz —, durch welche der neue Papst Julius III. auf den römischen Stuhl gelangte.

In seinem ersten Schreiben erkannte Julius dies an: nächst Gott keinem anderen als dem Kaiser schrieb er seine Erhebung zu; durch seinen ersten Gesandten versprach er, den Kaiser in allen allgemeinen Angelegenheiten der Christenheit zufriedenzustellen, namentlich in der Sache des Konziliums; es war wirklich einer seiner ersten Beschlüsse (wie denn jedermann einsah, daß dies unumgänglich sei, und die Konziliarkongregation selbst dafür stimmte), daß das Konzilium in Trient wieder eröffnet werden sollte. Nichts Besseres hatte bisher der Kaiser gewünscht; in einem seiner Briefe an seinen Gesandten in Rom findet sich der Ausdruck: er bedürfe keiner Versicherung, daß der Papst gute Absichten hege; er nehme sie aus seinen Handlungen ab.

Es war schon eine glänzende Rechtfertigung seines bisherigen Verhaltens, daß derjenige Mann, der so lange den Vorsitz im Konzilium geführt und dabei, als Abgeordneter Pauls III., sich ihm entgegengesetzt, jetzt, nachdem er selber auf den römischen Stuhl gelangt war, diesen Widerstand aufgab und die Wiedereröffnung des Konzils zu Trient bewilligte, gleich

als erfülle er damit nur eine Pflicht. Aber überdies gewährte es ihm für alle seine Pläne eine weite Aussicht, daß er endlich doch einen Papst gefunden, der ihm günstig war und sich seiner Politik anschloß.

Zuerst war nun die Erneuerung des Konzils wirklich zustande zu bringen.

Am 26. Juli eröffnete Karl V. einen Reichstag, der sich abermals in Augsburg versammelt hatte, mit einer Proposition, in welcher er die mancherlei noch unvollzogenen Beschlüsse des vorigen Abschiedes, auch in Beziehung auf sein Interim, das er trotz der veränderten Umstände mit nichten fallen lassen wollte, in Erinnerung brachte, hauptsächlich aber den Ständen verkündigte: was bisher bei dem römischen Stuhle nicht zu erhalten gewesen, das sei von dem nunmehrigen Papste bewilligt worden, die Kontinuation des Konziliums zu Trient.

Nach allem, was im Jahre 1547 vorgegangen, konnte kein Zweifel sein, daß die Reichsstände sich zur Beschickung desselben bereit erklären würden. Die einzige Frage war, wie es dabei mit der Teilnahme der Protestanten gehalten werden sollte.

Wenn Kurfürst Joachim II. nochmals aussprach, daß ein nationales Konzilium dem allgemeinen voraufgehen solle, um dasselbe vorzubereiten, so war das vielleicht an sich zu wünschen, aber bei der Stimmung des Kaisers und der katholischen Stände nimmermehr zu erreichen. Diese hatten die ganze Entscheidung dem Konzilium vorbehalten, und es war schon zweifel-

haft, ob sie die viel näher liegende Forderung der Protestanten, daß die an dem Konzil bereits abgehandelten Artikel aufs neue erörtert oder, wie dieselben sich ausdrückten, reassumiert werden sollten, genehmigen würden.

Mit ausdrücklichen Worten haben sie dies in der Tat nicht getan; aber sie haben es auch nicht verweigert. In einem Reichsgutachten vom 8. Oktober heißt es: die Bitte einiger Kurfürsten und Fürsten gehe dahin, ihre Abgeordneten über die Punkte zu hören, welche bereits dezidiert sein möchten; leicht würde sonst der Ausdruck „Kontinuation des Konziliums" ein Mißverständnis veranlassen. Auch dem Kaiser schien es ratsam, sich in dieser Unbestimmtheit zu halten. Indem er diejenigen, welche Änderungen gemacht, aufforderte, sich an das Konzilium zu verfügen, und ihnen hiefür sicheres Geleit zusagte, wiederholte er die Zusicherungen, die er schon am vorigen Reichstage gegeben und die allerdings einige Worte aus dem Gutachten der protestantischen Kurfürsten enthielten, jene Forderung aber weder abschnitten noch auch gewährten. Er zog es vor, so gut diese wie andere Festsetzungen der künftigen Unterhandlung vorzubehalten. Auch dem päpstlichen Nuntius, der auf die Herstellung der geistlichen Güter gedrungen, erteilte er nur eine ausweichende Antwort: er wollte in diesen Dingen sich im voraus zu nichts verpflichten. Nur das eine Versprechen gab er, die Beschlüsse, welche das Konzilium fassen würde, zu

vollziehen, Deutschland nicht zu verlassen, ehe ein ernstlicher Anfang dieser Vollziehung gemacht worden. Seine Autorität mit der des Konziliums zu verbinden, war längst sein Gedanke, der nun zur Ausführung reifte.

Damit schien ihm aber die Zeit eingetreten, wo er sich noch mit einer anderen Absicht hervorwagen könne, die er längst gefaßt und die nicht minder weitaussehend war.

Sukzessionsentwurf.

Der Kaiser hegte den Plan, seinem Sohne Philipp, Prinzen von Spanien, nachmals König Philipp II., die Nachfolge im Kaisertum zuzuwenden.

Schon 1548 hatte man an eine über die Lebensdauer des Kaisers und des Königs hinausreichende Bestimmung in betreff des Kaisertums gedacht; gleich damals war auch die größte in der Sache liegende Schwierigkeit zum Vorschein gekommen. Sie betraf das Verhältnis von Italien. Die Absicht war, die Nachfolge im Reiche dem ältesten Sohne des Königs vorzubehalten, dem Sohne des Kaisers dagegen, seinem Nachfolger in Spanien (wegen der engen Beziehungen dieses Reiches zu Italien) das Reichsvikariat in Italien mit Einwilligung der deutschen Reichsfürsten zu verschaffen. Ehe man jedoch bei denen zu einer Eröffnung schritt, hielt man für gut, den Prinzen Don Philipp um seine Meinung zu befragen. Der jüngere

Granvella schrieb darüber an den Oberhofmeister des Prinzen, Herzog von Alba, der Kaiser selbst an seinen Sohn. Die Antwort war für den Moment ablehnend: denn die Verhältnisse von Italien seien so wenig befestigt, namentlich in bezug auf Siena und Parma, der Papst Paul III. so wenig zuverlässig, Frankreich so regsam, daß eine Bestimmung über die Sukzession im Kaisertum zugunsten des Erzherzogs, Sohnes König Ferdinands, eine allgemeine Erschütterung hervorbringen dürfte; man würde die Furcht vor dem Fortbestehen der Macht des allezeit siegreichen Kaisers verlieren; die Fürsten würden sich weigern, das Reichsvikariat anzuerkennen. Besser, die Sache werde noch aufgeschoben, bis die Verhältnisse in Italien befestigter seien. Der Kaiser selbst ließ, nachdem die Antwort eingegangen, die Sache fürs erste fallen. Er seinerseits fürchtete, da noch so vieles andere zu gleicher Zeit im Werke war, die Eifersucht, die das Haus Österreich ohnehin erweckte, zu verdoppeln; so wenigstens drückt er sich gegen seinen Bruder aus, welcher darin beistimmte. Allein noch viel mehr als den Antrag auf einen Aufschub schlossen die Bemerkungen in sich, die man in Spanien machte: der folgerichtige Schluß daraus war, daß die Autorität des Kaisertums, nicht das bloße Vikariat, dem künftigen Könige von Spanien in Aussicht gestellt werden müsse, wenn die Ruhe in Italien erhalten bleiben solle. Ohne Zweifel war das der Sinn des Prinzen und seines Oberhofmeisters, wiewohl der letztere es

vermied, sich in seinem eigenen Namen darüber zu äußern; er berichtete nur, welches die Ansichten des Prinzen seien. Man wird annehmen dürfen, daß sie auch den Kaiser überzeugten. Aber noch blieb alles in tiefes Dunkel gehüllt. Wie andere Geschäfte mußte auch dieses erst unterbaut, mit Umsicht vorbereitet werden; vor allem mußte Philipp selbst persönlich mit den deutschen Fürsten bekannt geworden sein.

Es hatte einige Schwierigkeiten, ihn aus Spanien herüberkommen zu lassen, da man dort schon über die Abwesenheit des Kaisers mißvergnügt war; die Cortes von Valladolid erklärten sich dagegen. Der Kaiser befriedigte sie dadurch, daß er seinen Neffen Maximilian, dem er soeben seine Tochter Maria vermählte — denn einen Prinzen von Geblüt sahen sie nun einmal gern an ihrer Spitze —, mit der einstweiligen Verwaltung der spanischen Regierung beauftragte.

Schon bei dieser Vermählung wurden weitere, für die Zukunft der Familie wichtige Bestimmungen getroffen. Maximilian, der indes zum künftigen Könige von Böhmen gewählt worden war und diesen Titel bereits führte, mußte auf die Ansprüche Verzicht leisten, die ihm aus den besonderen Sukzessionsrechten in der einen und der anderen niederländischen Provinz erwachsen konnten; sie wurden durch förmliche Pragmatika aufgehoben. Der Grund war, man wollte von vornherein die Möglichkeit einer Wiederauflösung der Verbindung der Niederlande, welche zu ihrer Verteidigung unbedingt notwendig sei, abschneiden.

Zugleich um in den Niederlanden als der künftige Herr anerkannt zu werden — dies war der Grund, von dem man öffentlich redete — und um die über die Sukzession gefaßten Pläne durch seine Anwesenheit zu unterstützen, kam Prinz Philipp schon gegen Ende des Jahres 1548 aus Spanien herüber. Er nahm seinen Weg durch Italien. Von seinem Vater war er bereits mit dem Herzogtum Mailand belehnt; aber man trug Sorge, daß davon öffentlich zunächst nicht die Rede war. Man wollte der Eifersucht der Franzosen und des Papstes keine neue Nahrung geben.

Als der Prinz im Gebiete des Reiches anlangte, wandte er auch in kleinen Dingen eine fast zu sichtbare Mühe darauf, sich den Deutschen anzunähern. Nur auf deutschem Roß wollte er reiten, als er in Trient ankam, auf deutsche Weise tanzen, deutschen Gelagen beiwohnen; es fiel um so mehr auf, da er das alles nicht eben auf das geschickteste vollzog.

Besser erwogen war es, wenn man die Ankunft des Prinzen mit Gnadenbeweisen in populärem Sinne bezeichnete; die armen Ulmer Prädikanten hatten so lange in ihrem Gewahrsam schmachten müssen, bis der Prinz erschien, um sie zu befreien.

In gewissen Kreisen hielt man die Nachfolge des Prinzen im Kaisertum für eine ausgemachte Sache.

Die Herzogin von Bayern hatte dem Ankommenden etwas mehr Ehre erwiesen, als den Hofräten angemessen schien; und dafür sagte ihr denn der Bischof von Trient einige belobende Worte. „Ehrwürdiger

Vater," erwiderte sie, „ich tue nur meine Pflicht gegen Seine Hoheit, der einstmals unser Herr sein wird."

Kurfürst Moritz hatte den Prinzen persönlich in Trient eingeholt und war mit demselben, wenn wir den Briefen des Carlowitz trauen dürfen, in ein vertrauliches Verhältnis getreten. Man wollte wissen, um seine Stimme angegangen, habe er gesagt, er sei dem Sohne so ergeben wie dem Vater.

Gar ernstlich nahmen die jungen Landgrafen von Hessen den Plan. Das wahre Mittel, ihren gefangenen Vater zu erledigen, sahen sie in der Unterstützung, welche die beiden Kurfürsten, die einst für ihn gutgesagt, Sachsen und Brandenburg, bei diesem Vorhaben dem Kaiser würden zuteil werden lassen, und trugen kein Bedenken, sie darum zu ersuchen.

Wie es wohl zu gehen pflegt, derjenige erfuhr am spätesten von der Sache, den es am meisten anging, König Ferdinand.

Endlich aber drang doch das Gerücht, und zwar in der härtesten Form, als sei es die Meinung des Kaisers, ihm die Würde und das Amt eines römischen Königs zu entreißen und dieselben auf Philipp zu übertragen, bis zu ihm vor, und er hielt für gut, nicht zwar geradezu seinen Bruder, aber seine Schwester Maria, die um die geheimsten Anschläge und Verhandlungen zu wissen pflegte, darüber zu befragen. Er tat dies jedoch nicht, ohne hinzuzufügen, er halte für so gewiß wie das Evangelium, daß sein guter Bruder, welcher ihm immer ein Vater gewesen,

nicht an eine Sache denke, die ihm so wenig zum Vorteil und zur Ehre gereiche.

Darüber nun, wie er das Vorhaben auffaßte, konnte die Königin ihn beruhigen. Obwohl sie sich für nicht hinreichend unterrichtet erklärte, ließ sie doch soviel erkennen, daß nur von einer Versicherung des Reiches nach dem Tode beider Majestäten die Rede sei. Bald aber trat sie einen Schritt näher und gab deutlichere Auskunft.

Nach ihrer Auffassung ging der Gedanke des Kaisers nur dahin, das Verhältnis, das zwischen den Vätern bestand, auch auf die Söhne zu vererben. Ferdinands Sohn, Maximilian, sollte dereinst, wie Ferdinand, römischer König, Philipp, wie sein Vater Karl, römischer Kaiser werden. Bisher war wohl nichts verabredet; aber man hatte in der Voraussetzung gelebt, daß nicht allein nach dem Abgange Karls sein Bruder ihm in dem Kaisertum nachfolgen, sondern daß der Anspruch auf diese ohnehin keineswegs erbliche Würde den Nachkommen desselben, der in Deutschland einheimisch gewordenen Linie, nicht einem in Spanien erzogenen Prinzen, zufallen sollte. Auch der ermäßigte Plan war doch der ferdinandischen Familie unerwartet und in hohem Grade widerwärtig.

Maria stellte dem römischen Könige vor, Philipp werde nur selten im Reiche erscheinen können; für ihn werde aus jener Würde nur die Pflicht hervorgehen, dasselbe zu unterstützen; aller Vorteil davon werde doch dem Hause Ferdinands zufallen, zumal

da Philipp in diesem Falle bereit sei, sich mit einer von dessen Töchtern zu vermählen. Sie erinnerte ihn an das Verdienst, das sich der ältere Bruder um ihn erworben, indem er ihm die Würde eines römischen Königs verschafft habe, ohne an den eigenen Sohn zu denken.

Ferdinand antwortete: wie bisher, so wolle er auch fortan alles tun, was zum Dienst seines Bruders und des Prinzen gereiche, nur nicht in diesem Punkte, der nicht dienlich sei.

So standen die Verhältnisse, als die beiden Brüder am Reichstage zusammentrafen. Sie sahen einander in der Stadt und machten eine kleine Reise miteinander nach München; von dieser Angelegenheit war zwischen ihnen nie die Rede. Auch die Räte gedachten derselben nicht mit einem Worte.

Will man den Grund davon wissen, so drückt ihn der jüngere Granvella unverhohlen aus. Er meint, wenn man die Sache einmal vornehme, müsse man den König nicht Atem holen lassen, bis er nachgegeben habe. Dazu sollte die Königin Maria, in die auch Ferdinand von jeher das größte Vertrauen gesetzt, von den Niederlanden herbeikommen. Sie selbst gab einen Vorwand an, unter dem sie erscheinen könne.

Aber auch Ferdinand, der wohl ahnen mochte, was man ihm nicht sagte, suchte sich Hilfe; er sprach den Wunsch aus, daß sein Sohn Maximilian aus Spanien zurückkehren möchte.

Ich finde, der kaiserliche Hof erschrak hierüber; der

Kaiser und der Prinz gingen mit den beiden Granvellas förmlich zu Rate. „Der Hunger," meinten sie, „treibe den Wolf aus dem Holze." Sie beschlossen jedoch, ihre Absichten noch nicht zu entdecken; fortwährend vermied der Kaiser, mit seinem Bruder in die Region dieser Pläne zu geraten; der jüngere Granvella ward sogar beauftragt, demselben seine Besorgnisse auszureden.

Erst als Maria angekommen war, im September, geschah die Eröffnung.

Der König erklärte jedoch, vor der Anwesenheit seines Sohnes, den die Sache am meisten angehe, und zu dessen Rückkehr bereits alle Vorbereitungen getroffen waren, werde er sich auf nichts einlassen. Bis dahin konnte nichts geschehen, und zunächst ging Maria wieder nach den Niederlanden, deren Verwaltung sie fortwährend leitete, zurück.

Schon aber brach über eine andere Angelegenheit ein Mißverständnis zwischen den beiden Brüdern aus. Die auf den Reichstagen bewilligten Subsidien waren bisher dem König überlassen worden, mit einziger Ausnahme der im Jahre 1544 gegen Frankreich geleisteten. Auch jetzt machte Ferdinand auf Grund einiger an den Grenzen vorgekommenen Irrungen Anspruch auf eine Hilfe des Reiches gegen die Türken. Der Kaiser verlangte auch seinerseits eine Bewilligung; aber er wollte sie zur Eroberung von Magdeburg verwenden, die ihm wegen der großen Bedeutung, die sie für die Unterwerfung des Reiches

hatte, am meisten am Herzen lag. Hierüber kam es eines Tages zu einem gereizten Zwiegespräch zwischen ihnen. Karl sagte: nur einer von ihnen beiden könne Kaiser sein; er werde den Antrag, mit dem der König umgehe, zu verhindern wissen. Ferdinand wurde betreten — denn von jeher hatte er den Bruder als den Höheren betrachtet — und antwortete nachgiebig; aber sich selbst überlassen und unter dem Einfluß seiner Räte und Angehörigen, meinte er doch zu empfinden, daß ihm Unrecht geschehe: denn in kurzer Zeit laufe der Stillstand gegen die Türken zu Ende; wenn er keine Hilfe gegen sie habe, werde Siebenbürgen von ihnen eingenommen werden, ein Land, ohne welches Ungarn nicht behauptet werden könne; würde er diese Gefahr vernachlässigen, so würde die Schuld des Verlustes einer so großen Provinz und damit so vieler Seelen auf ihn fallen; er würde an seiner Ehre vor Gott und Menschen einbüßen und die Verdammnis seiner Seele verdienen; kraft seines kaiserlichen Amtes sei der Kaiser gehalten, ihn zu unterstützen. „Sollte aber," fährt er fort, „Ew. Majestät mich daran verhindern wollen, Hilfe zu suchen, so bin ich Gott, meinem Gewissen und meiner Ehre mehr verpflichtet, als Eurer Majestät."

Eine Sprache, der man es anfühlt, daß ihr noch andere Motive zugrunde liegen, als die eben vorgetragenen, so hoch man dieselben anschlagen mag. Der Kaiser argwöhnte, ich weiß nicht, ob mit Recht,

daß man über diese Sache sich mit ihm entzweien wolle, um auf die vornehmste Frage nicht eingehen zu müssen.

Als sich sein Schwiegersohn bei ihm einstellte, sprach er ihm seinen Dank für die in Spanien geleisteten Dienste und auch dafür aus, daß er gekommen sei, um über die vorliegende Angelegenheit, die das Beste ihrer Häuser betreffe, mit ihm zu verhandeln; er rechnete auf eine entgegenkommende Erwiderung. Maximilian nahm sich zusammen; augenscheinlich mit Absicht brachte er das Gespräch auf etwas anderes. Der Kaiser erwähnte dies gegen seinen Bruder; auch dieser sagte kein Wort. Nachdem jener Brief eingegangen, schickte er den jüngeren Granvella zu ihm, um ihn auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche in einer Entzweiung zwischen ihnen für sie beide liege wie für die allgemeine Sache. „Gott wolle nicht," sagte Ferdinand mit einem tiefen Seufzer, „daß ich mit Seiner Majestät in Zwiespalt gerate!" Aber sowie die Saite der Sukzession berührt wurde, hielt er an sich, um kein Wort zu sagen, das ihn verpflichten könne.

So schrieb der Kaiser seiner Schwester, oder vielmehr so ließ er schreiben; denn er selbst hätte es nicht schreiben können ohne die schmerzlichste Anstrengung. Niemals, sagt er, habe ihn etwas, das ihm von Frankreich begegnet sei, mehr aufgeregt: „Ich kann nicht mehr, ich berste." Er forderte Maria auf, eilends zurückzukommen, um entweder Ferdinand anderen

Sinnes zu machen, oder doch ihn selbst zu trösten und ihm ihren Rat zu geben.

Der Entwurf, mit dem er sich trug, war die Vollendung aller seiner Pläne, in welchem die allgemeinen kirchlichen und politischen Ideen mit seinem dynastischen und persönlichen Ehrgeiz zusammentrafen. Er fühlte auf das bitterste, daß er damit scheitern könne.

Unverzüglich kam die Königin nach Augsburg zurück. Da die Unterhandlungen mündlich gepflogen wurden und alle Mitteilungen an Dritte ausschlossen, so sind wir über ihren Gang nicht authentisch unterrichtet.

Der päpstliche Nuntius, der die Vorgänge mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte, behauptet, bei den ersten Eröffnungen sei von einer Erledigung der noch schwebenden Württemberger Irrungen zugunsten des Königs die Rede gewesen; eine Geldhilfe von ein paar Millionen sei ihm zur Fortsetzung des türkischen Krieges angetragen worden.

Später wollte man wissen, die Königin sei unwillig über die Räte Ferdinands, ja über ihren Bruder selber, der ihr weniger Zutrauen schenke, als diesen Räten; man wollte bemerken, daß sie einst ganz entrüstet von ihm gegangen sei und auch er sie gegen seine Gewohnheit nicht begleitet habe.

In dem Publikum liefen sehr abenteuerliche Erzählungen über die Entzweiung um, die in der Familie sowie zwischen den Räten des Kaisers und denen des Königs ausgebrochen sei.

Im Februar 1551 faßte endlich der Nuntius einmal das Herz, den Kaiser darüber zu befragen. Dieser antwortete, er sei bei sich selbst noch nicht entschieden, ob die Sache zum Heile der Christenheit notwendig sein werde.

Damals war bereits zwischen den Gliedern der Familie eine Annäherung erzielt worden.

Man sieht es aus dem Reichsabschied von Augsburg (10. Februar 1551), in welchem zwar die Absicht des Kaisers, die Belagerung von Magdeburg von Reichs wegen auszuführen, festgehalten ward, aber die Forderung des Königs, zur Verteidigung Ungarns die Beihilfe des Reiches zu erlangen, noch mehr in den Vordergrund tritt. Die Kosten der ersteren sollten aus dem infolge der zwei Jahre früher gefaßten Beschlüsse zusammengebrachten Geldvorrat, jedoch sehr mit Maßen und unter Vorbehalt sofortiger Ersetzung bestritten, zur Verteidigung von Ungarn und zur Behauptung von Siebenbürgen der gemeine Pfennig von den Untertanen aufgebracht werden, zur Hälfte in diesem, zur Hälfte in dem folgenden Jahre, im Fall eines ernsten Angriffs von türkischer Seite aber schon vollständig den nächsten ersten August. Die Vereinbarung hierüber, im Sinne des Königs, förderte ohne Zweifel die übrigen Verhandlungen, die nun wieder unter Vermittelung der Königin Maria, in der Regel schriftlich, zu Augsburg gepflogen wurden. Am 9. März ist es da endlich zu einer Übereinkunft zwischen dem Könige Ferdinand und dem Prinzen

Don Philipp gekommen, welche zu den merkwürdigsten Transaktionen des Hauses Österreich gehört.

In dem Haupttraktat macht sich König Ferdinand anheischig, mit allen geeigneten Mitteln dahin zu wirken, daß die Kurfürsten „nach den glücklichen Tagen des Kaisers", und sobald er, der König, zum Kaiser gekrönt sein werde, den Prinzen zum römischen Könige zu wählen versprechen sollten. Man wollte sie ersuchen, dieser Versicherung die andere hinzuzufügen, nach dem Tode Ferdinands und der Krönung Philipps zum Kaiser den jungen Maximilian zum römischen Könige zu wählen. In diesem Sinne ward eine Instruktion entworfen, die man den Kurfürsten vorzulegen gedachte. Allein man konnte sich nicht verbergen, daß es sehr schwer sein würde, einen so weit in die Zukunft vorgreifenden Antrag bei ihnen durchzusetzen. Man sah die Antwort voraus, daß eine Bestimmung dieser Art außerhalb ihrer Befugnisse liege. Es war noch nicht genug, daß Philipp durch besondere Obligation zusagte, diese Unterhandlung mit allem Eifer zu fördern; unabhängig hievon, verpflichtete er sich, sobald er zur kaiserlichen Würde gelangt sei, für die Zeit seiner Abwesenheit aus dem Reiche den König von Böhmen im Reiche deutscher Nation zu seinem Statthalter zu ernennen, in derselben Art und Weise, wie Karl V. seinen Bruder Ferdinand. So meinte man über die große Schwierigkeit der Benachteiligung Maximilians hinwegzukommen, selbst wenn die Kurfürsten nicht zu gewinnen wären; faktisch sollte alle-

mal das Verhältnis seines Vaters auf ihn vererben. — Und auch Ferdinand sollte durch die Erhebung seines Neffen zum römischen Könige keinen Nachteil erleiden. Er mußte nach bisherigem Herkommen erst selbst gekrönter römischer Kaiser sein, ehe Philipp römischer König werden konnte. Man stipulierte, daß diese Krönung ohne allen Verzug ausgeführt werden sollte; Philipp versprach dazu seine Hilfe. Er machte jedoch seine Vermählung mit einer Tochter Ferdinands, welche dieser dringend wünschte, davon abhängig, daß er noch vorher wirklich zum römischen König erwählt worden sei. Ist er zu dieser Würde gelangt, so verspricht er vor allem, sich in die Administration des Reiches nicht weiter zu mischen, als es Ferdinand, alsdann Kaiser, ausdrücklich bewilligen werde; er will darüber sogleich eine bindende Verpflichtung geben. Überdies aber stellt er unter dieser Bedingung die engste Verbindung der beiden Linien in Aussicht. „Sollte das Konzil," heißt es in dem Traktat, „was Gott verhüte, nicht bei Lebzeiten des Kaisers zu Ende gebracht werden, oder sollte es den erwünschten Ausgang zur Abhilfe der Sachen des Glaubens und unserer heiligen Religion nicht haben, so verspricht der Prinz, den König zu unterstützen, einmal zum guten Erfolg des Konzils, sodann in dessen Ermangelung in jeder anderen Weise, um den Angelegenheiten unseres heiligen Glaubens und der Religion zu Hilfe zu kommen." Er sagte ihm Hilfsleistung gegen jede Rebellion oder weitere Religionsspaltung im Reiche

zu. Was ihre übrigen Königreiche und Erbstaaten anbelange, so soll das vollste gegenseitige Verständnis obwalten; jeder Teil solle dem anderen soviel leisten, als er für sich selbst tun würde.

Da blieb nur noch ein Punkt, und zwar eben der, von welchem die spanischen Absichten ausgegangen waren, das Verhältnis von Italien, unerörtert. In einer zweiten Urkunde, ganz von seiner Hand geschrieben — denn hier sollte das Geheimnis am strengsten bewahrt werden —, verzeichnet Ferdinand die Konzessionen, die er als Kaiser dem Neffen machen werde. Er behält sich in bezug auf Erteilung von großen Lehen die kaiserlichen Rechte vor, die dann und wann sehr einträglich werden konnten; für die Zeit seiner Abwesenheit aber — und mußte das nicht die Regel sein? — ernennt er ihn zu seinem Statthalter, dergestalt, daß er in seinem Namen und von wegen des Reiches die gesamte Administration, die Rechtspflege und Regierung ausüben soll, als sein zweites Selbst; nur hielt er noch an dem Anspruch fest, aus Italien Hilfe besonders zum Kriege gegen die Türken zu erhalten. In einem besonderen Revers nahm Philipp diese Bestimmungen an.

Verabredungen von der weitesten Aussicht, welche, wenn sie realisiert wurden, Folgen, die kaum auszudenken sind, nach sich ziehen mußten. Was hatte es allein zu sagen, daß die Niederlande, die man als ein Ganzes zu konstituieren wünschte, unter dem Schutze des Kaisertums in ihrer Unterwerfung unter

den König von Spanien und ungetrennt erhalten werden sollten! Dagegen hätten die Spanier an den ungarischen Kriegen fortwährend Anteil nehmen müssen. Italien wäre von Deutschland unabhängig geworden, aber der kaiserlichen Autorität unterworfen geblieben. Überdies würde die mächtig aufkommende, durch die Erträge der südamerikanischen Bergwerke unterstützte spanische Staatsgewalt der kaiserlichen Autorität, welche die Schranken soeben niederwarf, von denen sie eingeengt wurde, zu Hilfe gekommen sein, in Sachen des Konziliums und bei jeder Rebellion, in politischen und geistlichen Angelegenheiten!

Kaiser Karl und König Ferdinand zögerten nicht, den Kurfürsten ihren ersten, zugleich auf Maximilian bezüglichen Plan vorzulegen. In der Instruktion darüber geht Ferdinand davon aus, daß er nach dem Abgang seines Bruders die Hilfe seines Neffen, des Prinzen von Spanien, nicht werde entbehren können; um diesen aber zu vermögen, solche zu leisten, sei wohl das einzige geeignete Mittel, daß man ihm jetzt gleich versichere, ihn zu seiner Zeit zum römischen König und künftigen Kaiser zu wählen. Über die Ansprüche seines Sohnes drückt er sich ganz so aus, wie in dem Vertrage festgesetzt worden war. Die Kurfürsten erstaunten, daß er es tat; sie waren überzeugt, er werde es nicht ernstlich gemeint, nicht gern getan haben, aber genug, er hat es getan.

Für den Kaiser hatte die Sache zugleich eine unmittelbare politische Bedeutung. Es entging ihm

nicht, wie hinderlich es ihm sei, daß man seinen baldigen Tod erwartete und mit demselben eine Auflösung aller derjenigen Verhältnisse, welche Deutschland wieder in so nahe Beziehung zu dem südlichen Europa gebracht und dem Kaisertum eine so eigentümliche Stellung und Kraft gegeben hatten. Für die Behauptung seiner Macht hatte es unendlichen Wert, wenn jedermann voraussah, daß auch in Zukunft der König von Spanien zugleich das Kaisertum besitzen und es in dem nunmehr festgesetzten Sinne verwalten werde. Dadurch würde dann, wie doch jeder tätige Mensch begehret, wieviel mehr ein Monarch in einer so großen Weltstellung, das, was er zustande gebracht hatte, weiter gefördert, auf immer befestigt worden sein. Ausdrücklich, wie wir sahen, verpflichteten sich sein Bruder und sein Sohn, die Absichten auszuführen, welche er in Beziehung auf das Konzilium und die Einheit des Glaubens hegte. — Betrachten wir, wie diese sich jetzt weiter entwickelten.

Die Protestanten in Trient.

Außer den übrigen Beweggründen, deren wir gedacht, trugen noch Bedrohungen mit einer Nationalkirchenversammlung, diesmal von seiten des französischen Hofes, der über die Verbindung des Kaisers mit dem Papste sehr unruhig wurde, dazu bei, um Julius III. zu vermögen, die Ausführung seines ein=

mal gegebenen Versprechens auf keine Weise zu verzögern.

Ende des April 1551 erlebten die kaiserlichen Prälaten, welche in Trient zurückgeblieben waren und sich so standhaft geweigert hatten, den Legaten Pauls III. nach Bologna zu folgen, den Triumph, daß die Legaten eines neuen Papstes zu ihnen nach Trient kamen, um das unterbrochene allgemeine Konzil fortzusetzen.

Eigentlich nun erst erhielt es den Charakter, der ihm ursprünglich vom Kaiser zugedacht worden: es ward jetzt Ernst mit dem Gedanken, die in Deutschland erhobenen religiösen Streitfragen unter lebendiger Mitwirkung der Deutschen auf einem allgemeinen Konzil zur Entscheidung zu bringen.

Am letzten Tage des August nahmen die Kurfürsten von Mainz und von Trier in der allgemeinen Kongregation persönlich ihren Platz ein; die ältesten erzbischöflichen Sitze hatten ihnen den Rang gelassen. Nach einiger Zeit langte auch der Erzbischof von Köln an; andere Prälaten folgten.

Die Hauptsache aber war, daß indes auch protestantische Theologen und Prokuratoren sich fertig machten, am Konzilium zu erscheinen.

Da diese aber durch keine kirchliche Würde eine Bedeutung besaßen, die persönlich in ihnen geruht hätte, sondern nur als Repräsentanten der evangelischen Gemeinschaft etwas waren, so bereitete man ihre Sendung durch neue Bekenntnisschriften vor.

Das geschah wohl nicht darum, wie man gesagt hat, weil dem Kaiser schon die Benennung „Schmalkaldische Artikel“, die einst zu ähnlichem Behuf aufgesetzt worden waren, oder auch „Augsburgische Konfession“ so verhaßt gewesen wäre, daß man ihm damit nicht hätte kommen wollen. Wir wissen recht gut, daß die Abfassung der früheren Konfessionen mit Rücksicht auf die obwaltenden Verhältnisse unternommen worden war. So sollte es auch diesmal geschehen. Zurückgezogen nach Dessau, um von den Zerstreuungen der Universitätsgeschäfte ungestört zu bleiben, verfaßte Melanchthon die sogenannte Sächsische Konfession, die er als eine Wiederholung der Augsburgischen bezeichnet, wofür sie auch anerkannt worden ist, die aber doch sehr auf den Stand der Streitfragen Bezug nimmt, wie er in diesem Augenblicke war. Die evangelischen Lehren von der Rechtfertigung und der Kirche — insofern wieder eine und dieselbe, als sie beide auf einem Zurückgehen von dem Äußerlichen und Zufälligen auf das Innerliche, Echte, in der heiligen Urkunde Enthaltene beruhen — mußten nochmals hervorgehoben und erläutert werden, da man eben in diesen Punkten zuletzt mit der katholischen Doktrin in eine Berührung geraten war, welche neue Zweifel erweckt hatte. Auch die Lehre vom Abendmahl ward in dem Sinne der noch obwaltenden Konkordie ausführlicher erörtert. Indessen verfaßte Johann Brenz, der seitdem wunderbare Schicksale erlebt hatte — Volkssagen symbolisieren die Gefahren, die er be-

stand, und die Rettung, die er erfuhr; eine Zeitlang hatte er als Vogt fungieren müssen — und sich noch immer verborgen hielt, damals im Kloster Sundelfingen, im Auftrage des Herzogs von Württemberg eine ähnliche Bekenntnisschrift, unter verwandten Gesichtspunkten. Es ist ein müßiges Vergnügen der Gegner der Protestanten, über ihre mancherlei Konfessionen zu spotten. Die Bekenntnisse enthielten die Lehre bisher niemals in einer Formel, welche als unfehlbar und alleingültig betrachtet worden wäre; man konnte sie bei veränderten Umständen auch mit anderen Worten als den einmal festgesetzten schriftgemäß ausdrücken, genug, wenn man das Wesen der Sache behauptete. Die Württembergische Konfession ward in Stuttgart von elf der namhaftesten Theologen geprüft und unterzeichnet, die Sächsische von den Professoren und Predigern im Gebiete des Herzogs Moritz, des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach, der Herzöge von Pommern, der Harzgrafen angenommen. Da man nicht hätte wagen dürfen, eine allgemeine Versammlung zu berufen, so rechnete man auf allmählichen Beitritt. Die Straßburger unterzeichneten die eine und die andere Schrift.

Zunächst kam es aber nicht auf Konfessionen an; bei dem Stande der Dinge war die Vorfrage über die Art und Weise der neuen Beratung von noch größerer Wichtigkeit.

Die Protestanten würden sich selbst das Urteil gesprochen haben, wenn sie die bei den früheren Sitzun-

gen in Trient durchgegangenen Dekrete anerkannt hätten; sie blieben bei ihrer Forderung der Reassumption.

Und zwar waren sie hiebei der Meinung, daß das ganze Verfahren an dem Konzilium abgeändert werden müsse. Melanchthon sagte, der Papst und seine Anhänger seien von den Protestanten so vieler Irrtümer angeklagt, daß eine von ihnen ausgehende Entscheidung nichts anderes sein würde, als ein Urteil in eigener Sache. Er kam auf den Gedanken zurück, daß man unparteiische Prälaten und Fürsten, die freilich zuerst ihrer Eidespflicht gegen den Papst zu entledigen seien, anstellen müsse, um zwischen beiden Parteien zu entscheiden. In verwandtem Sinne wurden Ende des September auch die württembergischen Gesandten instruiert, obwohl man hier, wo man der Gewalt so viel näher war, noch mehr Anlaß hatte, Rücksicht zu nehmen. Die päpstlichen Legaten sollten nicht mehr präsidieren; sie sollten nicht das Vorrecht haben, die konsultierenden Theologen aufzustellen; den Klerikern sollten nicht allein die entscheidenden Stimmen zustehen; vor allem wollten sie auch über die bereits entschiedenen Artikel gehört sein.

Wenigstens die erste dieser Forderungen war dem Kaiser schon am Reichstage vorgelegt worden; er fand jedoch damals nicht ratsam, weder sie anzunehmen, noch sie zurückzuweisen; er fürchtete, Streitfragen anzuregen, welche alles verderben könnten. Jetzt aber war kein längeres Verziehen möglich; eine

feste Meinung mußte ergriffen werden, sei es von ihm oder von seinen Bevollmächtigten.

Höchst merkwürdig: der kaiserliche Orator am Konzil, Lizentiat Vargas, erklärte sich ganz im Sinne der Protestanten. In einem seiner Briefe an den Bischof von Arras heißt es, die bereits verhandelten Artikel müßten alle wieder aufgenommen werden, von dem ersten über die Erbsünde bis auf die letzte Kontroverse.

Und nicht minder war es seine Meinung, daß die Verfassung des Konzils überhaupt geändert werden müsse. Wir haben eine Denkschrift von ihm, in welcher er das Verfahren des päpstlichen Hofes während der früheren Sessionen als ein solches, das nur dahin gezielt habe, die Mitglieder in Knechtschaft zu halten, sehr ernstlich tadelt, den Vorsitz der Legaten überhaupt verwirft und die Praxis der alten Konzilien, die Rechte, welche den Kaisern dabei zustanden, wiederhergestellt wissen will. Diese Denkschrift ward vor der Eröffnung des Konziliums geschrieben, und um so bedeutender ist es, daß der Kaiser den Verfasser derselben zu seinem Bevollmächtigten in Trient ernannte.

Wir werden den Kaiser nicht so verstehen, als ob er eine geheime Hinneigung zu den Lehrsätzen der Protestanten genährt hätte; davon war seine Seele frei; allein einmal wollte er ihnen nichts auflegen lassen, was sie zu offenem Widerspruch treiben konnte; sodann war seine Absicht nur gewesen, sie zur Idee der Einheit zurückzuführen, dem Konzilium zu unter=

werfen; wenn sie innerhalb dieser Grenze dem Papsttum Widerstand leisteten, so waren sie viel mehr seine Verbündeten, als seine Feinde; sie konnten doch niemals anders, als sich an das Kaisertum halten; sie unterstützten seine Politik, welche die alte blieb, auch als er einen befreundeten Papst hatte.

Umstände, die freilich nicht dazu beitragen konnten, die Prälaten, die an den herkömmlichen Begriffen des Pontifikats festhielten, die Ankunft der protestantischen Abgeordneten wünschenswert erscheinen zu lassen.

Anfangs wollten sie nicht glauben, daß die Protestanten überhaupt sich einfinden würden; je mehr sich dazu gewisse Aussicht zeigte, desto stärker sprachen sie ihren Abscheu dagegen aus: „sie tun alles,“ sagte Vargas, „um den Protestanten die Türe des Konziliums zu schließen.“

Eine erste voraufgehende Frage betraf die Form des ihnen zuzugestehenden sicheren Geleites.

Allem Widerstreben des Legaten zum Trotz setzten die kaiserlichen Minister durch, daß dabei die Formel, welche das Konzil zu Basel, dessen Andenken der römischen Kurie verhaßt war, den Hussiten bewilligt hatte, zugrunde gelegt, dagegen ein Kanon des Kostnitzer Konzils, durch welchen die nicht Rechtgläubigen zu haltende Treue in Zweifel gezogen ward, ausdrücklich zurückgenommen wurde.

Schon hatte der kaiserliche Hof dafür gesorgt, daß kein entscheidender Schritt vor ihrer Ankunft geschah.

Eine der ersten Arbeiten der neuen Versammlung war die Erörterung der Eucharistie. Wäre, wie es wirklich beabsichtigt wurde, gegen das Empfangen derselben unter beiderlei Gestalt entschieden worden, so würde dies einem Abkommen mit den Protestanten mächtig in den Weg getreten sein. Wenige Tage vor der anberaumten Session lief ein Schreiben des Kaisers ein, worin er auf Suspension der Beschlußnahme drang. Der Legat Crescentio fuhr anfangs heraus, er wolle lieber abdanken, als die Schmach des Konziliums dulden, daß es mit so gut vorbereiteten Dekreten zurückhalten müsse; aber zuletzt gab er nach.

Der von dem Kaiser eingesetzte und ihm dafür doppelt ergebene Kurfürst von Köln äußerte den Gedanken, daß alle Beschlüsse nur vorläufig genommen und erst zuletzt zu einer definitiven Entscheidung zusammengefaßt werden sollten. Ein Gedanke, der die momentanen Schwierigkeiten ziemlich gehoben hätte und mit der Politik des Kaisers, die dadurch den weitesten Spielraum erlangt haben würde, ganz gut zusammentraf.

Am 24. Januar 1552 ließen sich nun die ersten Protestanten, zunächst die weltlichen Prokuratoren — denn nur erst diese waren angelangt —, in der öffentlichen Sitzung des Konziliums vernehmen.

Der Legat fand die Vollmachten, welche die Fürsten denselben gegeben, ungenügend, weil sie darin nicht ausdrücklich gesagt, daß sie sich den Entscheidungen des Konziliums zu unterwerfen bereit seien, ja sogar

anstößig, insofern in denselben von einer geistlichen und weltlichen Reform die Rede war; er verwahrte sich durch eine besondere Schrift gegen jedes Präjudiz, das daraus entspringen könne. Die kaiserlichen Minister ließen jedoch diese Protestation nicht zu öffentlicher Verlesung kommen: sie ihres Ortes waren mit den Vollmachten zufrieden.

Zuerst erschienen die württembergischen Prokuratoren und überreichten die von Brenz verfaßte Konfession, zu deren Erläuterung und Verteidigung ihr Herr in kurzem seine Theologen senden werde. Sie setzten voraus, daß dann die schon verhandelten Artikel nochmals erwogen würden; zu dieser Erörterung aber forderten sie die Aufstellung unparteiischer, dem Papste nicht verpflichteter Richter.

Diese Versammlung erwiderte, sie werde diese Dinge in Erwägung ziehen, und beschäftigte sich hierauf mit einem Gesuche des Kurfürsten von Brandenburg in Hinsicht des Erzbistums Magdeburg, das sie gewährte.

Am Nachmittag traten die Gesandten des Kurfürsten Moritz auf, und zwar mit einer Rede, die von allen, die am Konzilium vorgekommen, wohl die merkwürdigste, von dem Herkommen abweichendste ist, in welcher sie nicht allein ebenfalls die Reassumption der schon beschlossenen Artikel und die freie Teilnahme der Theologen an der Besprechung derselben forderten, sondern auch den protestantischen Grundsatz aufstellten, daß bei der Entscheidung die Heilige Schrift

die einzige Norm zu bilden habe. Auch sie forderten, daß die Mitglieder des Konzils vor allem des Eides, mit dem sie dem Papste verpflichtet seien, erledigt würden; aber zugleich fügten sie hinzu, im Grunde verstehe sich das von selbst: denn wie könne sonst wahr sein, was doch durch die Synoden von Basel und Kostnitz festgesetzt worden, daß der Papst dem Konzil unterworfen sei? Frei müsse Stimme und Zunge sich fühlen; man müsse nicht nach dem Winke des einen und des anderen reden, sondern allein nach den Geboten der Heiligen Schrift. Dann erst lasse sich erwarten, daß man über die Lehre gültige Satzungen machen, Haupt und Glieder reformieren, den Frieden der Kirche herstellen werde.

Zum ersten Male berührte das protestantische Prinzip die konziliaren Bestrebungen unmittelbar; die Rede rührt ohne Zweifel von Melanchthon her; sie hatte an dem Konzil den größten Erfolg.

„In voller Sitzung," ruft der Bischof von Orense freudig aus, „haben sie ausgesprochen, was wir uns nicht zu sagen getrauen." Er urteilt, in den Reden der Protestanten finde sich neben Schlechtem doch auch vieles Gute; sehr weislich habe der Legat dafür gesorgt, daß sie nicht von einer größeren Anzahl gehört worden seien.

„Das Schlachtfeld ist eröffnet," sagt Vargas: „Melanchthon und seine Gefährten können nun nicht mehr verweigern, zu erscheinen; aber es ist notwendig, daß sie eilen." Er bemerkt, der Papst und seine Minister

seien in hohem Grade erschrocken; es scheine ihnen, als gehe die Absicht des Kaisers auf eine durchgreifende Reformation.

Daß dem wirklich so war, ergibt sich unter anderem auch aus einem Schreiben Malvendas. So lebhaft er sonst die Protestanten bekämpft hat, so ist er doch mit ihren Reformtendenzen höchlich zufrieden. Er findet, da nun einmal die Sache so öffentlich zur Sprache gekommen, so könne Seine Majestät nun auch den Papst erinnern, ja bei Pflicht und Ehre und Gewissen auffordern, die alten Mißbräuche zu heben.

Schon glaubte sich der Legat so ernstlich gefährdet, daß er mit einem Schreiben des Kaisers hervortrat, worin dieser versprach, die Opposition der Bischöfe gegen die päpstliche Gewalt zu verhindern. Doch machte er damit nur wenig Eindruck. Vargas meinte, mit dieser Zusage habe man wohl nur den Papst zur Wiedereröffnung des Konzils bewegen wollen; gewiß beziehe sie sich allein auf die gegründeten und vernünftigen Ansprüche desselben; bei der Abschaffung augenscheinlicher Mißbräuche könne den Prälaten die Hand damit nicht gebunden sein.

Am römischen Hofe war man auch dadurch in Schrecken gesetzt, daß die spanischen Prälaten den Augenblick benutzen zu wollen schienen, um die Kollation der Pfarren und Pfründen in Spanien ihm entweder ganz zu entziehen oder doch gewaltig zu schmälern. „Daraus soll nichts werden," ruft der Papst aus, „eher wollen wir alles Unglück erwarten, eher wollen wir die Welt

zugrunde gehen lassen.“ Dazu kamen nun die Vorträge der Protestanten, die er als extravagant und gottlos bezeichnet. „Unter dem Namen Mißbrauch soll man uns das nicht angreifen, was kein Mißbrauch ist; man soll unsere Autorität nicht antasten.“

Bis auf diesen Punkt gediehen die Dinge in raschem Fortgang auf dem neueröffneten Konzilium.

Der Kaiser war so weit wie jemals entfernt, dem Papste darin freie Hand zu lassen. Er trieb ihn vielmehr von zwei entgegengesetzten Seiten in die Enge. Die alte Opposition der spanischen Prälaten verband sich jetzt mit den hier zuerst erschallenden Forderungen der deutschen Protestanten. Beide schlossen sich an den Kaiser an, der, zugleich im Besitz uralter Ansprüche an eine geistliche Mitherrschaft, eine gewaltige und trotz aller politischen Verbindungen für das Papsttum furchtbare Stellung einnahm.

Wie er nun aber dieselbe zunächst zu benutzen, wohin er die Dinge zu leiten dachte?

Es kann wohl keine Frage sein, daß er nunmehr jene Reformation an Haupt und Gliedern, deren Notwendigkeit ihm schon einst sein Lehrer gezeigt und sein ganzes Leben ihm weiter kundgetan, zustande zu bringen beabsichtigte. Es war, wie berührt, der erste Gedanke, mit dem er einst sein öffentliches Leben begonnen: die Zeit schien gekommen, denselben zu verwirklichen.

Minder deutlich erhellt, wie er in Hinsicht der dogmatischen Festsetzungen gesinnt war, ob er in

Deutschland den ganzen Katholizismus mit den in Trient bereits getroffenen Bestimmungen, oder nur die allgemeine Einheit, mit den Modifikationen, die sein Interim festsetzte, einführen wollte. Ich sollte das letztere glauben. Er war zu den interimistischen Satzungen auch darum geschritten, weil er von dem Konzilium nichts erwartete, was den Protestanten eine Annäherung möglich machte, ohne Beschimpfung; es hatte ihn unendliche Mühe gekostet, sie ins Werk zu setzen. Den Vorschlag, den man ihm an dem letzten Reichstage machte, in der Durchführung derselben mildere Maßregeln eintreten zu lassen, hatte er zurückgewiesen und vielmehr gedroht, bei den Einzelnen nach der Ursache ihrer Säumnis zu forschen; er hatte Ausdrücke gebraucht, die man fast auf das Vorhaben einer Inquisition deutete. Die Revision der früheren Dekrete, die er offenbar begünstigte, konnte doch, wenn sie überhaupt irgendeine Wirkung haben sollte, nur eben diese haben, daß einige Abweichungen der Protestanten geduldet wurden.

So wäre denn die Wiederherbeibringung der Abgewichenen, die Reformation der Verfassung und die Aufrechterhaltung der alten Einheit zugleich durchgesetzt worden.

Denn daran ist kein Zweifel, daß er nun, wenn die Beschlüsse einigermaßen in seinem Sinne ausfielen, alles zu tun entschlossen war, um sie zur Vollziehung zu bringen.

Und war es nicht in der Tat der Mühe wert? Die

große Genossenschaft zu behaupten, in der sich die europäische Welt seit ihrer ersten Gründung entwickelt, und doch dabei die Mißbräuche zu heben, welche die Alleinherrschaft der römischen Päpste hervorgebracht hatte, war das nicht wirklich eine eines großen Fürsten würdige Absicht?

Mit der Idee verband sich aber der mächtigste persönliche Ehrgeiz. Das Kaisertum wäre wahrhaft erneuert worden, es hätte Wurzel für die Zukunft geschlagen. So dachte er es noch selber zu verwalten und dann seinem Sohne als einen Besitz seiner Nachkommen zu hinterlassen. Keinen Augenblick verließ ihn dieser Gedanke. Mit den geistlichen Fürsten hat er noch auf ihrer Reise zum Konzilium darüber unterhandeln lassen, und wenigstens einer von ihnen, der Kurfürst von Köln, hatte seine besten Dienste versprochen. Unaufhörlich lud er Brandenburg und Sachsen ein, ebenfalls in die Nähe zu kommen, um die Sache zum Schluß zu bringen. Man glaubte, er denke sich des Konziliums selber zu seinem Zwecke zu bedienen.

Eine andere Frage freilich ist, ob die Durchführung dieser Absichten wirklich so sehr zum Heile der europäischen Welt gereicht haben würde, wie der Kaiser meinte, — ob sie sich auf dem Standpunkte befand, wo die Wiederherstellung des Kaisertums mit seinen kirchlichen Attributen ihr förderlich sein konnte, ob namentlich die Deutschen sich Glück dazu zu wünschen hatten, Satzungen, wie sie das tridentinische Kon=

zilium aufstellte, wenn sie auch gemildert wurden, bei sich eingeführt zu sehen. Sie würden dadurch mit allen ihren besonderen nationalen Bestrebungen einer allgemeinen Kombination dienstbar geworden sein.

Wir brauchen jedoch diese Frage nicht zu erörtern. So nahe am Ziele, erhoben sich dem Kaiser unerwartete Hindernisse.

Denn nicht so leicht ist die Welt zu überwinden. Je mehr jemand Ernst machen wird, ihr seinen Willen oder seine Meinung aufzudringen, desto stärker werden die freien Kräfte sich dagegen zum Kampf erheben.

Viertes Kapitel.

Elemente des Widerstandes in den großen Mächten.

Wir haben die kirchlichen Entwürfe des Kaisers, von ihnen fortgezogen, bis zu dem Zeitpunkt begleitet, wo sie ihrer Ausführung näher kommen und sich zugleich erst vollständiger entwickeln, und sehen wohl, welch ein universalhistorisches Interesse sich daran knüpft, ob sie ausgeführt werden oder vielleicht doch noch scheitern; um aber die Kräfte, die dabei fördernd oder hindernd aufeinander wirkten, und die ganze Lage der Welt zu überschauen, müssen wir noch bei den einzelnen Richtungen verweilen, in welchen sich diese so gewaltig aufstrebende Macht bewegt, und das Verhältnis betrachten, in das sie zu den übrigen Elementen der damaligen Welt gerät, die sie bekämpft und die ihr widerstreben.

Unsere deutsche Geschichte ist nun einmal in diesem Zeitalter gleichsam die allgemeine Geschichte. Da der Schwerpunkt der deutschen Geschäfte in diesem Augenblicke nicht mehr in der Fürstenversammlung am Reichstage, sondern in dem Kaiser lag, dieser aber zu seinem Einfluß hauptsächlich durch den Zusatz von Macht gelangt war, welchen er aus seinen außerdeutschen Verhältnissen gewann, so wirkte jede Ver-

änderung dieser letzten, oder auch nur ihr Schwanken, auf den Gang der deutschen Angelegenheiten zurück.

Beginnen wir auch diesmal mit dem Entferntesten, dem Seekrieg im Mittelmeer, der jedoch zu der Idee des Kaisertums, wie es Karl V. wiederaufzurichten im Sinne hatte, in naher Beziehung steht.

Seekrieg im Mittelmeer.

Es war ein Akt zugleich der Großmut und der Politik, daß Karl V. dem aus Rhodus verjagten Orden der Johanniter eine Freistatt in Malta gab.

Um den Orden nicht länger umherirren zu lassen, sondern ihm wieder einen festen Sitz zu verschaffen, „damit er", wie es in der Urkunde heißt, „seine Kräfte gegen die ungläubigen Feinde des christlichen Gemeinwesens gebrauchen könne", überließ ihm Karl zur Zeit seiner Kaiserkrönung, noch in Bologna, drei nicht unwichtige Plätze, die zu seinem sizilianischen Königreich gehörten, Malta, Gozzo und Tripoli in Afrika, zwar als ein Lehen, aber mit solchen Rechten, die einen beinahe unabhängigen Besitz ausmachten.

Dem Orden war es anfangs nicht angenehm, daß ihm auch Tripoli übertragen würde: er hatte nur um Malta und Gozzo gebeten. Der Großmeister de L'isle Adam ergriff selbst von den Inseln nur mit der Hoffnung Besitz, sie bald wieder zu verlassen, entweder nach Rhodus zurückzukehren oder sich im Peloponnes anzusiedeln. Erst als Tunis erobert war, faßten die Ritter das Vertrauen, Tripoli behaupten

zu können; 1541 fingen sie an, sich in Malta ernstlich zu befestigen; der Geschichtschreiber des Ordens bemerkt, daß der Großmeister Omedes erst zwei Jahre später, als sich zeigte, daß das Unglück des Kaisers vor Algier doch nicht so verderbliche Folgen hatte, wie man anfangs gefürchtet, aus seiner bisherigen Niedergeschlagenheit erwachte. Endlich sah er sich wieder von einer glänzenden Ritterschaft, die zu Krieg und Beratung zusammengekommen, zuverlässigen Söldnern, zahlreichen Untertanen umgeben und mit Schiffen, Waffen und, worauf es auf diesem unfruchtbaren Felsen besonders ankam, auch mit Lebensmitteln gut versehen.

Für den Kaiser bestand der Vorteil der Ansiedelung darin, daß alle Balleien von Europa beisteuern mußten, um diese dem Angriff der Osmanen jetzt zunächst ausgesetzten, zwar für alle, doch für ihn noch mehr als jeden anderen wichtigen Grenzplätze zu verteidigen, eine Pflicht, die ihm sonst allein zugefallen wäre. Sein Verhältnis als Oberlehnsherr und seine natürliche Beziehung zu den vier Zungen, Deutschland, Aragon, Kastilien und Italien (wie denn von den deutschen und den spanischen Mitgliedern das erste Gesuch an ihn ausgegangen war), verschafften ihm einen größeren Einfluß auf den Orden, als je ein Kaiser gehabt.

Seit dem Jahre 1541 waren nun die Korsaren noch beschwerlicher geworden, als sie früher gewesen. Mit ihren kleinen geschwinden Fahrzeugen — wir finden

wohl, daß sie erbeutete Galeeren zerschlagen, um sich Galeoten und Fusten daraus zu zimmern —, bald einzeln, bald in ganzen Geschwadern durchstreifen sie alle diese Gewässer; kein Schiff ist vor ihnen sicher, das sich aus dem atlantischen Ozean durch die Meerenge wagt oder auch nur zwischen Malta und Sizilien segelt, kein Dorf an den weiten Küstengebieten des inneren Meeres, so daß die Landleute sich gewöhnen müssen, gut Wacht zu halten, die Nächte in nahen Kastellen zuzubringen: — wie oft hat man in Procida diejenigen wieder losgekauft, die an der neapolitanischen Küste, etwa in Castellamare, zu Gefangenen gemacht worden waren! Der Kaiser sah sich genötigt, seine Galeeren in mehrere Geschwader zu teilen, um die Kommunikation zwischen seinen Ländern nur einigermaßen zu behaupten. Da kamen ihm nun die Galeeren des Ordens, als deren Kapitän wir im Jahre 1542 einen Deutschen finden, Georg Schilling, trefflich zustatten. Die Ordenschronik schildert ihr mannigfaltiges Zusammentreffen mit den Seeräubern, wie diese sich fast immer mit verzweifelter Tapferkeit schlagen, namentlich die Renegaten unter ihnen, die freilich den gewissen Tod voraussahen, wenn man sich ihrer bemächtigte, wie aber auch die Ritter das weiße Ordenskreuz bis in die entferntesten Buchten furchtbar machen und meistenteils die Oberhand behalten: die Christensklaven, die an den Rudern seufzen, werden befreit, die jungen Türken, die bisher die Herren waren, an die Ruder geschmiedet; von dem Kauf-

fahrteischiff flieht wohl zuweilen die türkische Bemannung an das nahe Land; dann empfangen die Neger, auf dem Verdeck tanzend und singend, den eindringenden Sieger, der jedoch die Sklaverei als ihren natürlichen Zustand ansieht und, vielleicht bedauernd, ihn beibehält.

Von dem größten Nutzen für den Kaiser war ferner die Behauptung von Tripoli, besonders des dortigen Hafens, welcher als der beste von allen, 200 Miglien weit nach Osten und 200 Miglien nach Westen hin, angesehen ward. In sehr gefährlicher Nähe, zu Tanjura, faßte ein alter Kiaja Chaireddins, der Renegat Morat Aga, Fuß, der mit einer osmanischen Kriegskolonie, die er herbeiführte, und mit den Eingeborenen, auf die er Einfluß gewann, den schlecht befestigten Ort auf das ernstlichste bedrohte. La Valette, der sich später in Malta unsterblich gemacht hat, legte die erste Probe seiner Fähigkeit durch die Einrichtungen ab, die er zur Verteidigung von Tripoli traf. Den Rittern war der Landkrieg ohnehin fast lieber als der Seekrieg. Besonders wirksam zeigten sich die Hakenschützen zu Pferde, nachdem man einmal die Tiere so gut eingeübt hatte, daß man die Hände für den Gebrauch der Büchse freibehielt. Wir erstaunen, wenn wir bemerken, in welchem Sinne dieser Krieg noch geführt ward. Es ist wohl einmal der Vorschlag geschehen und Anstalt zu seiner Ausführung gemacht worden, über den Vorzug der einen Religion vor der anderen, des katholischen Christentums oder des Islam, durch

einen Kampf von Zwölf gegen Zwölf entscheiden zu lassen, ein sonderbares Gegenstück zu den Religionsgesprächen in Deutschland. Die Ritter behielten fürs erste auch hier in den Waffen die Oberhand. Es gelang ihnen, einzelne Eingeborene, Scheiche großer Dörfer zwischen Tripoli und Tanjura, für sich zu gewinnen, Anhänger Morats dagegen, die in ihre Gewalt fielen, zu dem Schwur auf den Koran zu nötigen, daß sie in Zukunft die Waffen nicht gegen den Orden tragen wollten. Allmählich gefielen sie sich in dem reichen und anmutigen Lande. Im Jahre 1548 hat das Generalkapitel des Ordens den Beschluß gefaßt, seinen Hauptsitz in Zukunft in Tripoli aufzuschlagen, nur mit der Bestimmung, daß dies nach und nach, die ersten Jahre versuchsweise, geschehen solle.

Unter den Korsaren jener Zeit war nun kein anderer so geschwind, glücklich und furchtbar, wie Thorgud Thorgudschabeg, den die Abendländer Dragut nennen, der wahre Nachfolger Chaireddins, der einst, wie dieser, an eine genuesische Galeere geschmiedet gewesen, aber durch ein Geschenk, zur rechten Zeit der alten Fürstin Doria dargebracht, wieder frei geworden war und seitdem alle die berufensten Seeräuber, Ghazi Mustafa, Uludsch, Karakaso und andere, als ihr natürliches Oberhaupt um sich versammelt hatte. Wir erinnern uns, wie sich Karl V. nach jenem seinem tunesischen Unternehmen der Stadt Afrikija oder Mehdia zu bemächtigen dachte, wo Juden und Mauren, welche aus

Spanien und Portugal verjagt worden, sich eine Art von Republik gegründet hatten. Dieses Platzes bemächtigte sich Dragut mit einer glücklichen, von Verräterei unterstützten Verschlagenheit und suchte nun von hier aus, je nachdem die Lose des Alfaqui, den er befragte, gefallen, bald die Küsten von Valencia auf, wo er Freunde unter den Morisken hatte, bald die genuesische Riviera, um sich dem Doria wieder einmal bemerklich zu machen, oder Gozzo, das er besonders gehaßt haben soll, weil ihm dort ein Bruder umgekommen und dessen Leiche nicht herausgegeben worden war, oder wohin sonst das unglückliche Gestirn eines Landstriches ihn führte. Den Seeraub hielt er für sein gutes Recht: er hat wohl den Rittern ihre Grausamkeit gegen die „armen Korsaren" zum Vorwurf gemacht. Zuweilen hatte er 40 Segel in See. Von den Schlössern, wo man ihn wahrnahm, ließ man Rauchsäulen zum Warnungszeichen aufsteigen; doch gab es selten eine Vorsicht, die nicht seiner Hinterlist hätte unterliegen müssen.

Im Frühjahr 1550 vereinigten sich nun die spanisch-italienischen Geschwader des Kaisers mit den Galeeren des Papstes, des Herzogs Cosimo von Florenz und des Ordens zu einem ernstlichen Unternehmen gegen Dragut. Er selbst aber, durch das Beispiel Chaireddins gewitzigt, war längst wieder in See, ehe die Christen ankamen, und diesen blieb nichts übrig, als ihm seine Stadt zu entreißen. Die drei Oberhäupter der Flotte, der Vizekönig Vega von Sizilien,

Don Garcia de Toledo und Andrea Doria, entschlossen sich endlich dazu, obwohl sie zur Belagerung nur eine verhältnismäßig geringe Mannschaft zu verwenden hatten. Was ihnen Mut machte, war, daß die benachbarten Maurenfürsten ihnen versprachen, das christliche Heer mit ihrer Reiterei zu unterstützen, und ihre Treue durch Geiseln gewährleisteten. Die Türken verteidigten die Stadt so gut, wie jemals eine ihrer Galeeren; diesmal aber waren ihnen die Christen überlegen. Mit Tapferkeit und altem Glaubenseifer — wie denn der Beichtvater des Don Garcia wohl ein Kruzifix auf eine Pike gesteckt hat, um die Leute zu entflammen — verbanden sie eine größere, gleichsam gelehrte Geschicklichkeit; die Erinnerung an eine Stelle des Appian soll es gewesen sein, was denselben Don Garcia auf den Gedanken brachte, auf ein paar mit starken Ankern unbeweglich befestigten Galeeren eine Batterie zu errichten, welche die Mauern an der Seeseite zertrümmerte und die Eroberung entschied (10. September 1550). Die Johanniter nahmen an derselben nicht nur mit gewohnter Tapferkeit teil — unter den Gefallenen finden wir auch ein paar deutsche Namen —, sondern sie übten auch noch andere Pflichten aus, die ihre Regel ihnen auflegt. Unter dem Zelte des Spittelers fanden die Verwundeten Pflege und die fremden Ankömmlinge Beköstigung.

Diese Eroberung schien aber von um so größerer Bedeutung, da einige mächtige Maurenfürsten, wie

Ssidi Arif von Kairwan und jetzt auch der Nachfolger des Mulei Hassan in Tunis, der sich früher eher feindlich bezeigt, mit dem Kaiser in Bund traten. Der Gedanke tauchte auf, Karl V. werde sich noch mit dem Priester Johann, der doch hier kein anderer sein könnte als der Beherrscher von Abyssinien, verbünden und die Osmanen in Ägypten und Syrien heimsuchen.

Um aber ein solches Ziel, wir sagen nicht, zu erreichen, sondern nur ernstlich ins Auge zu fassen, hätte der Kaiser vom Drange der inneren Geschäfte weniger eingenommen und imstande sein müssen, die volle Gewalt seiner Streitkräfte nach dem Orient hinzuwenden.

Wie seine Angelegenheiten wirklich beschaffen waren, ließ sich zweifeln, ob die Eroberung der Küstenstadt ihm nicht eher schädlich sein werde, als vorteilhaft.

Der eigentlichen Macht Draguts, die in seinen Galeeren bestand, hatte man doch keinen Abbruch getan. Soweit zeigte sich das Glück dem Andrea Doria noch einmal günstig, daß er Dragut mit seinen Fahrzeugen in dem Golfe von Dscherba einschloß, der nach der anderen Seite hin von Untiefen und Sandbänken umgrenzt ist, über welche damals sogar ein Weg nach dem Kontinent führte, den man trockenen Fußes beschritt. Aber Dragut, dieser Küstengewässer trefflich kundig, fand doch einen Ausweg, den er sich freilich zum Teil erst bahnte — dem Arme seiner Matrosen kam die Flut zu Hilfe —: plötzlich erschien er wieder

bei Sizilien; Andrea Doria, der ihn noch bei Dscherba eingeschlossen glaubte, mußte von Malta aus benachrichtigt werden, daß der Seeräuber, den er bereits als seinen Gefangenen betrachtete, ihm abermals entkommen war. Schon hatte Dragut wieder die vornehmste sizilianische Galeere erbeutet und erfüllte die Küsten mit dem Schrecken seiner Nähe.

Noch bei weitem wichtiger aber war es, daß hiedurch der Stillstand zweifelhaft wurde, auf dem die ganze Politik des Kaisers beruhte. Karl V. entgegnete zwar auf die Beschwerden Suleimans, bei großen Fürsten sei es nicht herkömmlich, Seeräuber in ihre Traktate zu begreifen. Aber lag es nicht am Tage, daß es eben diese Seeräuber waren, welche hier für den Sultan kämpften? Um keinen Preis wollte sich Suleiman den Verlust einer Stadt gefallen lassen, die bereits von den Osmanen in Besitz genommen war und seine Oberhoheit anerkannte. Im Juli 1551 erschien eine große Flotte unter dem jungen Sinan, Eidam des Wesir Rustan, dem Dragut zur Seite stand, in den sizilianischen Gewässern. Zuerst ließ Sinan die beiden Vizekönige von Neapel und Sizilien wissen, er komme, um Mehdia zurückzufordern; da er hierauf eine ausweichende Antwort empfing, so stürzte er sich, man möchte sagen, nicht ohne eine gewisse Folgerichtigkeit, auf die Besitzungen der Johanniter, welche zu dem Kaiser in einem ähnlichen Verhältnis standen, wie die der Seeräuber zu dem

Sultan. Malta indes, das er zuerst angriff, war ihm doch schon zu fest und die Stadt zu tief im Lande, als daß er dort lange hätte verweilen können; bei weitem weniger Widerstand konnte er in Tripoli finden. Die Kräfte der Ritter waren geteilt, Tripoli in dem Schrecken des unerwarteten Anfalls mit Befehlshabern von zweifelhaftem Verdienst und sehr untauglichen, frisch zusammengerafften Söldnern besetzt. Hilfe war auch deshalb nicht zu erwarten, weil Andrea Doria sich beschäftigen mußte, den Sohn des Kaisers aus Italien nach Spanien und den Neffen desselben aus Spanien nach Italien zu führen, was für jene Sukzessionsentwürfe nötig schien. Unter diesen Umständen entschlossen sich die Ritter — und es bedurfte dazu wohl nicht erst, wie man argwöhnte, einer von dem französischen Gesandten Aramon angesponnenen Verräterei — zur Überlieferung dieses Platzes an Sinan, welche am 14. August 1551 erfolgte. So rasch gingen die Hoffnungen, welche der Orden an diesen Ort geknüpft, in Rauch auf; der alte Feind desselben, Morat Aga, erschien als Sandschakbey in Tripoli, wo sich nun das Seeräuberhandwerk, wie in Algier, unüberwindlich organisierte. Für den Orden war das Unglück vielleicht nicht so groß: er konnte nun seine ganze Macht auf einen einzigen Punkt konzentrieren, wie er auch getan hat; dem Kaiser aber war der Verlust des trefflichen Platzes, den er nicht einmal erobert, sondern ererbt, höchst empfindlich: das maritime Übergewicht des mächtigen Feindes, den er als

den allgemeinen betrachtete, stellte sich alle Tage entschiedener heraus.

Erneuerung des Krieges in Ungarn.

Ähnlich war der Gang der Dinge in Ungarn. Aus einem Unternehmen, das eine große Erwerbung verhieß, entwickelte sich eine Verfeindung mit den Osmanen, welche auch den bisher noch geretteten Besitz gefährdete.

Wie den König-Woiwoden Johann Zapolya, so betrachtete der Sultan auch den jungen Sohn desselben, den er von Ofen nach Siebenbürgen verwiesen hatte, als seinen Vasallen.

Dagegen konnte Ferdinand die Verträge, kraft deren das ganze Gebiet Zapolyas an ihn hatte übergehen sollen, noch nicht vergessen, und wir finden ihn von Zeit zu Zeit mit dem siebenbürgischen Hofe über die Auslieferung dieses Landes unterhandeln.

Da geschah nun, daß dort im Lande selbst ein Zwiespalt ausbrach.

Wir kennen Georg Martinuzzi, Frater György, wie ihn die ungarischen Chroniken nennen, dessen geheimnisvoller und weltkluger Tätigkeit der König-Woiwode sein Bestehen großenteils verdankte; Ferdinand soll gesagt haben, er beneide diesen seinen Nebenbuhler um nichts, als um einen solchen Diener. In Siebenbürgen hatte Martinuzzi jetzt als Vormund des jungen Fürsten und Gubernator die Zügel der Macht in seinen

Händen. Man sah ihn in seinem roten, mit acht Pferden bespannten Wagen, von ein paar hundert Husaren und Heiducken begleitet, durch das Land fahren und überall gleichsam aus eigener Macht seine Befehle erteilen. Die Kutte, die er noch immer trug, wie lange es auch her sein mochte, daß er sich um die Klosterregel nicht mehr gekümmert, warf er in plötzlichen Kriegsgefahren auch von sich und ward in Wappenrock und weithinwallendem Helmbusch mitten unter den Streitenden gesehen. Er beherrschte den Schatz und dadurch die bewaffnete Macht, das ist, das Land überhaupt.

Nun konnte es ihm aber bei der Eigenmächtigkeit dieser Stellung nicht an Gegnern fehlen. Einen gefährlichen Nebenbuhler hatte er in seinem Mitvormund Petrovich, der bei Hofe und im Lande größeres moralisches Vertrauen genoß. Zuweilen regte sich wohl der Gedanke, den Mönch wenigstens durch ein aus der Mitte der mächtigen Landherren zu besetzendes Ratskollegium zu beschränken. Besonders fühlte sich die Königin Isabella darüber unglücklich, daß sie so gar nichts vermöge, sich so ganz in der Gewalt eines Menschen befinde, den seine Geburt zu niedrigen Diensten, aber zu keiner Herrschaft bestimmt habe; mehr als einmal wollte sie das Land verlassen; endlich entschloß sie sich, ihren Schutzherrn, den Sultan, anzurufen, dessen Majestät in dem Kinde, welchem er Siebenbürgen überlassen, verletzt werde. Ohnehin war Suleiman kein Freund dieses Mannes,

an welchen doch die Selbständigkeit des Landes sich knüpfte. Der Pascha von Ofen machte einen Versuch, mit bewaffneter Macht in Siebenbürgen einzudringen, ward aber von Martinuzzi zurückgewiesen; einige andere Einwirkungen der Türken ließen dem Mönche keinen Zweifel übrig, daß in Konstantinopel sein Untergang beschlossen sei.

Dadurch ward aber auch er seinerseits bewogen, sich an den anderen Nachbar, König Ferdinand, zu wenden und ihm die Ausführung des alten Traktates, die Überlieferung Siebenbürgens und der heiligen Krone, anzubieten.

Am Hofe des Königs trug man anfangs Bedenken, hierauf einzugehen. Johann Hofmann, den wir kennen, soll es widerraten haben; aber die Gelegenheit war zu lockend, um sie nicht zu ergreifen: diesmal, glaubte man, könne der Mönch sich nicht wieder mit den Osmanen verständigen.

Es wäre hier nicht am Ort, die oft doppelsinnigen Verhandlungen, die hierüber gepflogen wurden, im einzelnen zu begleiten: genug, nach einiger Zeit führten sie zum Ziele. Im Jahre 1551 ergab sich die Königin in ihr Geschick und vertauschte die Herrschaft in Siebenbürgen mit einigen schlesischen Besitzungen. Hierauf leisteten die Stände zu Klausenburg die Huldigung an König Ferdinand und überlieferten die heilige Krone dem Befehlshaber desselben.

Martinuzzi schien hiedurch nur noch mächtiger zu

werden: er ward von Ferdinand als Schatzmeister und Woiwode des Landes, und zwar ohne Kollegen, anerkannt und zum Kardinal erhoben. Da ihm so viel gelungen, fragte man in diesen Ländern wohl, ob er nicht noch Papst werden könne.

Ganz ein anderes Schicksal aber stand ihm bevor. Unverweilt nämlich, noch im September 1551, erschienen die Türken unter einem ihrer namhaftesten Anführer, Mehemet Sokolli, 60000 Mann stark, von Slankamen her über der Donau, eroberten eine ganze Anzahl von Schlössern, die vor ihnen lagen, und durchzogen plündernd die von dem bisherigen Kriege noch minder berührten Ebenen des Banates. Zwar wurde nun die blutige Lanze und das blutige Schwert durch alle siebenbürgischen Ortschaften geschickt: die ferdinandeischen Truppen kamen herbei, und mehrere von diesen Schlössern wurden wieder eingenommen, selbst das einst von Georg von Brandenburg befestigte Lippa; allein einmal fehlte viel, daß man den Türken alle ihre Eroberungen wieder entrissen hätte; sodann entspann sich eben aus diesem zweifelhaften Erfolg eine Verstimmung zwischen Martinuzzi und dem ihm zur Seite stehenden österreichischen Befehlshaber, die sofort zu einer gräßlichen Katastrophe führte.

Martinuzzi ließ wohl vernehmen, er hätte geglaubt, die Deutschen würden stärker sein, als er sie gefunden; und obwohl aus den vorliegenden Aktenstücken kein Beweis dafür hervorgeht, so ist es doch nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß er daran gedacht hat, wie er

sich auch ohne Ferdinand in Siebenbürgen behaupten könne.

Dagegen schöpften die königlichen Befehlshaber den Verdacht, als unterstütze er sie absichtlich nur schlecht und denke auf ihr Verderben, um sich dann unter türkischem Schutz zum Alleinherrn Siebenbürgens zu machen.

Bei Ferdinand trafen ihre Meldungen mit beinahe gleichlautenden Nachrichten aus Konstantinopel zusammen. So wichtig schien ihm der Besitz von Siebenbürgen, so dringend die Gefahr, das kaum Gewonnene zu verlieren, und von so gewaltsamen Entschlüssen und Handlungen erfüllt waren noch die Zeiten, daß er es über sich gewann, der Beurteilung seiner Befehlshaber zu überlassen, ob ein Mann leben oder sterben solle, dessen Schuld ihm selber zweifelhaft war. Castaldo und seine Freunde, von persönlichem Haß, der Besorgnis, am Ende selber verraten zu werden, und der Begierde getrieben, sich der Schätze des Mönches zu bemächtigen, von denen man unglaubliches meldete, trugen kein Bedenken, augenblicklich zur Tat zu schreiten. In dem eigenen Schlosse des Mönches, der doch dabei wenig Vorsicht zeigte, in Alvinz, fanden sie Gelegenheit, an ihn zu kommen. Martinuzzi ward in dem Augenblicke, da er sich anschickte, einen ihm überbrachten Brief zu lesen, wie dort in Neuburg Johann Diaz, von den Überbringern ermordet. Seine Schätze fand man weit geringer, als man gemeint.

Und nun läßt sich denken, daß auch dem König

aus diesen Dingen kein Heil erwuchs. Der Tod des Mannes, der alles zusammengehalten, mußte notwendig alles auflösen. In kurzem finden wir den österreichischen Befehlshaber Castaldo zugleich mit einem Aufstand der Szekler, den Einfällen der Walachen und einem neuen türkischen Heere in ungleichem Kampfe.

Die Hauptsache war auch hier, daß hiedurch der Stillstand gebrochen war, den man mit so vieler Mühe zustande gebracht hatte. Ich finde die Nachricht (wiewohl nicht mit voller Sicherheit), die Unternehmungen auf Mehdia und auf Siebenbürgen seien von den beiden österreichischen Brüdern zugleich in Erwägung gezogen worden: man habe sehr wohl gesehen, daß die Erneuerung des osmanischen Krieges die unausbleibliche Folge davon sein würde, aber es darauf gewagt, um der großen Vorteile willen, die man erwartete. Die Vorteile waren nicht gewonnen; die Nachteile traten in vollem Maße ein; zu beiden Seiten erhob sich ein für die beiderseitigen Länder höchst gefährlicher Krieg, der alle Aufmerksamkeit und Kraftentwickelung in Anspruch nahm.

Und wenden wir nun unser Augenmerk von dem Osten nach dem Westen, wo die Tätigkeit des Kaisers von seinen Beziehungen zu England und Frankreich und dem gegenseitigen Verhältnis dieser beiden Reiche bedingt wurde, so waren auch hier die größten Veränderungen eingetreten oder bahnten sich doch in diesem Augenblick an.

Bleiben wir zunächst bei dem Gange der Dinge in England stehen, der zugleich die kirchliche Seite der kaiserlichen Unternehmungen nahe berührt.

Fortgang der Reformation in England.

Wenn sich der Kaiser und König Heinrich VIII. nach langem Hader wieder verbündeten, so konnte das, so viel dringende Antriebe dafür vorhanden waren, bei der Sinnesweise jener Zeit doch nicht wohl geschehen, ohne daß auch in ihren kirchlichen Tendenzen wieder eine gewisse Analogie eintrat.

Nachdem Heinrich VIII. mit seinem Klerus und seinem Parlament sich einige Jahre daher in einer Richtung bewegt hatte, die dem deutschen Protestantismus entsprach, vereinigten sich diese drei Gewalten im Jahre 1539 zu dem Gesetz der sechs Artikel, durch welches Priesterehe und Laienkelch verworfen, das Dogma der Brotverwandlung dagegen, die herkömmliche Feier der Messen und die Ohrenbeichte bei strenger Ahndung eingeschärft wurden.

Fragen wir, was den König dazu bewog, so werden wir wohl nicht irren, wenn wir dies Gesetz zu den Maßregeln der Verteidigung rechnen, welche er damals gegen die Verbindung des Papstes mit dem Kaiser und dem Könige von Frankreich ergriff. Bei der ersten Nachricht von dieser Verbindung waren alle heimlichen Anhänger des Papstes in Bewegung geraten; der französische Gesandte meint, es gehöre nichts weiter als das Interdikt und etwa ein kirch-

liches Handelsverbot dazu, um den offenen Aufruhr in England zu entzünden. Der König glaubte das von ihm ergriffene System nur dadurch behaupten zu können, wenn er seine römisch-katholischen Untertanen, die noch die Mehrzahl ausmachten, in Hinsicht der wichtigsten Lehrpunkte beruhigte. Eine Auffassung, die sich beinahe aufdringt, wenn man das Tagebuch von Hollinshed liest, wo die kriegerischen Vorkehrungen, die Heinrich VIII. traf — Befestigung der Häfen, Besichtigung aller Landungsplätze, Musterung der Kriegsmannschaften —, und Verkündigung dieser Artikel in einer Reihe genannt werden.

Wenn Heinrich VIII. dabei fürs erste mit den Protestanten doch noch in Verbindung blieb und jene Ehe mit Anna von Kleve schloß, so geschah das aus dem verwandten Grunde, weil ihm nichts erwünschter und nützlicher war, als der Widerstand derselben gegen den Kaiser. Sobald sie diesen aufgaben, ward Anna verstoßen, jede engere Verbindung abgebrochen, der bisherige Führer der religiösen Neuerung, Cromwell, seinen Feinden preisgegeben.

Seitdem erst begann man die Artikel mit der Strenge zu handhaben, die ihnen den Namen der „blutigen“ verschafft hat. Die Papisten wurden mit dem Schwert hingerichtet; die Gegner der Transsubstantiation erlitten den Tod im Feuer. Beides im Namen des Gesetzes.

Dann konnte sich der König auch wieder der Politik des Kaisers nähern, mit dessen zugleich antipäpst-

licher und dogmatisch-katholischer Haltung die seine eine bei weitem nähere Verwandtschaft hatte, als mit dem Geiste des Protestantismus.

Nur erst in seinen letzten Tagen schien es ihm gut, eine Veränderung, wenn nicht eintreten zu lassen, doch vorzubereiten.

Es wurden ihm Anzeigen gemacht — er hat die besonders anzüglichen Stellen darin noch mit zitternder Hand unterstrichen —, nach welchen es ihm schien, als ob das Haus Howard, das an der Spitze der katholischen Partei stand, wohl seinem Sohne gefährlich werden könne. Gerade in der Zeit, in welcher er die Howards einkerkerte oder hinrichten ließ, mußte es nun sein, daß er diejenigen Männer schließlich ernannte, welche während der Minderjährigkeit seines Sohnes die Regierung führen sollten. Aus dem Verzeichnis derselben tilgte er mit eigener Hand den Namen Gardiners, der bisher die katholischen Lehrsätze nicht ohne Geist und mit bemerkenswerter Festigkeit verteidigt hatte; den Namen Cranmers dagegen, des vornehmsten geistlichen Werkzeuges der Reformation, fand man unter den vom König ernannten Exekutoren des Testamentes obenan stehen.

Und so bildete sich unmittelbar nach Heinrichs Tode eine Regierung, in der die protestantischen Hinneigungen vorwalteten. Ein Mann, der sie mit Entschiedenheit hegte, Edward Seymour, jetzt zum Herzog von Somerset erhoben, trat unter dem Titel eines Protektors als ihr Oberhaupt auf; seine Mitexeku-

toren ließen sich gefallen, als seine Räte zu erscheinen; gab es noch fremdartige Elemente unter ihnen, so wurden sie ohne Mühe ausgestoßen.

Mag nun die Gesinnung König Heinrichs gewesen sein, welche sie will; aller Grausamkeit seiner Edikte zum Trotz, durch das Ganze seiner Tätigkeit hat er die Fortschritte der religiösen Neuerung mächtig befördert. Er hat die Summe der geistlichen Gewalt mit der königlichen verbunden. Diese neu begründete kirchlich-weltliche Macht hat er dann einer Vereinigung von Männern hinterlassen, in welcher das protestantische Prinzip auf der Stelle die Oberhand bekam.

Auch in dem Bistum hatte unter Cranmers stillem Einfluß die protestantische Ansicht Eroberungen gemacht: der zweite Erzbischof des Reiches, mehrere andere Bischöfe neigten sich ihr zu.

Es bedurfte nichts weiter, als der natürlichen Entwickelung der innerhalb der konstituierten Gewalt auf diese Weise schon geschehenen Veränderung, um den neuen Meinungen freien Raum zu machen. Man brauchte von dem durch Heinrich VIII. gebahnten Wege der Gesetzlichkeit nicht abzuweichen und konnte doch zu ganz anderen Resultaten gelangen.

Wie hätte auch die neue Regierung zum Beispiel an der Strenge festhalten können, mit welcher Heinrich VIII. sein Gebot hatte handhaben lassen!

Jetzt erschienen fliegende Blätter und Reime, Hefte, Bücher gegen das bisherige System; die Fasten wur-

den gebrochen, Bilder umgerissen. Niemand machte Miene, sich darum zu bekümmern. Vielmehr ward, ohne langen Verzug, eine neue Visitation vorgenommen, um die Mißbräuche der Geistlichen auszurotten; sie knüpfte ausdrücklich an diejenigen Artikel an, welche unter Cromwell bekannt gemacht worden.

Um das Volk zu unterweisen, verfaßte der Erzbischof Cranmer in deutscher Weise eine Anzahl von Homilien, die sich besonders in dem Artikel von der Justifikation von dem herkömmlichen System entfernten.

Und hierauf versammelte sich das Parlament, im November 1547, unter dem Eindruck, welchen die Veränderung der Regierung überhaupt und besonders eine Unternehmung gegen Schottland gemacht hatte, die sehr glücklich gegangen war; es teilte vollkommen die Gesinnung der Regierung.

Vor allem wurden die sechs Artikel abgeschafft. Cranmer brauchte wohl nicht, wie man gesagt hat, erst darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß ohne dies kein weiterer legaler Schritt möglich war. Das Parlament ergriff aber auch eine positive Maßregel: es ordnete die Kommunion unter beiderlei Gestalt an. Man sollte glauben, daß die Überzeugung von der Rechtmäßigkeit dieser Abänderung sehr verbreitet gewesen sei. Unter den Bischöfen waren nur fünf, im Unterhause der Konvokation, welches 64 Stimmen zählte, nicht eine einzige dagegen.

Dabei hielt das Parlament den geistlichen Supremat der Krone auf das nachdrücklichste fest, besonders ihr Recht, die Bischöfe zu setzen.

Auch in dem jetzt vorherrschenden Sinn hätte kein Schritt ohne Erlaubnis der Regierung geschehen dürfen. Wie so durchaus anders gingen die Dinge jenseit des Meeres, als diesseit! Hier ward die Bewegung von der Predigt mit hervorgebracht; dort war die freie Predigt kaum einen Augenblick erlaubt gewesen, so wurde sie wieder verboten. Der Grundsatz ward aufgestellt, daß niemand Meinungen und Gebräuche, die der König doch dulden wolle, in Verachtung bringen dürfe; einem Privatmanne könne nicht zustehen, Neuerungen anzufangen; die Regierung behielt sich gleichsam das Recht vor, ausschließend die öffentliche Intelligenz zu sein. Und nur sehr bedachtsam ging sie zu Werke. In dem Katechismus, den Erzbischof Cranmer übrigens nach deutschem Vorbilde bearbeitete, hütete er sich doch, die Ideen vom Priestertum zu verletzen; die Lehre von dem göttlichen Ursprung und der göttlichen Berechtigung desselben wird darin mit aller Strenge festgehalten. Es dauerte eine Weile, ehe man die Priesterehe erlaubte. Die Kommission von Bischöfen und Geistlichen, welche auf Beschluß des Parlaments dazu schritt, eine neue gleichförmige Anordnung des Gottesdienstes zu entwerfen, ließ es ihr hauptsächlichstes Geschäft sein, die verschiedenen Liturgien, die in England in Gebrauch waren, von Sarun, Bangor, York, zu vereinigen und

zu verschmelzen, und unterwarf sie nur einer Durchsicht und Reinigung. Sie verfuhr nach dem Grundsatz, daß auch Christus bei seinem Werke das Alte nicht ganz verworfen, sondern bei den beiden großen Institutionen, die er gemacht, sich an die Gebräuche der Juden angeschlossen habe.

So nahe wie möglich hielt man sich an die historisch gegebenen Grundlagen. Aber dabei kam doch eine Neuerung zutage, durch welche sich auch dort der reformatorische Gedanke endlich selbständig Bahn gebrochen hat.

Die Lehre von der Brotverwandlung war in England am spätesten durchgedrungen; sie hatte dort in Wiklif den ersten wirksamen und durchgreifenden Widerspruch gefunden; zwar hatte sie sich nichtsdestoweniger der Gemüter allmählich bemächtigt und war von Heinrich VIII. mit Feuer und Schwert verteidigt worden; aber sie mußte es doch wieder sein, was dort, nachdem man bisher hauptsächlich die Verfassung und die Gebräuche geändert, zu einer wesentlichen Neuerung in der Lehre den entscheidenden Anlaß gab.

Oder sagen wir vielmehr Herstellung statt Neuerung?

In England machte es noch größeren Eindruck als in Deutschland, daß damals das Werk eines Mönches aus dem neunten Jahrhundert, der immer unter den rechtgläubigen Kirchenschriftstellern aufgeführt worden, das Buch des Ratramnus von Corbie über Leib und Blut unseres Herrn, bekannt ward, worin nicht

allein die Brotverwandlung verworfen, sondern die leibliche Gegenwart überhaupt geleugnet und diese Ansicht einem mächtigen Könige der damaligen Welt, Karl dem Kahlen, als die wahrhaft katholische bezeichnet wird. Einer der Führer der Reformation, Nicolaus Ridley, studierte diese Schrift auf seiner Landpfarre in Kent und durchdrang sich mit der Überzeugung, daß die herkömmliche Auffassung nicht allein unhaltbar, sondern auch die neuere sei, eine Meinung, die er gar bald seinem Freunde, dem Erzbischof Cranmer, mitteilte. Eben langten aus Deutschland, zum Teil ausdrücklich eingeladen, zum Teil durch die Gewaltsamkeit verjagt, mit welcher das Interim eingeführt wurde, auch solche Leute an, denen die Wittenberger Konkordie noch nicht genügte, wie Peter Martyr, der eine Zeitlang bei Cranmer zu Lambeth lebte, und Johann a Lasco. Sie trugen nicht wenig zur Befestigung Cranmers in diesen Abweichungen bei, der dann wieder bei der gesamten Geistlichkeit darin Nachfolge fand. Man begnügte sich nicht, die Messe aufhören zu lassen — in der Mutterkirche der Hauptstadt zu St. Paul trat die Kommunion an die Stelle des Hochamtes —, sondern in der neuen Liturgie ward die Elevation, welche Luther so lange beibehalten, und die Kniebeugung vor der Hostie verboten. Die Visitatoren des Jahres 1549 verpönten jede Beibehaltung der eigentümlich römischen Gebräuche. Auf der Universität Oxford focht Peter Martyr die Lehre über die Eucharistie, obwohl nicht ohne harte Kämpfe,

durch; wie er sie feststellte ist sie darnach in die Bekenntnisschriften der englischen Kirche aufgenommen worden.

Indem nun aber die kirchliche Veränderung die Momente berührte, welche den Kern des katholischen Glaubens ausmachten, mußte in England so gut wie anderwärts eine allgemeine Erschütterung erfolgen. Was die sechs Artikel einst politisch empfahl, zeigt sich erst recht, wenn wir finden, daß die aufrührerische Menge in mehreren Provinzen die Herstellung dieses blutigen Statutes forderte.

Auch ganz entgegengesetzte Motive mischten sich ein, besonders Widerstand gegen das Umsichgreifen des Adels, namentlich die weiteren Einzäunungen des Landeigentums, vergesellschaftet mit anabaptistischen Regungen, welche fast an den deutschen Bauernkrieg erinnern.

Diese Bewegungen wurden nun zwar leichter als in Deutschland erdrückt, da sie sich in sich selbst widersprachen und in England das Herrenrecht der Weltgeistlichkeit, die ganze bischöfliche Hierarchie, aufrechterhalten wurde; allein sie blieben doch nicht ohne die größte Rückwirkung.

Um zu Hause nicht zu unterliegen, mußte die Regierung die krieggeübten Leute, die bisher die Besatzung von Boulogne ausgemacht, von dort wegführen; dadurch aber war der König von Frankreich veranlaßt, seinen Krieg ernstlicher zu erneuern, als

bisher; er bemächtigte sich in kurzem der kleinen Befestigungen in jenem Gebiete.

Auch in Schottland konnten sich die Engländer jetzt nicht länger halten; nach mancherlei Verlusten entschlossen sie sich, den vornehmsten Platz, dessen sie sich bemächtigt hatten, Haddington, zu verlassen.

Wir werden wohl nicht irren, wenn wir den nächsten Grund, daß der Protektor Somerset sich nicht behaupten konnte, in der Verflechtung dieser Umstände suchen, in der schlechten Lage der öffentlichen Angelegenheiten, die man ihm Schuld gab, den Mißgriffen, die er persönlich dabei beging, doch nicht hierin allein, sondern zugleich in einer politischen Hinneigung, die er dabei an den Tag legte.

Er nahm sich der bedrängten Gemeinden ganz unzweideutig an: die neuen Einzäunungen wurden an vielen Orten durch die Kommissare, die er ausgesandt hatte, zerstört, und man schrieb ihm die Absicht zu, in dem nächsten Parlament eine nachdrückliche Akte zur Abstellung der Übergriffe des Adels einzubringen. Nachdem er die geistlichen Forderungen beseitigt, schien er geneigt, die weltlichen Ansprüche zu bewilligen.

Er war jedoch viel zu schwach für einen Plan, zu dessen Durchführung Sieg im Felde, unbezweifeltes Übergewicht im Rat und die entschlossene Unterstützung eines kräftigen Königs gehört hätten. Er erlag seinen Gegnern, welche schon glaubten, daß er es auf eine allgemeine Umwandlung der Verfassung abgesehen habe.

Man wird sich nicht wundern, wenn der Sturz des vornehmsten Führers der religiösen Umbildung hier und da die Erwartung hervorrief, als würde diese selbst rückgängig werden.

Am kaiserlichen Hofe zu Brüssel war man mit der Verwaltung Somersets so schlecht zufrieden, daß der dortige französische Gesandte, Marillac, den Sturz des Protektors von den Einwirkungen des Kaisers herleitet. Wenigstens ward das Ereignis von diesem Hofe mit lauter Freude begrüßt. Der ersten Gesandtschaft des neuen Gewalthabers Warwick, der ihn um Hilfe gegen Frankreich bat, wie auch sein Vorgänger getan, eröffnete der Kaiser mit einem gewissen Vertrauen, daß die englische Regierung sich vor allen Dingen mit ihm in Sachen der Religion vereinigen müsse.

Wie wäre aber Warwick, den dieselben Männer — für ihn schlechterdings unentbehrlich — umgaben, welche die Veränderung eingeleitet, dasselbe Parlament, das sie beschlossen und schon so weit eingeführt hatte, wenn er auch gewollt hätte, imstande gewesen, mit einer rückgängigen Bewegung durchzudringen? Der erste Versuch dazu hätte ihm selber zum Verderben gereicht.

In der nächsten Sitzung des Parlaments ward vielmehr das begonnene Werk in gleicher Richtung fortgesetzt.

Die alten Rituale mußten ausgeliefert werden; die Bilder wurden vollends aus den Kirchen geschafft;

ein Ordinationsbuch ward verfaßt, in welchem nun auch die Lehre vom Charakter, die, wie wir oben andeuteten, zur Doktrin von der Transsubstantiation eine nahe Beziehung hat, und die bisherige Ansicht von der Absolution verworfen wurden. Indessen machten sich auch in Cambridge die evangelischen Ansichten von Gnade und Rechtfertigung, Gotteswort und Menschenlehre, durch den Einfluß besonders Martin Butzers unter den Gelehrten geltend. Es bereitete sich alles zum Abschluß des Systems vor, das in den 39 Artikeln festgesetzt und in England behauptet worden ist.

Da nun aber um so weniger an Hilfe des Kaisers gegen Frankreich zu denken war, so mußte die ganze Politik der englischen Regierung sich ändern. Sie bewilligte jetzt den Franzosen die Rückgabe von Boulogne ohne so viele drückende Bedingungen, wie Heinrich VIII. aufgestellt, und schloß einen Frieden mit dieser Macht, der die einst in Gemeinschaft mit dem Kaiser im Jahre 1543 begonnenen Feindseligkeiten allererst beendigte.

Zwar hat es dann im Laufe des Sommers noch einige Irrungen über die Grenzen gegen Calais hin gegeben, von denen es wohl einem und dem anderen schien, als würden sie eine neue Fehde veranlassen; aber zuletzt ward doch alles beseitigt und ein ganz gutes Verständnis gegründet, bei dem man sogar die Aussicht auf engen Bund faßte.

Und nun leuchtet ein, welche Nachteile zugleich

kirchlicher und politischer Natur für den Kaiser hierin lagen.

Seine kirchlichen Pläne umfaßten die ganze abendländische Christenheit. Unmöglich konnte es ihm gleichgültig sein, wenn in England die Meinungen emporkamen, die er in Deutschland bekämpfte. Während er hier seine vornehmste Sorge sein ließ, die Messe herzustellen, ward sie dort aufgehoben.

Da sich Prinzessin Marie weigerte, sich der gesetzlichen Uniformität zu unterwerfen, und er sich ihrer hiebei annahm, so geriet er jetzt selbst in Weiterungen mit der englischen Regierung; er hat ihr im Jahre 1551 mit Krieg gedroht, und ich finde die Nachricht, daß die flandrischen Küsten gegen einen Anfall, den die Engländer plötzlich unternehmen dürften, in Verteidigungszustand gesetzt worden seien.

Eine noch bei weitem dringendere Gefahr für ihn aber schloß es ein, daß König Heinrich II. von Frankreich, der sich ebenso stark wie sein Vater als der natürliche Nebenbuhler und Opponent des Hauses Österreich fühlte, durch diesen Frieden freie Hand bekam.

Der König selbst hatte gesagt, er wolle dem Kaiser nicht länger das Vergnügen machen, seine Nachbarn in den Waffen gegeneinander zu sehen. Die offenen und geheimen Gegner des Kaisers in aller Welt wurden bei dieser Nachricht von der Erwartung ergriffen, daß eine Änderung der allgemeinen Politik bevorstehe;

sie tranken wohl einander Glück zu bei der Nachricht von diesem Friedensschlusse.

Heinrich II. und die Farnesen.

Ein sehr außerordentliches Verhältnis waltete schon alle diese Jahre daher zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich ob.

Im September 1548 trug der König dem Kaiser noch einmal die engste Allianz an, die durch die Vermählung seiner Schwester mit dem Prinzen von Spanien bekräftigt werden sollte. Bei der Mitteilung dieses Gedankens rief Granvella aus, wenn er den Tod schon zwischen den Zähnen hätte, würde ihn eine Mitteilung dieser Art wieder ins Leben zurückrufen, und die Unterhandlungen darüber wurden wirklich eröffnet.

Aber gleich bei dem ersten Schritte scheiterten sie auch. Der Kaiser bezeichnete eine Bedingung als unerläßlich, welche die Franzosen schlechterdings nicht eingehen wollten, die Herausgabe von Piemont, vorausgesetzt, daß es ja mit jenem Vorschlage überhaupt jemals dem einen oder dem anderen Teile Ernst gewesen ist.

Montmorency bekennt in einem Briefe an Marillac, er habe damit nur Zeit zu gewinnen gesucht. Dagegen sagte wohl auch Granvella, er habe seine weiten Ärmel voll von Beschwerden gegen Frankreich; doch sei die Zeit noch nicht gekommen, sie geltend zu machen.

Seitdem beobachtete jeder Teil den anderen mit bewußter und nur mit wenig verborgener Feindseligkeit.

Von Anfang an aber waren die Franzosen hierin im Vorteil. Der Kaiser verfolgte ein ideales, kaum je erreichbares Ziel; sie dagegen nahmen mit voller Überlegung sich vor, nun zuerst ihre englisch-schottische Angelegenheit zu beendigen und sich dann gegen den Kaiser zu wenden.

Wir sahen soeben, wie gut es dem Könige damit gelang. Er hatte die Vereinigung von England und Schottland zu einem Reiche diesmal wirklich verhindert, die junge Königin nach Frankreich geführt, um sie mit dem Dauphin zu vermählen, Boulogne wiedererobert und dabei noch ein gutes Verhältnis mit England gestiftet. Dergestalt nahm er eine sehr starke Stellung in Europa ein. Er war siegreich, jung und kriegsbegierig. Er konnte darauf denken, die Opposition zu erneuern, die einst sein Vater gehalten.

Den nächsten Anlaß dazu gaben ihm die italienischen, namentlich die farnesischen Angelegenheiten.

Nach der unglücklichen Katastrophe Pier Luigis in Piacenza hatte Paul III. Parma an die Kirche zurückgenommen; Camillo Orsino hielt es bei dessen Tode im Namen der Kirche besetzt. Einem im Konklave gegebenen Versprechen zufolge fing Julius III. seine Regierung damit an, daß er Parma dem Sohne Pier Luigis, Ottavio, zurückgab. Man wollte wissen, der Kaiser habe hoffen lassen, diesen seinen Eidam auch in Piacenza herzustellen. Die Farnesen schmeichelten

sich, bei dem guten Verhältnis des Papstes mit dem Kaiser noch in den Besitz alles dessen zu gelangen, was sie der Gunst ihres Großvaters jemals verdankt.

Auf dem Reichstage von Augsburg, im September 1550, ward auch hierüber mit dem Kaiser unterhandelt.

Es war aber nicht in seiner Weise, eine Landschaft, auf die er Rechte zu haben glaubte und die er größtenteils schon innehatte, so leicht wieder fahren zu lassen. Daß seine Tochter mit Ottavio verheiratet war, machte auf ihn wenig Eindruck, nachdem das ganze Haus in Pier Luigi tödlich beleidigt worden. Die Verbindung des jüngsten von den Brüdern, Orazio, mit Frankreich erregte von Anfang an seinen Verdacht und Widerwillen. So weit war er entfernt, Piacenza zurückzugeben, daß er sogar Ansprüche auf Parma erhob und eine Untersuchung der zwischen Reich und Kirche schwebenden Streitfrage über die Oberherrlichkeit über diese Städte in Antrag brachte. Ferrante Gonzaga setzte seine Feindseligkeit gegen die Stadt Parma unaufhörlich fort.

Da konnten nun die Farnesen auch von dem Papste nicht viel Schutz erwarten. Es war nicht das Herkommen im Kirchenstaate, daß die Nepoten eines früheren Papstes von dem regierenden besondere Rücksicht genossen. Eine der Instruktionen Julius' III. beweist unwiderleglich, daß ihn wirklich der Gedanke beschäftigt hat, auch Parma dem Kaiser zu überlassen, bei günstiger Gelegenheit, unter den nötigen

Bedingungen. Den Herzog Ottavio ließ er endlich geradezu wissen, daß die Kammer den Aufwand nicht länger tragen könne, welchen ihr der Schutz von Parma verursache.

Es blieb kein Zweifel, daß die Farnesen verloren waren, wenn sie nicht zu einem außerordentlichen Mittel griffen.

Papst Paul III. war durch den Zusammenhang der geistlichen und weltlichen Geschäfte abgehalten worden, in ein entschiedenes Verhältnis zu Frankreich zu treten. Bei seinen Enkeln fielen die geistlichen Rücksichten weg. Allerdings hatten sie in den Gebieten der Kirche und des Kaisers nicht wenig zu verlieren; allein sie konnten auch gewinnen, sich vielleicht rächen und vor allen Dingen sich als Fürsten in Parma behaupten.

Und an wen sollten sie sich wenden, wenn nicht an Heinrich II., in dessen Familie einer von ihnen, Orazio, aufgenommen war?

Dem Könige ward der Antrag gemacht, noch ehe die Irrungen mit England vollkommen beseitigt waren; er trug dazu bei, daß dies geschah.

Zuerst wurden einige zuverlässige Leute nach Italien gesendet, um die Lage der Dinge, auch die Haltbarkeit des Platzes zu untersuchen. Als deren Bericht günstig ausfiel, ward ein Vertrag geschlossen, kraft dessen der König die Farnesen in Schutz nahm und eine Mannschaft zu Pferd und zu Fuß nach Parma zu schicken versprach, groß genug, um eine Belagerung

auszuhalten, Ottavio dagegen sich verband, die Fahnen von Frankreich fliegen zu lassen und ohne Einwilligung dieser Macht kein Abkommen mit dem Kaiser einzugehen, auch nicht das günstigste.

Wir wissen, wie viel dem Kaiser von jeher daran lag, die Franzosen von Italien auszuschließen. Jetzt mußte das Mißverhältnis, in das er zu seinem eigenen Eidam geraten war, sie dahin zurückführen. Leicht hatte der König ein paar tausend Söldner in Italien werben lassen, mit deren Hilfe nun der junge Herzog und seine Stadt plötzlich ein ganz anderes Ansehen sich verschafften, als sie bisher gehabt.

Der Papst war ergrimmt, daß „ein elender Wurm", wie er Ottavio nannte, sich gegen ihn und den Kaiser aufzulehnen wage. Seine Angehörigen taten alles, um ihn desto enger mit dem Kaiser zu verbinden. Nachdem seine letzten Vorschläge abgewiesen worden, trug er kein Bedenken, im Juni 1551 das Schwert gegen den rebellischen Vasallen zu ziehen.

Merkwürdige Gestalt der Dinge: der Papst führte Krieg mit seinem Vasallen; jenen unterstützte der Kaiser, diesen der König von Frankreich, obwohl doch beide noch Frieden miteinander hatten.

Allein schon sah jedermann, daß der Krieg zwischen ihnen selbst sich nicht werde vermeiden lassen.

Im September 1551 gerieten die Truppen beider Teile im Piemontesischen aneinander. Indessen ließ der König dem kaiserlichen Gesandten an seinem Hofe alle Beschwerden aufzählen, die er schon immer gegen

den Kaiser erhoben, — die Züchtigung der Deutschen, die in seinen Dienst getreten, die Begünstigung, die den Engländern während des Krieges zuteil geworden sei, endlich die Verbindung mit dem Papst wider Parma und Mirandola, — und ihm erklären, da die Freundschaft des Kaisers nur in Worten bestehe und sich bei jeder Verhandlung in das Gegenteil verwandle, so sei er entschlossen, dies nicht mehr mit anzusehen, sondern seine Angelegenheiten selbst in Acht zu nehmen, wie es Gott erlauben werde.

So brach die alte Feindseligkeit wieder aus, welche mit so vieler Mühe bisher niedergehalten worden. Die Lage des Kaisers ward um so bedenklicher, da sie zugleich mit jener Erneuerung der osmanischen Anfälle verbunden war.

Wir wissen, es war der Friede mit diesen beiden Mächten gewesen, was dem Kaiser möglich gemacht hatte, die Protestanten zu überwältigen. Es mußte sich nun zeigen, ob das damals gewonnene Übergewicht auch bei dem Wiederausbruch jener Kriege sich haltbar beweisen würde.

Fünftes Kapitel.

Elemente des Widerstandes in Deutschland.

Im Jahre 1547 hatte der Kaiser sein kriegerisches Unternehmen nicht ganz zu Ende geführt; auch seitdem wendete er sich nicht selber wider die Städte und Landschaften, welche noch unausgesöhnt die Waffen in der Hand hielten; er zweifelte nicht, daß infolge der Reichsordnungen, die er traf, und der Übermacht derjenigen, die seine Partei hielten, ohne weitere Anstrengung von seiner Seite auch die dortigen Angelegenheiten ins Gleiche gebracht werden würden.

So erhoben sich auch wirklich die Ritterschaften der Stifte Bremen und Verden gegen den Grafen Albrecht von Mansfeld, der sich daselbst auf immer festsetzen zu wollen schien; nach mancherlei Glückswechsel haben sie, unterstützt von den benachbarten Fürsten, ihn noch im Jahre 1548 wirklich genötigt, alle Schlösser und festen Häuser, die er eingenommen, besonders Verde und die Rothenburg, herauszugeben, jedoch nicht, ohne daß ihm dagegen eine ansehnliche Summe Geldes hätte gezahlt werden müssen.

Einen ähnlichen Anlauf nahm Herzog Heinrich von Braunschweig, der nach den Siegen des Kaisers ohne

Schwertschlag in sein Land zurückgekehrt war. Er versuchte eine vollkommene geistliche und weltliche Restauration. Die evangelischen Superintendenten fanden wohl eines Morgens das Zeichen der Bedrohung, eine Rute und ein paar Schuhe, an ihre Türe angeheftet und eilten hierauf, sich durch die Flucht zu retten. Die Mitglieder der Ritterschaft, die sich dem Herzog feindlich gezeigt, die Warberg, Schwichelde, Mandelsloh, Bortfelde, wurden aus ihren festen Schlössern verjagt. Hierauf griff der Herzog auch die Stadt Braunschweig an, mit der er von jeher in ausgesprochener Feindseligkeit stand. Zuerst ließ er nur geschehen, daß seine Anhänger den Warenzügen derselben auflauerten, ihre Dörfer überfielen und plünderten; die Stadt antwortete damit, daß sie diesen ihren Feinden in ihre Schlupfwinkel, in die benachbarten Wälder und Moräste nachsetzte, bis sie dieselben fand und erlegte; eines Tages, bei Gelegenheit einer großen Hochzeit, gelang es ihr, eine Anzahl derselben auf einmal aufzuheben; zwei von ihnen wurden als öffentliche Verbrecher behandelt und mit dem Tode bestraft. Nun erst erschien der Herzog selber über der Landwehre zu Melverode und schickte sich zur Belagerung an. Auch diese bestand jedoch hauptsächlich darin, daß er das Gebiet der Stadt verwüsten, ihre Saaten — es war im Monat Juli 1550 — niederbrennen, ihre Dörfer zerstören ließ; man sah wohl das Holz von den abgetragenen lutherischen Kirchen zum Verbrauch ins Lager führen; — der Herzog

machte ferner einen Versuch, die Ocker zu dämmen, um die Mühlen, die er nicht zerstören konnte, ungangbar zu machen; aber jene Verluste fühlte, über diese Gefahr erschrak man nicht, da man sich im voraus mit allen Bedürfnissen versehen hatte; auch die städtischen Reiter streiften unaufhörlich durch das Gefilde und waren oft im Vorteil. Im September verließ der Herzog sein Lager.

Fast gleiches Fehdewesen erfüllte die Umgegend von Magdeburg.

Diese Stadt, die nicht allein jede Annäherung an den Sieger von sich gewiesen, sondern sich als Mittelpunkt der Widersetzlichkeit gegen das Interim aufgestellt, war längst in die Reichsacht erklärt; doch wollte sich noch niemand an die Ausführung derselben wagen. Der Sinn des Kaisers wäre eigentlich gewesen, sie durch die Ritterschaft der beiden Stifte und die Grafen am Harz vollziehen zu lassen, wie er denn überhaupt in den territorialen Angelegenheiten mit dem Adel gern in Verbindung trat. Lazarus Schwendi erschien in diesen Gegenden, um die Sache in Gang zu bringen; allein ein großer Teil des stiftischen Adels war selber evangelisch und von der Partei Johann Friedrichs; es kam lange Zeit auch hier zu nichts, als zu kleinen Neckereien mit einzelnen Edelleuten aus dem Stifte oder aus der Mark Brandenburg. Vorwerke und Amtshöfe des Rates wurden überfallen, eine Fuhre Zerbster Bier, ein Wagen mit Tuch aufgehoben; dagegen gelang es auch den Magde-

burgern, eine Anzahl Junker aus dem Lande Jerichow gefangenzunehmen; sie überfielen die benachbarten Märkte und Klöster; auch sie nahmen wohl tangermündische Güter weg oder suchten sich ihres Schadens an einem reichen Juden zu erholen, der mit ihren Feinden in Verbindung stand; das Faustrecht im kleinen galt gleichsam wieder, und ein jeder fügte dem anderen so viel Schaden zu, als er vermochte.

Ernstlichere Feindseligkeiten begannen dadurch, daß der junge Georg von Mecklenburg, der dem Herzog Heinrich gegen Braunschweig zugezogen war, mit einem Teil der von dort entlassenen Truppen in dem magdeburgischen Gebiet erschien, eigentlich nur, um hindurchzuziehen und in seinem Vaterlande gewisse Ansprüche, die er infolge einer kaiserlichen Anwartschaft auf das Bistum Schwerin erhob, gegen seine Brüder und seinen Oheim durchzusetzen. Er hielt es für ganz erlaubt, auf seinem Wege die Ungehorsamen, die Rebellen, wie man sie nannte, ein wenig zu züchtigen. In den Bürgern war noch ein so energisches Selbstgefühl, daß sie auch ihr Gebiet nicht wollten beschädigen lassen und dem Herzog im offenen Lande entgegenzogen. Aber bei weitem krieggeübtere Leute führte dieser, als die Bauern waren, welche die Stärke der magdeburgischen Fähnlein ausmachten; er trieb sie auseinander, eroberte ihre Wagenburg samt ihrem Geschütz und wandte sich nun mit Entschiedenheit gegen sie selber (22. September 1550).

Und nicht allein hiedurch sah sich die Stadt plötz-

lich bedroht, sondern auch alle ihre anderen Gegner wurden rege.

Die benachbarten Fürsten, denen es gleich unbequem gewesen wäre, wenn sich ein Weitergesessener durch einen plötzlichen Glücksfall daselbst festgesetzt, oder wenn das Kriegsvolk, das sich so unerwartet gesammelt, aus Mangel an Sold sich wieder zerstreut hätte, eilten, sich der Sache anzunehmen.

Zuerst, wenige Tage nach jenem Ereignis, erschien Kurfürst Moritz im Lager des Herzogs Georg und nahm zugleich mit demselben das Kriegsvolk auf drei Monate in Pflicht. Am 2. Oktober trafen auch Kurfürst Joachim, Markgraf Albrecht von Brandenburg, die vornehmsten Domherren — nicht ohne einige Mitglieder der Ritterschaft —, in dem Lager zu Schönebeck ein; da die Stadt die Aufforderung, sich zu Handen der Kurfürsten und Fürsten zu ergeben, zurückwies und vielmehr auch ihrerseits Kriegsleute von denen bei sich aufnahm, die in oder vor Braunschweig gelegen, so traf man Anstalt zu einer förmlichen Belagerung; im Anfang des November ward das erste Blockhaus bei Buckow geschlagen.

Nur wollten weder die einzelnen Fürsten, noch die benachbarten Kreise sich mit den Kosten eines so schwierigen Unternehmens beladen; sie riefen die Hilfe des Kaisers und der Reichsstände an, die damals eben in Augsburg versammelt waren.

Wie wichtig der gewonnene Vorteil erschien, mag man daraus abnehmen, daß die sächsischen Gesandten

nicht warten mochten, bis die Vesper aus war, welcher König Ferdinand beiwohnte, sondern während des Gottesdienstes demselben ihre Nachricht mitteilten. Alles erfüllte sich mit neuen Erwartungen und Plänen.

Im Fürstenrate ward der Wunsch geäußert, daß der Kaiser selbst, der den Krieg früher so glücklich geführt, auch den Reliquien desselben, der magdeburgischen Rebellion, unterstützt vom Reiche, ein Ende machen möge. Man begreift es sehr wohl, wenn unter andern Herzog Heinrich dafür war: gegen Braunschweig hätte ihm nichts besser zustatten kommen können; merkwürdig aber, wie weitaussehende Gedanken sich von anderen Seiten daran knüpften. Die Bischöfe hofften, daß eine neue Waffentat des Kaisers die vollkommene Herstellung ihrer Gerichtsbarkeit und der geistlichen Güter zur Folge haben werde; der Deutschmeister hegte die Meinung, daß die Eroberung von Magdeburg dem Orden noch den Weg zu einer Restauration in Preußen bahnen dürfte. In Preußen und Polen verlor man wirklich die Bewegungen des Ordens keinen Augenblick aus dem Gesichte; man wollte wissen, der Deutschmeister lege alle Jahre die Hälfte seiner Einkünfte zurück und habe schon eine bedeutende Barschaft in Lübeck, um demnächst einen Anfall zu versuchen; es waren Anordnungen getroffen, demselben zu begegnen.

Indessen fühlte sich der Kaiser weder unbeschäftigt, noch gesund genug, um auf diese Gedanken einzugehen;

nochmals einen deutschen Krieg auf seine eigenen Kosten zu unternehmen war auch er nicht geneigt. Er stimmte bei, wenn am Reichstage der Beschluß durchging, daß der Krieg im Namen und auf Kosten des Reiches durch Kurfürst Moritz geführt werden sollte. Er bewilligte selbst, daß das Geld hiezu fürs erste aus dem indes aufgebrachten und in den Legestädten gesammelten Vorrat genommen werden sollte. Dagegen versprach man auch ihm, zur Ersetzung des Entnommenen zu schreiten, sobald man nur ungefähr wisse, wieviel die Belagerung kosten werde, und setzte gleich eine besondere Versammlung an. Das Geld sollte dem Kurfürsten nicht in die Hand gegeben, sondern von einem Reichspfennigmeister verwaltet werden; Lazarus Schwendi ward als kaiserlicher Kommissar in das Lager geschickt.

Es war nicht ein Exekutionskrieg, wie ihn öfter ein und der andere Fürst übernommen, sondern ein förmlicher Reichskrieg, nur unter dem Oberbefehl eines mächtigen Fürsten, von dem man jedoch hiebei in Erinnerung brachte, daß er zugleich Reichserzmarschall sei, durch welchen Magdeburg angegriffen ward. Wenn es unterlag, so wurden die Reichsordnungen in bezug auf Konzilium und Interim auch an dieser Stelle durchgesetzt.

Doch hatte Moritz auch ein eigenes Interesse gegen Magdeburg. „Von keinem anderen Orte im Reiche," schreibt ihm Carlowitz, „sind Ew. Churf. Gn. mehr gelästert und geschmäht, ihre Untertanen mehr zu

Widerwillen verhetzt worden und sind in Zukunft bösere Praktiken, größere Widerwärtigkeiten zu erwarten; niemandem auf der Welt liegt mehr daran, daß die Stadt gedemütigt und gezüchtigt werde."

Am 28. November gelang es dem Kurfürsten, sich der Neustadt zu bemächtigen, die von ihrem besonderen Rate nicht mit gehöriger Vorsicht bewahrt wurde, wo er sich dann auf das beste befestigen konnte. Damit nicht etwas Ähnliches in der Sudenburg geschähe, eilten die Belagerten, sie abzubrechen. Aber hierauf wendete sich der ganze Anfall wider die Altstadt selbst; in kurzem war sie mit Blockhäusern, Schanzen, Blendungen und anderen Werken eingeschlossen, und alles schien zu einer Entscheidung zu reifen.

Ratmannen, Innungsmeister und Gemeinde der alten Stadt Magdeburg waren entschlossen, dieselbe Gott vertrauend zu erwarten.

Moritz hatte ihnen Vorschläge gemacht, so vorteilhaft, daß man am Reichstage überzeugt war, er werde sie bei dem Kaiser nicht durchsetzen: das freie Bekenntnis der reinen Lehre nach der Augsburgischen Konfession und die Bestätigung aller ihrer Freiheiten; da er aber die Bedingung hinzufügte, daß sie alsdann eine Besatzung von seiten der verbündeten Fürsten würden aufzunehmen haben, so erhob sich in ihnen der Verdacht, der an den oberländischen Begebenheiten seine Begründung fand, daß jene sie doch mit der Zeit zu dem, was der Kaiser begehre, zwingen und nicht lange bei der reinen Religion und ihren

Freiheiten lassen werde. Sie antworteten, sie würden eher sterben, als dieser Gefahr sich aussetzen. Von den Theologen, die, vor dem Interim weichend, bei ihnen Aufnahme gefunden, wurden sie mit der stolzen Meinung durchdrungen, allein bei ihnen habe Gottes Wort noch eine sichere Freistätte; wer sie bekämpfe, der stehe dem Widerchrist bei. Das Gefühl, für Gott zu streiten, erfüllte sie auch nach allen den erlittenen Niederlagen ihrer Glaubensgenossen mit der heldenmütigen Zuversicht, er werde sie nicht untergehen lassen. Bürger auf der Wache sahen himmlische Gesichte, die sie mit tröstlichen Zusagen erfreuten. Sie trugen kein Bedenken, die zahlreiche Einwohnerschaft der Sudenburg, obwohl sie zur Verteidigung nicht viel beitragen konnte, bei sich aufzunehmen; längst hatten sie sich auf einen Fall dieser Art vorbereitet: sie waren auf mehrere Jahre mit Lebensmitteln versehen. Auch übrigens war die Stadt in gutem Verteidigungsstande; noch unter den Augen des Feindes ward ein neues Bollwerk, nach seinem Erbauer genannt der Heideck, errichtet. Alle Türme waren mit Schlangen und Falkonetten besetzt, die man zum Teil aus dem Metall der aus den Klöstern weggenommenen Glocken gegossen; auf dem obersten Umgang an den Domtürmen, 433 Stufen hoch, hatte man ihrer vier aufgepflanzt; am besten wirkten die Geschütze auf dem St.-Jakobi-Turm, von dem Büchsenmeister Johann Kritzmann geleitet, von dem man sagt, es sei ihm selten jemand entgangen, den er im Felde erblickte.

Die geworbenen Truppen und die Bürger verpflichteten sich eidlich zu gegenseitiger Hilfsleistung und Treue, und auf das beste haben sie ihren Schwur gehalten. Von welcher Art Enthusiasmus sie erfüllt waren, zeigt die Meinung, die sich unter ihnen verbreitete, der Feind sehe bei ihren Ausfällen einen Helden auf weißem Roß vor ihnen daherziehen; sie bildeten sich nicht ein, ihn selber zu erblicken: das litt die protestantische Wahrhaftigkeit nicht; aber sie meinten, der Feind werde durch göttlichen Schrecken mit Zaghaftigkeit geschlagen. Und ganz glücklich ging es ihnen mit ihren Ausfällen. Am 19. Dezember überraschten sie die stiftischen Truppen bei einem Gelage, nahmen mehrere hundert Mann gefangen, Edelleute und Gemeine, und führten den Stiftsbanner mit dem St.-Moritz mit sich fort. Da der Kurfürst eben einem Kriegshaufen entgegengezogen war, der sich im Gebiete von Verden sammelte, so hielt es Georg von Mecklenburg für seine Pflicht, diesen Schimpf der Belagerer zu rächen. Er wagte sich aber dabei so kecklich vor, daß er selber in die Hände der Feinde fiel (20. Dezember 1551); unter ungeheuerem Getümmel — gern hätten die Weiber den Tod ihrer Männer an ihm gerächt — ward er in des Kämmerers Haus zum Lindwurm in Gewahrsam gebracht. Bald darauf ward freilich dagegen in dem feindlichen Lager Freude geschossen, weil jener Haufe zerstreut worden, von dem man eine Gegenwirkung besorgt hatte; Kurfürst Moritz kam von seinem Zuge wieder und schlug zu den vier

bereits vorhandenen ein fünftes Lager vor der Stadt auf; die Scharmützel gingen für diese nicht immer glücklich; auch die Geschütze der Feinde machten Wirkung und fällten unter anderem die Zinnen des Jakobi-Turmes; nach und nach dachte man doch daran, ob man nicht die Armen zu entfernen habe; man fühlte die Gefahr, in der man sich befand.

Und nun läßt sich denken, welche Teilnahme dieser Kampf, eben das Schwanken des Kriegsglücks und die Ungewißheit der Entscheidung bei so viel Mut und Tapferkeit, in der Nation erregte. Wir haben heitere und ironische Volkslieder in alten, schwungvollen Weisen übrig, worin der Widerstand gepriesen ward, den das hochgewehrte Haus, die werte Stadt den fremden Gästen leiste, den Pfaffenknechten: „will der Kaiser den Wein trinken, der auf dem Markte zu Magdeburg im Fasse liegt, so muß er selbst ein Landsknecht werden; will Herzog Moritz die goldnen Schwerter haben, die ihn erst zu einem Kurfürsten machen, so muß er sie da von den Mauern holen; indessen winden die Jungfrauen ihre Kränze für den alten Kurfürsten, dessen Gemahlin und den Grafen Albrecht, der das beste getan.“ Roger Asham versichert, in Augsburg rede man von nichts weiter als von der magdeburgischen Sache; jede andere trete dagegen zurück. Ihm, als einem klassisch Gebildeten, stellten sich Papst und Kaiser als die mythologischen Ungeheuer dar, als Zerberus und der spanische Geryon, die nur diese eine Stadt zu unterwerfen wün-

schen. Werden die Pforten der Stadt erbrochen, so wird jener wieder in Deutschland herrschen, dieser in ganz Europa.

Der Kaiser seinerseits ließ nicht in Zweifel, welche Folgen die Ausbreitung seiner Herrschaft in Deutschland haben würde.

In Augsburg wurden die Protestanten von dem Kriegsvolk, das sie umgab, als Besiegte behandelt. Während der Predigt in der Kirche zum heiligen Kreuz ergötzten sich die Italiener, die dort in das Kloster einfuriert worden, mit Ballspiel; der Ball fiel unter das zuhörende Volk auf dem Kirchhof. In St.-Ulrich zerbrachen die Spanier Kanzel und Stühle; dem Stadtvogt mit seinen Leuten, die ihnen Einhalt tun wollten, setzten sie sich mit bloßer Wehr entgegen; man bemerkte, daß nicht alle gemeine Söldner waren: einen Trabanten des Prinzen Don Philipp unterschied man unter ihnen. Dagegen sah man wieder die Prozessionen mit ihren Glöcklein und Lichtern durch die Straßen ziehen; wehe dem, der sie beleidigte! Eine Handwerkerfrau, die spöttisch verlauten ließ, ob dieser Gott nicht ohne Lichter sehe, wurde erst in die Eisen geschlagen, dann aus der Stadt verwiesen; hätte sich Königin Maria nicht ihrer angenommen, so wäre ihr noch ärgeres geschehen. Auf das strengste ward darüber gehalten, daß Freitag und Sonnabend nur Fastenspeisen auf die Tische kamen. Die Schulmeister wurden angewiesen, nichts zu lehren, was nicht entweder der alten Religion oder dem Interim gemäß

sei, und ohne Gnade abgesetzt, wenn sie sich dessen weigerten. Vier Lehrer in der lateinischen Schule, neun in der deutschen, sogar einige Lehrerinnen waren standhaft genug, dies Schicksal über sich ergehen zu lassen. Und mit entsprechendem Ernst wurden die Prediger vorgenommen. Vor dem Bischof von Arras wurden sie examiniert, ob sie auch glauben, daß unter einer Gestalt das Sakrament so gut mitgeteilt werde, wie unter beiden, wieviel Sakramente sie überhaupt annehmen. Da ihre Erklärungen sehr evangelisch lauteten, wurden sie angewiesen, binnen drei Tagen beim Schein der Sonne die Stadt zu räumen; sie mußten schwören, in den Grenzen des heiligen Reiches niemals wieder zu predigen oder priesterliche Handlungen zu verrichten, auch niemals jemandem die Gründe ihrer Ausweisung mitzuteilen. Wo die Mönche nicht selbst das Wort wieder ergriffen, wurden doch nur solche Prediger geduldet, welche sich genau an das Interim hielten. Der Kaiser nahm an diesen Dingen mit einem Eifer Anteil, als wenn seine ganze Autorität davon abhinge. Es blieb ihm nicht unbekannt, wenn ein Bürger von Ulm eines seiner Kinder auch nur außerhalb der Stadt nach evangelischem Ritus taufen ließ; er drang darauf, daß derselbe dafür aus dem Rat entfernt wurde. Er verweist es dem Rate, wenn er einem verjagten Prediger, der ein Handwerk treiben will, das Bürgerrecht gewährt hat. Von allen Seiten wurden die Prädikanten zusammengefordert, um denselben Verpflichtungen unterworfen zu werden, die in Augs-

burg auferlegt worden. Da die regensburgischen nicht erschienen, ließ der Kaiser die Ratsherren von Regensburg vor sich bescheiden und eidlich verpflichten, niemals einen Prädikanten anzunehmen, der nicht zuvor bei Gott und den Heiligen gelobe, sich der alten Religion und dem Interim gemäß zu halten.

In weiten und weiteren Kreisen zeigen sich verwandte Bestrebungen. Der Erzbischof von Mainz lud wohl die hessischen Prediger auf seine Provinzialsynode. Was die Magdeburger fürchteten, geschah wirklich anderwärts. Die hohe Geistlichkeit machte in den Städten den Versuch, den niederen Klerus wieder einzusetzen und überhaupt die alten Verhältnisse zurückzuführen.

Auch in den Reichsgeschäften hielt der Kaiser ein Verfahren ein, das allem Herkommen widersprach und das Selbstgefühl der Fürsten aufregte.

In einem Gutachten über die Ersetzung des Vorrates hatten die Stände einige ihrer Beschwerden doch etwas deutlicher als am vorigen Reichstage, aber noch immer sehr bescheiden, zur Sprache gebracht, z. B. die Anwesenheit spanischer Truppen im Reiche, das bewaffnete Geleit, mit welchem der Kaiser am Reichstage erschienen war, die mancherlei Hilfsleistungen, die sie in den letzten Jahren aufgebracht. Der Kaiser nahm dies nicht wenig übel: schon den Ständen im allgemeinen gab er zu erkennen, daß er ihren Aufsatz unbillig finde und sich darüber etwas bewegt fühle; hauptsächlich aber wandte er sich an die Kurfürsten.

Die beiden persönlich anwesenden von Mainz und Köln, und von jedem der anderen der vornehmste Rat mußten ihm in das Innere seiner Gemächer folgen, wo er mit dem Könige feierlich Platz nahm und dann durch den Bischof von Arras vortragen ließ, mit welchem Mißvergnügen er bemerke, daß gerade sie die hartnäckigsten in der ganzen Versammlung seien; ganz ohne Grund sei, was sie in der übergebenen Schrift ausgeführt; nur unbedeutend erscheine die Reichshilfe, wenn man sie mit den überschwenglichen Unkosten vergleiche, die er selber zur Aufrechterhaltung des Reiches aufgewendet; der letzte Krieg habe ihm über 60mal hunderttausend Gulden gekostet, und noch sei nicht so guter Friede, daß er des ohnehin nicht zahlreichen Kriegsvolkes, das er noch im Reiche habe, entbehren könnte; man möge nur rückwärts sehen, so werde man wohl finden, daß auch andere römische Könige und Kaiser Truppen an die Reichstage mitgebracht: er, der Kaiser, trachte nach nichts, als daß die Gebühr im Reiche geschehe, und er wolle nur wünschen, daß auch kein anderer sich seine Privathändel irren lasse.

„Gnädigster Kurfürst und Herr," schreibt der brandenburgische Gesandte an Kurfürst Joachim II., „wir können nicht unterlassen, Ew. Kurf. Gn. anzuzeigen, daß die beiden Kurfürsten, die anwesenden Fürsten und die Räte der abwesenden über dieses unerhörte Verfahren entsetzt sind; wer dazu geraten, hat es schlecht verstanden, und wäre es auch der kluge Arras gewesen."

Großes Aufsehen machte eine Differenz, die über die Belehnung des Prinzen Philipp mit den Niederlanden ausbrach. Der Kaiser hatte die Absicht, seinen Geburtstag mit diesem Akt zu feiern, und ließ eine prächtige Bühne dazu herrichten. Allein der Lehnbrief, den er darüber hatte aufsetzen lassen, wich so sehr von dem Herkömmlichen ab, daß die Kurfürsten Bedenken trugen, ihn anzunehmen. Bei einer und der anderen Provinz war mit absichtlicher Unbestimmtheit von der Oberlehnsherrlichkeit des Reiches die Rede; für alle insgesamt war der Anspruch erhoben, daß sie auch durch Frauen vererbt werden sollten. Die kaiserlichen Minister entschuldigten das erste damit, daß die alten Lehnbriefe verloren gegangen und man nicht mehr genau wisse, was zum Reiche gehöre, das zweite mit dem Wunsche, die Niederlande auf immer ungetrennt beisammenzuhalten. Allein damit war der Erzkanzler des Reiches nicht zu befriedigen; er wandte ein, wenn der Kaiser z. B. Geldern nicht ausschließlich als Manneslehen anerkenne, so mache er seine eigenen Rechte daran zweifelhaft. Ein Widerspruch, der so gut begründet war, daß der Kaiser sich entschließen mußte, den Lehnstuhl wieder abtragen zu lassen. Wollte er seinen Sohn belehnen, so mußte er es in seiner Wohnung tun.

Einen allgemeinen Widerwillen erweckte das Betragen der Spanier: — „obwohl ihrer nur eine Handvoll ist," sagt eine Augsburger Chronik, „so treiben sie doch allen Mutwillen, ohne daß ihnen jemand ein-

redet oder sie daran hindert; sie machen, daß in Augsburg niemand mehr Herr und Meister ist weder über Leib und Gut, noch über Weib und Kind.“ Durch ihre nationale Anmaßung fühlten sich die Deutschen gehöhnt. Bei einem Gastgebot, dem der sächsische Gesandte beiwohnte, beklagten sie sich, daß ihr Prinz in der Kapelle unter den Kurfürsten stehe; man wisse in Deutschland wohl nicht, was ein Prinz von Hispanien bedeute oder vermöge. Ohne Hehl ließen sie vernehmen, das Kaisertum könne ihnen nicht entgehen: der Kurfürst von Köln sei eine Kreatur des Kaisers, Mainz der Rat desselben, Pfalz ein noch nicht ganz ausgesöhnter Feind, der nichts verweigern dürfe, Sachsen durch die empfangenen Wohltaten gefesselt; Brandenburg, das nicht die Mittel habe, seinen kurfürstlichen Stand aufrechtzuerhalten, werde mit 100 000 Gulden und etwa der Versicherung der Stifte zu gewinnen sein; mit Trier wolle man schon fertig werden; wollte Gott, die Kurfürsten wären nur alle zugegen; sähen sie das Angesicht des Kaisers, würde man ihnen freundlich zusprechen, mit ihnen banketieren, so wäre alles ausgerichtet. Bei jener Vorhaltung in den kaiserlichen Gemächern hatte man Alba und Arras über die betroffenen Fürsten und Räte lachen sehen; die Spanier spotteten über die Sorglosigkeit des Landgrafen, der Tor genug gewesen sei, sich mit guten Worten in Haft bringen zu lassen.

„Dahin,“ ruft der brandenburgische Gesandte, Christoph von der Straßen, aus, „ist es mit den Deutschen

gekommen, die sonst von allen Nationen gefürchtet waren; jetzt spottet man ihrer, Gott sei's geklagt!" Er widerrät seinem Herrn, nach Augsburg zu kommen, so sehr der Kaiser darauf dringe und so sehr die Wendung, welche die religiösen Angelegenheiten nehmen, es sonst wünschenswert machen würde. „Soviel vermerken wir, die Spanier wollen einen Fuß ins Reich setzen; es gilt Euch Herren, wir bleiben immer arme Gesellen."

Eine andere Angelegenheit von allgemeiner Bedeutung bildete die noch immer fortdauernde Gefangenschaft des Landgrafen Philipp von Hessen.

Während des ersten Reichstages zu Augsburg war er zu Nördlingen, Heilbronn und Hall in Schwaben von Spaniern bewacht, alsdann den Rhein hinab nach den Niederlanden geführt und zu Oudenaarde in engem Gewahrsam gehalten, endlich im Sommer 1550 nach Mecheln gebracht worden. Auch in der Gefangenschaft ward Philipp als der regierende Herr seines Landes betrachtet; über alle wichtigen Landesangelegenheiten ward an ihn berichtet. Das hinderte jedoch nicht, daß er sich nicht zuweilen die unwürdigste Behandlung hätte gefallen lassen müssen. Man hat dem Schreiber, dem er einen Brief diktierte, das Blatt aus der Hand gerissen, einem Bettler, dem er, als er seiner vom Fenster aus ansichtig ward, ein paar Stüber hinunterschickte, nicht ohne Züchtigung weggetrieben; der spanische Hauptmann hat die Speisen, die an einem Festtag auf die fürstliche Tafel getragen wurden, auf

den Boden geworfen und beschimpfende Worte hinzugefügt. Man sollte nicht so oft tadelnd darauf zurückkommen, daß Philipp sein Unglück bei weitem nicht mit der großartigen Gelassenheit getragen habe, die wir an dem Kurfürsten bewundern. Die Lage der beiden Fürsten ist schon an sich sehr verschieden. Der Kurfürst war in der Schlacht gefangen und bereits zum Tode verurteilt gewesen, der Landgraf, wenn wir ja nicht sagen wollen, durch Betrug, doch durch Täuschung in die Hände des Kaisers geraten. Da hat er allerdings Augenblicke gehabt, wo der Wunsch, wieder frei zu werden, und Einreden seiner Umgebung ihn zu einer undienlichen Nachgiebigkeit vermocht haben, z. B. in Sachen des Interim; er hat sogar der Messe einmal beigewohnt; aber diese Anwandlungen gingen bald wieder vorüber; in seinem Gefängnis hörte man ihn doch mit heller Stimme geistliche Lieder singen. Er ließ sich Schriften der Kirchenväter geben; besonders las er Augustinus gern; es machte ihm Vergnügen, wenn ihn gelehrte Katholiken besuchten und mit ihm die Kontroversen beider Teile, etwa über die Lehre von der Rechtfertigung oder das Papsttum oder die Anrufung der Heiligen, durchsprachen. Aus der Ferne ermahnt er dann seinen ältesten Sohn, bei dem Evangelium zu verharren, koste es gleich Leib oder Gut, die flüchtigen Prädikanten zu unterstützen. Auch andere gute Ermahnungen fügt er hinzu, z. B. er möge sich vor einem unreinen Leben hüten, jedermann Gleich und Recht angedeihen lassen.

In seinem Gefängnis gedenkt er des Zustandes der armen Gefangenen in seinem Lande und bringt die Verbesserung desselben in Anregung. Er vergißt des Tieres nicht, das ihn in glücklicheren Tagen getragen hat, das er jetzt bis an den Tod zu füttern befiehlt, noch des treuen Hundes, den er seinem Sohne — denn er könne ihm wohl noch eine Ente fangen — zuschickt: „laß aber wohl aufsehen," sagt er, „daß ihn die großen nicht totbeißen, laß ihn in Deiner Kammer schlafen." Seine Seele lebt in der Heimat; sie nährt sich in diesen Erinnerungen und Sorgsamkeiten geringfügiger Art; nach so viel stürmischer Tatkraft im Glück entwickelt sie Milde und Treue im Unglück. Von dort her entsprach man ihm mit gleichem Verlangen. Alles, was wir von seiner Gemahlin hören, zeigt eine grundehrliche, durch nichts erschütterte Hingebung.

Aber weder die Erfüllung der Kapitulation, noch jene religiösen Annäherungen, noch die Anwesenheit des Prinzen von Spanien, der doch seine Verwendung versprochen hatte, vermochten seine Fesseln zu lösen. Man hat dem Kaiser angeboten, das Land fürs erste zu teilen, so daß Philipp, im Besitz nur der einen Hälfte, während die andere an seinen Sohn fallen möge, gewiß unschädlich sein werde; er selbst fügte hinzu, er wolle dem Kaiser ein Jahr lang im Felde dienen und sich niemals wieder von ihm sondern: — alles vergeblich. Vielmehr verlautet wohl, der Kaiser werde der hallischen Kapitulation nachgekommen sein, wenn er den Gefangenen auch erst in seiner letzten

Stunde freigebe. Auf eine neue Verwendung der Kurfürsten am Reichstage von 1550 erfolgte abermals eine abschlägige Antwort. Verzweifelnd, jemals losgelassen zu werden, faßte der Landgraf den Gedanken, zu entfliehen. Es gelang wirklich durch einen jungen in Antwerpen stehenden Kaufdiener aus Hessen, auf dem ganzen Wege von Mecheln nach dem hessischen Gebiete Posten zu legen, d. i., nach dem Sprachgebrauch jener Zeit, von 4 Meilen zu 4 Meilen frische Pferde bereit zu halten; mit den rascheſten und sichersten stellte sich der Zeugmeister Hans Rommel in Mecheln selber ein; er hatte einige handfeste Leute, welche diejenigen zurückhalten sollten, die dem Fliehenden nacheilen würden; und schon waren alle nötigen Vorbereitungen getroffen, um den Fürsten aus einem Garten, der an den Hofraum seines Gefängnisses stieß, zu entfernen, als die unglückliche Furchtsamkeit eines Dieners, der im voraus für sich selber eine Zuflucht suchte, noch in dem letzten Augenblick das Vorhaben an den Tag brachte. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Gewahrsam des Fürsten nun doppelt streng wurde. Der Kaiser, der namentlich die Aufstellung jener Leute für einen Eingriff in seine landesherrliche Gerichtsbarkeit erklärte, sagte wohl, er habe Ursache, sich noch anderer Gestalt zu erzeigen als bisher. Der Landgraf verlor nun vollends seine deutschen Diener und ward überhaupt recht eigentlich mißhandelt; bittere Tränen des Unmuts stiegen ihm über die Art und Weise in die Augen, wie man bei den Verneh-

mungen mit ihm, einem Reichsfürsten, umging. „Ich will lieber tot sein," schrieb er, „als länger gefangen." Wenn er angibt, daß man ihn nach Spanien zu führen beabsichtige, so darf man dies für keine Einbildung halten; es ist gewiß, daß der Kaiser dazu entschlossen war.

Wäre es auch nur aus Mitleid gewesen, so hätten schon darum die deutschen Fürsten sich des Landgrafen in dieser Bedrängnis annehmen müssen. Aber die beiden Kurfürsten, von Brandenburg und Sachsen, hatten überdies eine vertragsmäßige Verpflichtung dazu; wiewohl der Kaiser dieselbe für nichtig erklärte, konnten sie sich ihrer doch noch nicht erledigt glauben. Ihre Gesandten bereisten die verschiedenen deutschen Höfe, um auch alle anderen zur Teilnahme an einer allgemeinen Fürbitte zu vermögen. Im Oktober 1551 vereinigten sich hiezu in Augsburg oberländische und niederdeutsche Abgeordnete, von Mecklenburg, Holstein, den pfalzgräflichen Höfen, Württemberg, Baden; die, welche keine Gesandten geschickt, Lauenburg, Lüneburg, gesellten sich wenigstens durch feierliche Anschreiben hinzu; auch diejenigen traten bei, die sich bisher eher feindlich gehalten, Bayern, wo ein sehr förderlicher Regierungswechsel eingetreten war, Österreich selbst, das deutsche, in dem Bruder des Kaisers. Es waren beinahe sämtliche weltliche Fürsten: die Sache des Landgrafen erschien als die Sache des deutschen Fürstentums.

Unter diesen Vorgängen breitete sich über die verschiedenen Landschaften und Bekenntnisse das Gefühl aus, daß das alte freie Germanien überwältigt sei und gegen seinen Willen nach einem ihm widerwärtigen Ziele geführt werde.

Einen gleichsam greifbaren Anhalt bekam die erwachende Antipathie an dem Buche über den letzten Krieg, welches, von einem der im Dienst des Kaisers in vorzüglicher Gunst beschäftigten Spanier, Don Luis de Avila, in spanischer Sprache zu Antwerpen publiziert und sogleich im Original wie durch Übersetzungen verbreitet, ein allgemeines Aufsehen erregte. Darin waren nicht allein die Gegner, sondern auch die Verbündeten, die katholischen Fürsten selbst, mit Unkenntnis und zugleich Wegwerfung behandelt. Markgraf Albrecht forderte den Verfasser zum Duell heraus; nur durch die Intervention des Kaisers selbst ward es verhindert. Dem deutschen Fürstentum trat die monarchische Idee in dem Ausdruck, den sie in Spanien gefunden hatte, entgegen; der Kaiser erschien als der von Gott zur Herrschaft und Rettung der Religion bestimmte Fürst, von einer Überlegenheit des Geistes und der Macht, gegen die alle anderen in Dunkel und Unbedeutenheit versinken. Welchen Eindruck mußte es machen, als man erfuhr, daß die Fortsetzung dieser Gewalt in dem Prinzen von Spanien beabsichtigt werde!

Der Haß, der ursprünglich den Spaniern allein gegolten, fiel auch auf den Kaiser. Als er im Mai 1551

von Augsburg nach Tirol ging, fand man dort einen Anschlag des Inhalts: die Römisch Kaiserliche Majestät begehre, man solle die Tränen, so wegen J. Majestät, ihres Sohnes und der Spanier Abreise fallen würden, fleißig sammeln; J. Majestät bedürfte derselben zur Arznei und werde sie mit indischem Golde teuer bezahlen.

Von den deutschen Fürsten traf ein ähnlicher Haß besonders Moritz von Sachsen, der an seinem Vetter, an seinem Schwiegervater, an der gemeinschaftlichen Sache zum Verräter geworden sei und sich jetzt auch wider Magdeburg gebrauchen lasse. In gereimten Sprüchen ward er redend eingeführt, mit dem Bekenntnis, daß er das Evangelium verleugnet habe: „Schwert und Rautenkranz führe ich; wie ich's gewonnen, als werd's verlieren ich." In hochdeutschen und plattdeutschen Chroniken erscheint sein Name mit gehässigen Beiworten. Schon fühlte er in seinem eigenen Lande den Boden unter seinen Füßen erzittern. Seine Ritterschaft hatte ihm förmlich verweigert, gegen Magdeburg Hilfe zu leisten, und, wie berührt, man wollte wissen, sie richte ihr Augenmerk auf den jüngeren Bruder, Herzog August. In den Städten und auf dem Lande in Sachsen machte die Beweisführung der Magdeburger, daß ihre Sache Gottes Sache sei, vielen Eindruck. Moritz ist von seinen Amtleuten erinnert worden, wenn er in Glaubenssachen auf die bisherige Weise vorschreite, so werde ihm von hundert Menschen nicht einer gehorsam bleiben.

Mit neuem Eifer scharten sich die Geister, und vielmehr eben darum, weil ihnen eine Richtung nach der entgegengesetzten Seite gegeben werden sollte, um das Banner des evangelischen Glaubens. Nie waren die Kirchen in den Ständen, wo die Predigt noch erscholl, gefüllter gewesen; wir vernehmen von Augsburg, Straßburg, Regensburg, daß die katholische Geistlichkeit verzweifelte, das Volk ohne Gewalt im Zaum zu halten; so wird es auch anderwärts gegangen sein. In den Kirchengebeten durfte man begreiflicherweise Magdeburg nicht nennen; aber der dortige Kampf war die große Angelegenheit, welche die Gemüter beschäftigte; man bediente sich allgemeiner Ausdrücke, die jedoch keine andere Beziehung haben konnten, als eben auf diesen Kampf.

Und indessen triumphierte der Bischof von Arras, daß ihm an dem Reichstage alle seine Pläne, besonders in religiöser Beziehung, gelungen; von den verjagten Predigern rede man so wenig, als seien sie nie dagewesen. In diesem Lande, rief er aus, sei alles möglich.

In der Tat, noch vieles hatte er vor.

Ihm konnte wohl nicht verborgen sein, wie man die Sukzessionsentwürfe in Deutschland ansehe. „Ich finde niemanden," schreibt selber Carlowitz, „weder hohen noch niederen Standes, unter den Deutschen, der damit zufrieden wäre." Ohne die mindeste Rücksicht darauf setzte der Hof die Unterhandlungen mit dem größten Eifer fort und wandte alles an, um den

Widerstand zu brechen, den der junge Maximilian noch leistete, und die Kurfürsten, denen große Vorteile in Aussicht gestellt wurden, endlich zu gewinnen. Mit Schrecken sahen die Vaterlandsfreunde einen Transport indischen Geldes aus Spanien ankommen. Sie meinten nicht anders als, das Geld sollte dienen, die Kurfürsten zu bestechen. Sie fragten, ob es jemand wohl wagen werde, das Vaterland zu verraten.

Und dazu kam nun die Erwartung der Beschlüsse des Konziliums. Mochten auch die schon abgefaßten Dekrete reassumiert und, wie der Kaiser wünschte, in einem den Protestanten annehmbaren Sinne umgestaltet werden, so wäre man doch niemals über die Festsetzungen des Augsburger Interim hinausgegangen; diese wären vielmehr wahrscheinlich der katholischen Rechtgläubigkeit noch weiter angenähert und auf das strengste festgehalten worden. Dem starren Begriffe kirchlicher Einheit würde sich alles haben unterwerfen müssen.

Tridentiner Beschlüsse, wenn auch nicht ganz, wie sie später erfolgt sind, aber diesen doch ohne Zweifel durchaus nahe verwandt, nachdem die Protestanten bei ihrer Abfassung zugegen gewesen, für sie verpflichtend, und zu deren Handhabung ein Kaiser von der Macht und Gesinnung, wie sie Philipp II. entwickelt hat, — welch eine Aussicht, Karl V. willkommen, dessen Politik in den letzten Jahren dahin gezielt hatte, aber ebenso drückend und drohend für Deutschland, das unter diesen Umständen niemals das spätere

Deutschland geworden, sondern der freien geistigen Regung, die sein Leben ausmacht, verlustig gegangen wäre!

Eben hier, wo sie zusammentreffen sollten, schieden sich die Interessen des Kaisers und der deutschen Nation auf immer.

Hätte man nicht meinen sollen, die Nation, in ihren verschiedenen Ständen beleidigt, in der Tiefe ihres Daseins angegriffen und in ihrer Zukunft bedroht, werde sich gegen die Gewalt, von der sie so vieles litt und noch mehr fürchtete, plötzlich einmal wie ein Mann erheben?

Das ist nicht ihre Gewohnheit. Durch die Mannigfaltigkeit der herrschenden Gewalten ist ihre Aufmerksamkeit von jeher zu sehr nach verschiedenen Punkten hin zerstreut gewesen, als daß dies so leicht geschehen könnte. Auch sieht sie gern ihre Fürsten sich vorangehen.

Und in diesen fehlte es nicht an geheimen Regungen zu offenem Widerstand.

Wohl merkwürdig, daß sich Absichten, wie sie Kaiser Karl V. hegte, zugleich ein deutsch-österreichisches und ein brandenburgisch-preußisches Interesse entgegensetzten.

Das erste beruhte auf dem Widerwillen gegen die Sukzession des Prinzen von Spanien. Ferdinand selbst hatte sich endlich gefügt, aber weder sein Sohn, auf den es eigentlich ankam, der dem jüngeren Vetter sein Lebtag hätte nachstehen müssen, noch auch seine Räte, welche die Verwaltung des Reiches bald an sich über-

gehen zu sehen und auf immer in der deutschen Linie zu befestigen hofften. Und auch mit Ferdinand stand der Kaiser nicht mehr in dem alten Vertrauen. Er nahm es übel, daß sich derselbe bei der Fürbitte für den Landgrafen beteiligte. Den übrigen gab er die schon oft vernommene Antwort, er wolle sich in Gnaden erweisen, so viel nach Gestalt des Handels tunlich; seinem Bruder ließ er außerdem sagen, wenn er den Landgrafen befreie, müsse er auch Johann Friedrich loslassen. Er wußte wohl, daß Ferdinand die Rückkehr dieses Fürsten nicht wünschte, der noch immer einen starken Anhang in Böhmen hatte.

In dem brandenburgischen Hause hatten sich die beiden tatkräftigsten Fürsten, die dem Kaiser im schmalkaldischen Kriege beigestanden, seitdem von ihm abgewendet, Albrecht von Kulmbach, den zuerst die Hinrichtung Vogelsbergers verdrossen, worin er eine Verletzung der hergebrachten kriegsmännischen Ehre und Freiheit erblickte, und Johann von Küstrin, der sich an dem Interim geärgert, es vom ersten Augenblick an von Herzensgrund verdammt hatte. Markgraf Johann sah darin die Prophezeiung Carions erfüllt, daß im Jahre 1548 falsche Propheten aufstehen würden, und war entschlossen, dem zu widerstehen. Während das übrige Deutschland sich beugte, hat er wohl, fortfahrend wie er angefangen, wundertätige Bilder zerstört, wie das zu Göritz. Johann Friedrich versicherte in einem an Karl V. gerichteten Gutachten, daß zu der Haltung des Hauses Brandenburg auch die

preußischen Verhältnisse beigetragen. In diesen Zeiten waren die Ansprüche der fränkischen Linie auf das Herzogtum erneuert worden, für die Mitbelehnung des Gesamthauses ein neuer Schritt geschehen. Die polnisch-preußischen Stände sahen in der Verbindung mit dem Hause Brandenburg eine Versicherung des Friedens mit dem Reiche, der sonst höchlich bedroht war; denn soeben hatte sich der Versuch, eine gütliche Beilegung der zwischen dem deutschen Orden und dem Reich auf der einen, dem Herzogtum und der Krone Polen auf der anderen Seite obschwebenden Streitigkeiten zustande zu bringen, von dem auf dem Reichstage zu Augsburg die Rede war, kaum unternommen, vollständig zerschlagen. Vor kurzem war Siegmund August auf den polnischen Thron gestiegen; er erklärte im Herbst 1546, in dem alten Sinne der Polen, mit starken Worten, der Kaiser habe kein Recht; er werde demselben weder das Geringste im Lande Preußen einräumen, noch seine Oberhoheit auf irgendeine Weise anerkennen.

Wurde nun aber jeder Vermittelungsvorschlag zurückgewiesen, so trat die Achtserklärung gegen den Herzog wieder in Kraft, und es ließ sich nichts anderes als eine Vollstreckung derselben erwarten. Ein solches Unternehmen hätte nahe gelegen, sobald es dem Kaiser gelang, Magdeburg zu unterwerfen. Dann würde sich das nordöstliche Deutschland, Fürsten und Städte, haben fügen müssen, und der Weg nach Preußen, wo der Herzog und die Landschaft das Interim heftig von

sich wiesen, hätte offen gestanden. Es war wieder ein Fall, in welchem Polen den Protestantismus um Preußens willen in Schutz nahm. Wir hören von einer Zusammenkunft des Woiwoden von Marienburg mit dem Markgrafen Hans, um über die Mittel zu beraten, die man zum Besten der Krone Polen, der brandenburgischen Fürsten und zur Förderung des göttlichen Wortes ergreifen müsse. Zu dem Kreise dieser Verbindung gehörte Johann Albrecht von Mecklenburg, der wie Markgraf Johann, sein mütterlicher Oheim, dem Interim zum Trotz die Reform fortsetzte und sich in diesem Augenblick mit der Tochter des Herzogs von Preußen verlobte. Der alternde Herzog, dem vor ein paar Jahren die Gemahlin gestorben und der noch keinen männlichen Erben hatte, fand es ratsam, sich nochmals zu vermählen. Im Februar 1550 stellten sich Markgraf Johann, der ihm selbst die Braut herbeiführte, und Johann Albrecht zu seiner Hochzeit in Königsberg bei ihm ein. Die drei Fürsten fühlten sich in gemeinschaftlicher Gefahr und schlossen ein Bündnis, in dem sie sich gegenseitige Hilfsleistung versprachen gegen jeden, der einen von ihnen angreife, wer es auch sei, gleichviel ob um der Religion oder anderer Sachen willen. Um das Geheimnis zu wahren, haben sie keine vollkommen beglaubigte Urkunde darüber ausgestellt, aber einander gegenseitige Treue an Eidesstatt gelobt.

Nun hatte Johann Albrecht in jener Streitigkeit mit seinem Bruder Georg eine kleine Truppenschar

geworben, deren er nicht mehr bedurfte, als Georg sich gegen Magdeburg wendete und dort stehen blieb. Aber weder für die Fürsten, wie berührt, noch für die benachbarten Städte wäre es ratsam gewesen, Magdeburg in die Hände von Kaiser und Reich fallen zu lassen. Es war ein Gedanke Markgraf Johanns, dem Kaiser wenigstens die Möglichkeit eines neuen Widerstandes zu zeigen, ihm, wie er sagte, „ein Blatt über die Füße zu welgern". Johann Heideck, der sich im oberländischen Kriege, dann in Magdeburg hervorgetan, und der junge Graf Volradt von Mansfeld erschienen plötzlich an der Spitze eines Heeres der Städte und Fürsten im Verdenschen; durch Vermittelung Johann a Lascos empfingen sie von England — es ist die erste Rückwirkung der dortigen Religionsveränderung — insgeheim eine erwünschte Geldunterstützung.

Bei weitem zu gering jedoch war diese Macht, als daß sich etwas Durchgreifendes von ihr hätte erwarten lassen; die Verhältnisse des Hauses Brandenburg waren überhaupt nicht dazu angetan, sich geradezu und in eigenem Namen dem Kaiser zu widersetzen. Noch viel weniger hätten Ferdinand oder Maximilian, die durch alle denkbaren Bande gefesselt waren, dies wagen können. Vielmehr kam alles auf denjenigen an, der durch seinen Übertritt zum Kaiser den schmalkaldischen Krieg entschieden hatte, und der jetzt von allen Fürsten allein die Waffen gewaltig in der Hand hielt.

Moritz fühlte wohl von selbst das Widerwärtige

einer Stellung, die mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch ist. Überdies aber war er seit einiger Zeit nicht mehr geneigt, der kaiserlichen Politik Vorschub zu tun. Er versäumte nichts, was dazu dienen konnte, Maximilian durch geheimen Zuspruch in seinem Widerstande gegen die Sukzessionsentwürfe des Kaisers zu bestärken; der hat ihn dagegen für einen der besten Freunde erklärt, die er auf der Welt habe. Wenn von einer zwischen beiden Fürsten zu veranstaltenden Zusammenkunft die Rede war, so lag die Schwierigkeit nur darin, daß man sie dem Kaiser unbemerkt zustande zu bringen wünschte. Bei den jungen Landgrafen ließ Moritz einmal anfragen, wenn zwei Augen sich zutun würden und er dann etwas zur Erledigung ihres Vaters unternehme, wessen er sich zu ihnen versehen könne. Es war wohl nicht sein Ernst, bis zum Tode des Kaisers zu warten; die Landgrafen machten ihn aufmerksam, der könne noch manchen überleben: vielleicht zeige sich bald eine andere Gelegenheit, wenn der Kaiser über Meer gehe, oder wenn sich ihm diesseits ein neuer Krieg erhebe.

Auf diese letzte Wahrscheinlichkeit hatte namentlich Markgraf Albrecht von Kulmbach bei seiner Anwesenheit in Weißenfels schon im Frühjahr 1550 die Aufmerksamkeit gelenkt. Er sagte, der eine von diesen Fürsten habe den Wahlspruch: „Mehr, weiter!", der andere zum Zeichen den zunehmenden Mond mit dem Worte: „bis er voll wird"; jeder wolle größer werden; aber der eine werde abnehmen, der andere, den

die Welt noch nicht so gut gewitzigt habe, fortschreiten und wachsen; Heinrich II. könne dem Kaiser wohl einen Schlag beibringen, so schlimm, als sein Vater jemals von diesem erlitten.

Seit dem Frieden Heinrichs II. mit England konnte sich niemand verbergen, daß ein Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und dem Kaiser bevorstehe.

Wenn aber diese Eventualität dazu ermutigen konnte, dem Kaiser zu widerstreben, so hatte sie doch auch eine andere Seite. Die vornehmste Intention des Königs von Frankreich wäre dann dahin gegangen, sich der verjagten Fürsten und Kriegsmänner anzunehmen und sie zurückzuführen; er machte kein Hehl daraus. Welch eine Gefahr aber lag darin für alle die, welche den schmalkaldischen Bund zerstören halfen und die Partei des Kaisers gehalten hatten! Moritz ward erinnert, wie schlechte Nachbarn er an den wiederhergestellten Grafen von Mansfeld oder dem eigenen Vetter haben werde. Sein Kurfürstentum würde ihm wieder entrissen worden sein.

Indem sich Moritz dem Kaiser entfremdete, konnte er unmöglich zugleich die Feindseligkeit von Frankreich auf sich ziehen wollen. Eben das Interesse der Verjagten mußte dazu dienen, ihm einen Zugang zum französischen Hofe zu verschaffen. Nachdem alles, was man zur Erledigung des Landgrafen Philipp versucht hatte, an dem hartnäckigen Eigenwillen des Kaisers gescheitert war, wendeten sich die Söhne des

Gefangenen an den König Heinrich II. Sie legten ihm zunächst die Frage vor, ob er ihren Vater bei sich aufnehmen wolle, wenn es demselben gelänge, zu entfliehen. In der Unterhandlung hierüber zwischen dem Gesandten, dem hessischen Hofmarschall von Schachten, mit dem König und dem Konnetable kam nun auch das Verhältnis des Kurfürsten Moritz zur Sprache. Schachten wurde inne, daß die bisherige feindselige Stellung desselben zu Frankreich für den König kein Hindernis bilde, mit ihm in Verständnis zu treten. Moritz fand sich bereits im Mai 1550 veranlaßt, durch einen eigenen Vertrauten, der zugleich der einzige Mensch an seinem Hofe und im Staate war, der davon erfuhr — er hieß Gleisenthal —, bei dem König anzufragen, wessen er sich zu ihm zu versehen habe, wenn er sich des Gefangenen oder auch anderer Dinge halben von dem Kaiser abwenden sollte. Die Antwort Heinrichs II. war: eben deshalb habe er Frieden mit England geschlossen, um den unterdrückten deutschen Fürsten Hilfe leisten zu können.

Noch war das sehr unbestimmt und zweideutig, man sieht nicht recht, ob absichtlich oder aus Unkunde. Aber es bahnte doch zu weiteren Verhandlungen den Weg; in kurzem fühlte sich Moritz zu einer unzweideutigen Eröffnung bewogen.

Der Reichstag von Augsburg hatte begonnen, und die Sukzessionsentwürfe kamen ernstlich in Gang. Der Kurfürst fühlte die ganze Gefahr, die darin für Deutschland und für Europa lag. Er hat Maximilian,

als derselbe nach Deutschland zurückkam, einen Gesandten entgegengeschickt und war vollkommen einverstanden mit ihm. Von seinem Standpunkte aus hielt er sich überzeugt, daß es auf eine Unterdrückung des deutschen Fürstentums abgesehen sei: einen nach dem anderen wolle man unterwerfen; keinerlei Dienste schätze man oder trage ihnen Rechnung; — er ließ jetzt nach Frankreich melden, auch ihm, dem Könige, stehe nichts Besseres bevor; solle man aber immer mit gefaßtem Schilde sitzen? Solle man nicht den Vorstreich zu gewinnen suchen? Würde der König ernstlich zu Werke schreiten, so werde er und seine Freunde mit ihm gemeinschaftliche Sache machen. Die hessischen Freunde ließ er wissen: das sei das letzte Remedium, um ihrem Herrn und allen guten Deutschen zu helfen. Es gelang, den Landgrafen, dessen Fluchtversuche gescheitert waren, der aber auch in der engen Haft, in der man ihn hielt, noch immer als der Landesfürst die wichtigsten Angelegenheiten zur Entscheidung hatte, zu der Weisung an seine Söhne zu vermögen, daß sie sich in dem angedeuteten Falle mit aller ihrer Macht beteiligen möchten. Sehr erwünscht für das Anerbieten, das dem Könige gemacht werden mußte. Denn noch immer waren dessen Erklärungen zurückhaltend: er wünschte vor allem erst zu wissen, auf welche Hilfsmacht er in Deutschland rechnen dürfe.

Dem Kurfürsten war nicht ganz wohl in allen den Zweifelhaftigkeiten seiner Lage.

Der Kaiser, noch sehr mächtig, war damit be-

schäftigt, mit der Belagerung von Magdeburg Ernst zu machen. Soeben brachte ein Kriegshaufe, von Georg von Mecklenburg geführt, den Bürgern einen empfindlichen Nachteil bei. Moritz meinte, wenn der Kaiser diese Stadt unterwerfe, so werde er auch der benachbarten Fürsten Meister werden: er werde — so ist sein Ausdruck — sie lehren, wie sie zu Pferde sitzen sollten. Er eilte, jetzt diesen Kriegshaufen in seine eigene Hand zu bringen, und übernahm die Leitung der Belagerung, die am Reichstage, wie wir wissen, nicht ganz im Sinne des Kaisers beschlossen war. Aber auf der anderen Seite wurde ihm dann jenes im Stifte Verden zusammengebrachte und auf der Gard liegende Kriegsvolk, von dem jedermann sagte, daß es einen Anlauf zur Befreiung Magdeburgs machen wolle, verdächtig und widerwärtig. Sehr möglich, daß der König von Frankreich mit demselben in geheimer Verbindung stand, ihm, dem Kurfürsten, zum Nachteil. Aber auch abgesehen hievon, wie wenig sei es doch fähig, dem Kaiser die Spitze zu bieten! Dieser werde es auseinanderwerfen und erst dadurch die Oberhand bekommen. Gegen Ende des Jahres 1550 machte er einen Versuch, es in seinen Sold zu nehmen und an sich zu ziehen; aber er mußte darüber böse Worte vernehmen.

Das Mißtrauen, das er erfuhr, schien ihm fast ein feindseliges Vorhaben anzukündigen. Er wurde bitter und ungeduldig: man werde ihn noch dahin bringen, daß er dem Kaiser vollkommen zu Willen sei; dann Deutschland gute Nacht! Seien die Leute denn

ganz besessen, um nicht zu sehen, wo der hinaus-wolle?

Wie das alles in Moritz gärt und arbeitet: die Besorgnis vor dem Kaiser und das Mißverständnis mit den religionsverwandten Nachbarn, die allgemeinen Gesichtspunkte und die persönliche Stellung! Er wollte und mußte eine selbständige Haltung gewinnen.

In seiner Verlegenheit trug er kein Bedenken, im Namen von Kaiser und Reich, die er vor Magdeburg vertrat, auf den Kriegshaufen in Verden loszugehen und ihn auseinanderzusprengen. Sowie dies aber geschehen war (7. Januar 1551), nahm er den größten Teil desselben, was nun keine Schwierigkeit hatte, in seinen eigenen Dienst. Der Anführer des Kriegshaufens, Johann Heideck, trat zu ihm über, und er schenkte ihm sein ganzes Vertrauen. Dieser gehörte zu denen, die mit dem Kaiser noch nicht versöhnt waren, auch nicht versöhnt sein wollten.

Am kaiserlichen Hofe scheint man gemeint zu haben, daß der verdensche Haufe sich auch deshalb so leicht aufgelöst habe, weil ein Fluchtversuch des Landgrafen, der mit demselben in Verbindung gestanden, soeben mißlungen war; man war sehr zufrieden mit dem Ereignis.

Aber damit ergriff nun erst Kurfürst Moritz seine Stellung vollständig. Die Geschlagenen erfuhren, daß ihr siegreicher Feind in der Hauptsache ihr Bundesgenosse sei.

Heideck ließ es eins seiner ersten Geschäfte sein,

daß er eine Zusammenkunft zwischen Kurfürst Moritz und Markgraf Hans zustande brachte, die im Februar 1551 in Dresden stattfand.

Markgraf Hans erschien nicht, ohne sich vorher durch hinreichendes Geleit sichergestellt zu haben. Er traute dem zweideutigen Nachbar mit nichten. Als sie zum Zwiegespräch kamen, bedachte er sich lange, ehe er mit seiner Meinung hervortrat. Noch viel weniger aber hätte der geheimnisvolle Moritz geredet. Endlich erwähnte Hans den verdenschen Zug, durch welchen ihm Moritz ein gutes Vorhaben zugrunde gerichtet habe. „Und doch weiß ich," redete er Moritz an, „daß auch du so gut nicht hinkommst. Was würdest du sagen, wenn jemand 4000 Pferde aufbrächte, um damit gegen jeden zu dienen, der die Religion und die deutsche Freiheit beschweren wollte?" „Weißt du nicht," sagte Moritz, „daß ich im Dienste des Mannes bin? Mit 4000 Pferden wäre ihm noch nicht viel abzubrechen; doch auch ich, in der Religion bin ich kein Mameluk." Zögernd eröffneten sie sich einander. Sowie einer den anderen aber einmal verstanden, waren sie der Sache bald einig. Moritz versprach, die Religion laut der Augsburger Konfession zu bekennen und zur Erhaltung derselben sowie der deutschen Freiheit Land und Leute zu wagen. Markgraf Hans machte sich anheischig, ihm mit dritthalbtausend Pferden zu Hilfe zu kommen. Am 20. Februar 1551 ist hierüber eine förmliche Obliga-

tion aufgenommen worden. Der Markgraf sah ein, daß vor allem eine Versöhnung der beiden sächsischen Linien notwendig sei, und säumte nicht, alles Mögliche dafür zu tun.

So erhoben sich endlich auch in Deutschland die zerstreuten Regungen der Opposition zu einer festen Gestalt, einer bewußten Tendenz.

Wunderbarer Anblick, den nun die Lage der großen Angelegenheiten darbietet!

In Innsbruck, wo der Kaiser sich aufhält, am Konzilium zu Trient, hegt man die Meinung und darf sie hegen, daß die Zeit gekommen sei, wo alle Entwürfe desselben sich erfüllen sollen. Die verschiedensten, von fern her angelegten Fäden werden verknüpft, alle entlegenen und zweifelhaften Sympathien aufgerufen, um zu dem großen Erfolg einer Herstellung des Kaisertums in dem einmal aufgefaßten Sinne und einer Befestigung desselben im Hause Österreich-Burgund, älterer Linie, zusammenzuwirken.

Aber indessen haben sich die alten Feinde im Osten und Westen, zur See und im inneren Lande, mit denen der Kaiser früher so oft gekämpft und die sich eine Zeitlang ruhig gehalten, aufs neue erhoben. Und nicht diese allein, sondern auch die besiegten Oppositionen regen sich wieder, und zwar in ganz unerwarteter Gestalt; neue in der unmittelbarsten Nähe bilden sich.

Wird es dem Kaiser gelingen, dort das Ziel zu erreichen, so daß er sich dann mit neu gerechtfertigten

Waffen gegen seine Feinde, einen nach dem anderen, wird wenden können? Oder werden die Feinde ihm zuvorkommen? Werden namentlich die verschiedenen Gegner sich untereinander finden und zu einem Angriff auf ihn verstehen?

Sechstes Kapitel.

Kriegszug des Kurfürsten Moritz wider Karl V.

Landgraf Philipp spottete darüber, als ihm in seinem Gefängnis eine freilich voreilige Kunde von dem Vorhaben seines Schwiegersohnes Moritz gegen den Kaiser zukam: „denn wie wolle ein Sperling den Geier angreifen? Habe doch Moritz selbst die anderen Vögel verstört; fremden Nationen komme es lächerlich vor, daß ein Lutherischer wider den anderen sei."

Eben dahin zielten nun die Bemühungen des Markgrafen Johann, diesen Zwiespalt zu heben, die beiden sächsischen Linien zu versöhnen, dem Kriege von Magdeburg ein Ende zu machen, „damit nicht," sagte er, „wir Christen, unserem einigen Haupt Christo zur Schmach, uns untereinander morden und würgen." Auch nach jener Zusammenkunft hält er noch für nötig, Moritz zu ermahnen, daß er sich seiner Verbindung mit den Geistlichen, die sich nur im Blute der Christen zu baden wünschen, entschlage und Christum mit den übrigen bekenne. Wenn dies geschehen ist, so hofft er alle weltlichen Fürsten dieser östlichen und nördlichen Länder, den Herzog von

Preußen, die Herzöge von Mecklenburg, Lüneburg, Pommern, Holstein, in den von ihm mit Moritz verabredeten Bund zu ziehen.

Die erste Absicht hiebei war durchaus defensiver Natur.

In der Obligation, welche Moritz dem Markgrafen Hans ausstellte, versprach er mit ausdrücklichen Worten, ein Defensivbündnis einzugehen zur Erhaltung der Religion und Freiheit der Deutschen, Gut und Blut dabei einzusetzen; seine Bedingung war allein, daß ihm Markgraf Hans von seinen Freunden die Versicherung einer bestimmten Hilfsleistung bringe, für den Fall, daß er angegriffen werde. Man hatte den Gedanken, ein Heer von 200 000 Mann zu Fuß und 7000 zu Pferd aufzubringen und mehrere Jahre, oder doch auf Jahr und Tag, auf den Beinen zu erhalten. Ein erster, wiewohl noch sehr unentwickelter Gedanke von der Aufstellung eines stehenden Heeres zum Schutze der Religion. Es scheint, als sei die Absicht gewesen, dem Kaiser vor allem Bedingungen zur Sicherung der Religion vorzulegen und diesen mit Aufstellung einer so stattlichen Mannschaft Nachdruck zu geben. Man war jedoch hierüber noch nicht zu bestimmten Entwürfen gelangt. Alle Unterredungen von Anfang an lassen doch auch die Möglichkeit offen, mit eigenem Angriff zu Werke zu gehen.

Welchen Weg man aber auch einschlagen mochte, so mußte man sich eingestehen, daß man, bei der Geringfügigkeit der Landeseinkünfte und der allgemeinen

Erschöpfung, sich nicht ganz auf die eigenen Kräfte werde verlassen dürfen.

Hatte doch der schmalkaldische Bund, dem noch die reichen Kämmereien der oberdeutschen Städte zu Gebote standen, sich nicht so lange, als nötig gewesen wäre, im Felde zu halten vermocht.

Nur aus der Veränderung, die in den europäischen Angelegenheiten eintrat, konnte ihnen der Gedanke entspringen, sich dem Kaiser bewaffnet entgegenzustellen, wie sie ja im Grunde alles, was sie jemals erreicht haben, hauptsächlich der allgemeinen Lage der Weltverhältnisse verdankten.

So war die Ausführung der im Jahre 1530 im Reichsabschied von Augsburg getroffenen Bestimmungen nur durch die Gefahren, mit welchen das Andringen Suleimans die abendländische Christenheit bedrohte, verhindert worden; daher rührten jene zwar beschränkten, aber unschätzbaren Zugeständnisse von Nürnberg im Jahre 1532. Die Erweiterung derselben seit dem Jahre 1535, auf welcher die Bedeutung des schmalkaldischen Bundes beruhte, würde nie erreicht worden sein, hätte sich nicht das Haus Österreich durch die Feindseligkeiten Franz' I. bedrängt gesehen, denen es nicht hätte widerstehen können, wenn dieser König mit den Protestanten verbunden gewesen wäre. Von entscheidender Wichtigkeit war die Erklärung des Kurfürsten von Sachsen im Jahre 1536, daß man bei jedem einzugehenden Verständnis nicht allein das Reich, sondern auch den Kaiser ausnehmen

müsse. Die Protestanten dabei festzuhalten, darauf zielte die vermittelnde Politik der Königin Maria, den streng katholischen Bündnissen und Verabredungen gegenüber; denn einer Allianz zwischen Frankreich und dem Landgrafen würden die Niederlande erlegen sein. Die erneuerte Besorgnis vor einem Angriff der Türken auf Italien und die gegen England gefaßten Intentionen vermochten den Kaiser, selbst unter Konnivenz des Papstes, auf die Versuche einer Verständigung einzugehen, die in den Religionsgesprächen gemacht wurden. Man hat damit die Verbindung zwischen Heinrich VIII. und den deutschen Protestanten wirklich zersprengt. Türkenhilfe war die Bedingung der Konzessionen von 1541. Noch dringender empfand der Kaiser die klevisch-geldrische Kombination, mit der die erneuerten Feindseligkeiten von Frankreich in Verbindung standen. Daß die Protestanten sich dazu verstanden, Kleve fallen zu lassen und gegen die Franzosen mit dem Kaiser gemeinschaftliche Sache zu machen, war der Preis, durch den sie die umfassenden Konzessionen von Speier im Jahre 1544 erkauften. Aber definitiv waren auch diese nicht, und sowie nur der Kaiser Frankreich zum Frieden genötigt und den Stillstand mit den Türken geschlossen hatte, war er nicht mehr der Meinung, in seinen konziliaren Ansprüchen einen Schritt zurückzuweichen. Politisch betrachtet, ist es der größte Fehler der Protestanten, daß sie diese Hilfe leisteten, ohne ihre Sache auf alle Fälle und definitiv gesichert zu haben. Man

kann sie deshalb nicht allein entschuldigen, sondern insofern loben, als es auf dem Übergewicht des deutschen Gemeingefühls beruhte; aber gewiß ist dennoch, daß ihr Ruin im schmalkaldischen Kriege dadurch veranlaßt worden ist. Noch einmal trat unter den veränderten Weltverhältnissen die alte Frage an sie heran. Die beiden Mächte, welche sich schon 1547, nur zu spät und insgeheim, geneigt bewiesen hatten, standen jetzt in offener Opposition gegen den Kaiser. Weit entfernt, zum Kampfe gegen sie abermals die Hand zu bieten, beschlossen die Protestanten vielmehr, sie um Unterstützung zur Wiedererhebung ihrer Sache anzugehen.

Der erste Gedanke des Widerstandes war von dieser Absicht durchdrungen. Bei der Zusammenkunft in Dresden äußerte der Markgraf, man werde wohl 100 000 Gulden des Monats von Frankreich, 50 000 von England erlangen können. Zugleich dachte man auch schon daran, wie nützlich es werden könnte, wenn der König von Frankreich den Kaiser etwa durch einen Angriff in den Niederlanden beschäftigte: dann könne man noch „alle Pfaffen und Mönche" aus Deutschland verjagen.

Im Mai 1551 ward eine neue Zusammenkunft zwischen Moritz und Johann in Torgau gehalten, an der auch Johann Albrecht von Mecklenburg und Wilhelm von Hessen, der älteste von den jungen Landgrafen, teilnahmen. Schon ihr Erscheinen bewies, daß sie einverstanden waren. Die vier Fürsten beschlossen, sich

unter gemeinschaftlichem Namen und Siegel an die beiden Höfe zu wenden.

In der Instruktion, die sie dem nach Frankreich bestimmten Gesandten, Friedrich von Reiffenberg, mitgaben, tritt besonders der politische Gesichtspunkt hervor. Sie machen darin bemerklich, daß der Kaiser, sobald er mit den deutschen Fürsten, die er in eine der Menschenwürde widersprechende Knechtschaft zu bringen suche, fertig sei, auch die anderen Potentaten, zunächst Frankreich, angreifen werde. Um ihm Widerstand zu leisten, gebe es kein Mittel, als sich mit dem Rücken aneinander zu stellen. Würde der König sie jetzt unterstützen — sie bestimmten seine Leistung auf 100 000 Kronen —, so würden sie außer anderer vielfältiger Dankbarkeit in Zukunft einem römischen Kaiser auch wider ihn nicht beistehen. In aller Form tragen sie ihm den Wunsch vor, daß er ihnen durch einen Angriff auf Karl von der anderen Seite her zu Hilfe kommen möge.

Zufällige Hindernisse, z. B. die Abwesenheit des vertrauten Sekretärs, oder Zweifel über einen Titel, bewirkten, daß die Sendung nach England sich bis in den Juli verzögerte. Absichtlich, weil man kein Aufsehen erregen wollte, ward sie einem unbedeutenden Manne anvertraut. In dessen Instruktionen aber hoben die Fürsten besonders den religiösen Gesichtspunkt hervor. Sie forderten Eduard VI., als einen christlichen jungen König, der in der wahren und rechten Religion von Anfang an unterwiesen sei, auf,

ihnen gegen diejenigen beizustehen, von welchen diese Religion verfolgt werde und welche jetzt entschlossen seien, die evangelischen Stände, so viele ihrer noch bei der Augsburgischen Konfession verharren, vollends auszurotten. Ganz in dem Maße, in welchem der König ihnen helfe, sind sie erbötig, ihn zu unterstützen, wenn er angegriffen werde.

Der Gesichtskreis der Verbündeten umfaßte auch das nördliche Europa. Kurfürst Moritz setzte sich mit dem Könige von Dänemark in Verbindung, der zu seinem Verdruß mit Gustav Wasa soeben in neue Irrungen geriet. Markgraf Johann hielt, da der König von Polen allzu entfernt war, um ihn zu erreichen, eine Zusammenkunft in der Sache mit seinem Nachbar, dem Starosten von Posen.

Sie sahen die Macht des Kaisers als eine allen unabhängigen Ländern von Europa gleich gefährliche an: daß sie eine deutsche sei, kam ihnen nicht zu Sinne.

In Deutschland selbst lag die größte Schwierigkeit darin, die Söhne Johann Friedrichs mit demjenigen in Frieden zu setzen, der sie der Kur beraubt hatte. Schon bei der Torgauer Zusammenkunft hatte man den Beschluß gefaßt, wenn sie auch die Vorschläge nicht annehmen, die man ihnen machen würde, sich doch dadurch von weiterem Fortschreiten nicht abhalten zu lassen, und nur vergeblich bemühte sich Markgraf Johann, noch eine Weile sie herbeizuziehen; Moritz, in dessen Berichten überhaupt nichts so häufig und so dringend eingeschärft wird, wie das Geheimnis, um-

somehr, da ihm Gerüchte vom kaiserlichen Hofe kamen, man mißtraue ihm dort und hege Besorgnisse, fürchtete nur immer, es möchte seinen Vettern zu viel mitgeteilt werden, so daß sie ihn verraten könnten. Er seinerseits hätte für den Erfolg sein Augenmerk von Anfang an noch mehr auf Frankreich gerichtet, als auf Deutschland. Mit Freuden vernimmt er, daß sich nach allen Nachrichten der Bruch zwischen Karl V. und Heinrich II. unvermeidlich zeige. Jetzt, meinte er, werde der König Freunde brauchen und fortmüssen.

Es versteht sich wohl, daß ein Antrag, wie der von Reiffenberg überbrachte, dem Könige von Frankreich im höchsten Grade willkommen sein mußte. Was er ohnehin zu tun im Begriffe war, dazu forderten jetzt deutsche Fürsten ihn auf. Nicht allein eine sehr erwünschte und nützliche Hilfe bot sich ihm damit dar, sondern auch, da man ihn suchte und brauchte, die beste Gelegenheit, seine Macht nach der deutschen Seite hin auszudehnen, wo sie bisher durch Karls Vorkehrungen und die Gewissenhaftigkeit des älteren protestantischen Bundes nur Verluste erlitten.

Gleich die Antwort, welche Reiffenberg mitbrachte, gab dem ursprünglichen Gedanken eine etwas andere Wendung.

Indem sich der König bereit erklärte, auf den ihm geschehenen Antrag einzugehen, bezeichnete er denselben so, als habe man ihm für den Fall, daß er die Waffen gegen den Kaiser ergreife, sei es zur Verteidigung oder zum Angriff, und daß er sich dabei

der Sache des Landgrafen öffentlich annehme, versprochen, sich für ihn zu erklären und ihm gute Dienste zu leisten.

Von dem Defensivbündnis, auf das man zuerst gedacht, zu dessen Ausführung man Hilfe von Frankreich gewünscht hatte, war hier nur noch im Vorbeigehen die Rede. Statt dessen trat die Absicht hervor, gegen den Kaiser mit deutscher Hilfe einen großen Krieg zu beginnen.

Die Äußerungen, welche in den früheren Sendungen des Kurfürsten nach Frankreich vorkamen, konnten allerdings dazu veranlassen. Moritz war nicht der Mann, wenn er einmal sein Ziel ins Auge gefaßt hatte, in den Mitteln, es zu erreichen, wählerisch zu sein.

In kurzem erschien ein französischer Gesandter, de Fresse, Bischof von Bayonne, in Deutschland, der sich in demselben Sinne erklärte. Bei seiner Zusammenkunft, im Anfang des Oktober in Lochau, brachte Markgraf Hans seine Defensionsgedanken nochmals vor. Der Gesandte sagte wohl, auf diese Weise werde die Scheuer der deutschen Fürsten umfriedet, die Umfriedigung des Königs von Frankreich zu seinem alleinigen Schaden zerrissen. Er wollte nur von einem Offensivbündnis hören und drang auf sofortige unumwundene Erklärung darüber, damit man in Frankreich Beschluß fassen könne, wie der Krieg im nächsten Frühjahr zu führen sei.

Und hiebei kam ihm die Meinung derjenigen von

den fürstlichen Räten entgegen, welche bisher das Geheimnis dieser Geschäfte geteilt oder vielmehr sie geleitet hatten. Mit Heideck war ein Mann in sächsische Dienste getreten, der als Kanzler desselben bezeichnet wird und später als sächsischer Amtmann erscheint, Christoph Arnold, der an diesen Dingen den größten Anteil hatte. Er hauptsächlich hat die Herstellung eines guten Vernehmens zwischen Moritz und Markgraf Hans vermittelt, die Unterhandlungen mit dem weimarischen Hofe veranlaßt; er besorgte die geheime Korrespondenz; jene Instruktion nach England konnte darum nicht ausgefertigt werden, weil er, doch wieder in eben diesen Geschäften, abwesend war. Von Arnold liegt ein Gutachten bei den Akten, in welchem er auf entscheidende Maßregeln dringt: jetzt sei die Zeit gekommen, wo man das Haus Österreich, besonders aber den Kaiser, in seinem Herzen angreifen müsse; zunächst auf die Niederlande, den Sitz seiner Macht, müsse man losgehen, bis man seine Größe gebrochen; und auf keine Weise dürfe man seine Anhänger in Deutschland dulden; gebe es Leute, die nicht von ihm zu trennen, nicht für den Bund zu gewinnen seien, die müsse man mit aller Gewalt verfolgen und ausrotten.

Der nämlichen Überzeugung war der hessische Bevollmächtigte, Simon Bing, der den französischen Gesandten mitgebracht; er legte einen Entwurf eines Offensivvertrages vor, in dem sich zuweilen nahe die Worte des Arnoldischen Gutachtens wiederfinden.

Markgraf Hans, von Natur hartnäckig bis zum Eigensinn und hier in seinem Rechte, wollte sich seinen ursprünglichen Gedanken nicht so ganz umgestalten lassen. Es kam darüber zu Mißverständnissen, zu einem Wortwechsel selbst bei Tafel. „Du sollst," sagte ihm Moritz, „nicht immer regieren wollen, du sollst mir nicht Fickfack machen." Markgraf Hans hielt für das Beste, sich auf der Stelle zu entfernen; noch denselben Abend, bei Fackelschein, ritt er ab.

Dagegen ging sein Neffe, Johann Albrecht von Mecklenburg, auf die neuen Entwürfe so gut ein, wie auf die früheren. Die jungen Landgrafen und Moritz teilten längst die Ansicht ihrer Räte. Sie wollten nicht in den Fehler des schmalkaldischen Bundes fallen, der sich hatte isolieren lassen und dadurch vernichtet worden war. Sie wußten sehr wohl, wie der Feind, den sie anzugreifen gedachten, ihnen ohne Vergleich an Kraft überlegen, wie klug und kriegserfahren er sei. Sie sahen ihr Heil nur darin, daß es gelinge, ihn unvermutet von allen Seiten zu überfallen.

Nun kam es nur auf die Bedingungen an, über die man sich mit dem Könige von Frankreich verstehen würde.

Die deutschen Fürsten forderten eine Subsidie von 100 000 Kronen des Monats; der König antwortete ihnen dafür mit zwei Gegenforderungen, welche universalhistorisch wichtig geworden sind.

Einmal: er verlangte das Zugeständnis, daß er sich der zum Reiche, aber der französischen Zunge gehöri-

gen Städte Metz, Toul, Verdun und Cambrai bemächtigen könne, nicht allein, um sie dem gemeinschaftlichen Feinde zu entreißen oder vor ihm zu beschützen, sondern auch, um sie als Reichsvikar innezuhaben.

Sodann — jedoch erst etwas später — kam der französische Gesandte mit der Bemerkung hervor, der Kaiser habe nur darum die hohe Geistlichkeit auf seiner Seite, weil diese von einem Emporkommen seiner Gegner, der Protestanten, ihr Verderben fürchte. Er forderte für seinen König die Befugnis, die geistlichen Fürsten in seinen Schutz zu nehmen, wie er mit ihnen eines Glaubens sei.

Vorschläge, die uns einen Blick in die Pläne eröffnen, welche die Franzosen auf Eroberungen über das Reich und einen durchgreifenden Einfluß innerhalb desselben hegten.

Dahin war es gekommen, daß man nur die Wahl zwischen zwei harten Notwendigkeiten hatte: entweder den Kaiser seine Entwürfe vollenden zu lassen, was die Kabinettsregierung desselben wie das Interim befestigt, eine konzentrierte weltlich-geistliche Gewalt einem Prinzen, der trotz aller absichtlichen Näherung doch immer als ein Fremder erschien, überliefert und die freie Entwickelung der Nation auf späte Generationen gehemmt hätte, — oder sich dem Nebenbuhler des Kaisers anzuschließen, der doch selber noch mehr ein Ausländer war und Absichten auf einen Einfluß kundgab, bei dem die politische Selbständigkeit der

Nation im höchsten Grade hätte gefährdet werden müssen.

Es traten beinahe Erwägungen ein, wie damals, als es zweifelhaft war, ob Karl V. oder Franz I. zum Kaiser gewählt werden solle.

Aber der Unterschied lag darin, daß man Karl V. kennen gelernt, in Erfahrung gebracht hatte, wozu die höchste Gewalt in diesen Händen führen mußte, jetzt nichts mehr wünschte, als sich seiner Übermacht wieder zu entledigen, und daß man dagegen dem Könige weder das Kaisertum übergab, wenn man es ihm gleich in der Ferne zeigte, noch jenen Einfluß zugestand.

Hatten aber die Fürsten nicht Pflichten gegen den Kaiser? War ihm nicht überdies Moritz durch die Bande der Dankbarkeit höher, als vielleicht irgendein anderer Reichsfürst, verbunden?

Wenn man ihn kannte, so durfte man wohl nicht erwarten, daß er hierauf viel Rücksicht nehmen würde.

Gleich seinen alten Vater hat Moritz durch eine allzu frühe, ohne dessen Einwilligung vollzogene Vermählung höchst unglücklich gemacht, so daß man fürchtete, dieser möchte „aus solch hohem gefaßten Harm an seinem Leben Schaden nehmen". — Und diese seine junge Gemahlin hat dann doch wohl auch einmal die Klage geführt, er habe die Wildschweinsjagd lieber, als ihre Gesellschaft.

Wir kennen die Verdienste Johann Friedrichs um Heinrich den Frommen, und wie er dann bei dem Tode desselben dafür sorgte, daß die Lande ungeteilt an

Moritz gelangten. Dem zum Trotz, und zwar wohl deshalb, weil man es ihn ein wenig fühlen ließ, konnte ihn Moritz nicht leiden, wie er sich gröblich ausdrückte, „den dicken Hoffahrt". Wie lange hätte es dauern können, besonders bei der Leibesbeschaffenheit Johann Friedrichs, die ihm kein langes Leben verhieß, so hätte Moritz mit seinem Schwiegervater die Leitung der evangelischen Angelegenheiten in die Hände bekommen. Allein ihn zogen bei weitem mehr die gegenwärtigen Vorteile an, die ihm der Kaiser anbot; er gewann es über sich, von dem ganzen politisch-religiösen System abzufallen, dem er angehörte; es hielt ihn nicht zurück, daß sein Schwiegervater in denselben Ruin gezogen ward, den er dem Vetter bereitete.

Von persönlicher Anhänglichkeit oder loyalem Gefühle ist bei ihm nicht die Rede. Im Jahre 1546 lagen die Dinge so, daß er von Johann Friedrich, von dem er sich persönlich betrogen fühlte, abfiel. Im Jahre 1550 war ihm die Autorität des Kaisers unerträglich geworden: er konnte ihm die Sache des Landgrafen nicht verzeihen; — es lag in seiner Natur, lange zurückzuhalten, um zu dissimulieren: plötzlich brach er los.

Ist es nun aber nicht der gewöhnliche Lauf der Dinge, daß derjenige, der einem dritten zugunsten die Treue brach, sie auch diesem nicht hält?

Zur Entschuldigung von Moritz ist von jeher viel gesagt worden und läßt sich wirklich mancherlei sagen.

Gewiß aber hatte er durch sein bisheriges Verhalten nicht zu der Meinung berechtigt, als werde er sich durch Rücksicht auf empfangene Wohltaten abhalten lassen, dasjenige zu tun, wozu sein Vorteil ihn einlud. Hatte der Kaiser ihm die Kur gegeben, so hatte er sie sich durch Hilfe in entscheidendem, gefährlichem Augenblicke verdient. Besonderen Dank meinte er ihm nicht schuldig zu sein.

Wenn man sein tägliches Tun und Lassen ansah, so meinte man wohl, nur das Vergnügen des Tages habe Reiz für ihn, die Wildbahn in den dichten Gehölzen von Radeburg und Lohmen und in dem erweiterten Dresdener Forst, oder die Freuden der Fastnacht, die Ritterspiele, in denen er — denn er war sehr stark und gewandt — gewöhnlich das Beste tat, oder das lustige Leben auf den Reichstagen und die sich daran knüpfenden Besuche an fremden Höfen, wo er gern mit schönen Frauen Kundschaft machte, oder die Trinkgelage, bei denen er es auch den meisten zuvortat. Kaiser Karl glaubte, der vermöge am meisten bei ihm, wer ihm darin Vorschub tue.

Allein hinter diesem leichtfertigen Wesen barg sich ein tiefer Ernst.

Der männliche Mut, den er vor dem Feinde bewies und der ihm früh einen Namen machte, zeigte zuerst, daß er kein gewöhnlicher Mensch war. Dann aber muß man ihn in seinem Lande beobachten, wie er das ganze Regierungswesen umbildet und ihm in dem Mittelpunkt eine stärkere Haltung gibt, wie er die

großen Vasallen, die Anspruch auf Reichsunmittelbarkeit machen, den Ordnungen des „berainten und bezirkten" Territoriums, das keine Ausnahme zuläßt, unterwirft, dafür sorgt, daß die Untertanen Recht und Frieden und eine gewisse Gleichheit der Behandlung genießen; wie er ferner das System der Schulen gründet, das diesem Lande eine so eigentümliche, alle Klassen durchdringende Kultur verschafft hat. Er zeigt eine sehr bemerkenswürdige Gabe sowohl für das Ergreifen politischer Gedanken als für ihre Ausführung. Er bekümmert sich um das Kleinste wie um das Große. Aus dem Feldlager fragt er seine Gemahlin, wie es in ihrem Vorwerk stehe; er schilt darüber, daß man den Knaben in seiner neuen Landesschule zu Pforta brandiges, trübes Bier zu trinken gebe.

In der Regel hielt er sich leutselig. Zwar geriet er leicht in Zorn; man bemerkte aber, daß er den Beleidigten dann wieder durch irgendeinen Gnadenbeweis zu fesseln suche.

Die religiöse Richtung seines Jahrhunderts hatte auf ihn, soviel ich sehe, weniger beherrschenden Einfluß, als vielleicht auf irgendeinen anderen fürstlichen Zeitgenossen. In seinen Briefen gedenkt er des allmächtigen Gottes, des gerechten Gottes, der alles wohl machen werde; tiefer geht er nicht; er scherzt wohl selbst darüber, daß er wenig bete.

Allgemeine große Ideen von weltgestaltendem Inhalt, wie sie der Kaiser hegte, finde ich nicht in ihm; desto schärfer aber faßte er das Näherliegende, bringe

es nun Gefahr oder Vorteil, ins Auge; unaufhörlich arbeitet seine Seele an geheimen Plänen.

Er ist dafür bekannt, daß er verschwiegen ist: er sagt einmal selbst, man wisse, daß ihm der Schnabel nicht lang gewachsen, es wäre denn, indem er dies schreibe. Geht er ja mit seinen Gedanken heraus, so fängt er wohl damit an, das Entgegengesetzte von dem, was er wünscht, vorzuschlagen, z. B. im Gespräch mit dem Markgrafen die Befreiung seines Vetters Johann Friedrich, an der ihm nichts liegt, nur damit dieser selbst die Befreiung des Landgrafen zur Sprache bringe, die er zu bewirken wünscht. Auf Briefe gibt er nicht viel: „ein Gespräch ist besser, als viel beschriebenes Papier.“ Niemals hat er große Eile; ein paar Monate mehr kümmern ihn wenig, wenn die Sache nur gründlich vorbereitet wird und verborgen bleibt. Seine Räte beklagten sich nicht mit Unrecht, daß unter Johann Friedrich selbst im Felde die Kanzleien regelmäßiger besorgt, besser berücksichtigt worden seien, als unter Moritz. Das machte: Johann Friedrich hatte in der Regelmäßigkeit der Verhandlungen wirklich die Summe der Geschäfte gesehen; Moritz dagegen trieb das Wichtigste insgeheim, mit einem oder dem anderen vertrauten Sekretär, während die übrigen Räte, die auch in seinem Vertrauen zu sein glaubten und es bis auf einen gewissen Grad waren, in ihrem einmal eingeschlagenen Gange blieben, ohne eine Ahnung von den Dingen zu haben, die ihr Herr eigentlich im Schilde führte. Wichtige Brief-

schaften auch nur etwa durch Zufall in ihre Hände kommen zu lassen, hütet er sich sorgfältig; er schickt sie an seine Gemahlin, die sie in ihrer Truhe wohlpetschiert aufbewahren soll; sie kannte ihn genug, um sich nicht daran zu vergreifen. Es gibt eine Art praktischer Zweizüngigkeit, in der er so weit als möglich ging. Im Februar 1551 hatte er sich verpflichtet, das Konzilium nicht anzuerkennen, und war entschlossen dazu; im Februar 1552 war der gute Melanchthon noch unterweges in keiner anderen Meinung, als er werde sich nach Trient verfügen müssen.

Damals nun hatte Moritz eine ganz entschiedene Richtung zum Bündnis mit den Franzosen und gegen den Kaiser genommen; er war nicht der Meinung, vor einer Forderung, die Frankreich machen konnte, zurückzuweichen, wofern sie nur nicht dem Zwecke selber entgegenlief.

Es mochte hinzukommen, daß der König von England den Antrag, der ihm nunmehr auch geschehen war, mit weitläufigen Anfragen über die Namen der verbündeten Fürsten und die Sicherheit, die ihm dafür angeboten werden könne, beantwortete, überhaupt eine große Bedenklichkeit kundgab, mit dem Kaiser zu brechen.

Auch konnte dem Kurfürsten an einem Defensivbündnis ohnehin nichts mehr liegen. Ein großer Schlag, gut vorbereitet und plötzlich mit aller Kraft geführt, das war seine Politik.

In seinen Briefen findet sich nicht der Schatten

eines Skrupels über die Rechtmäßigkeit seines Verfahrens. Eher blickt ein gewisses Vergnügen durch, daß er ihn angreifen wird und vielleicht niederwerfen, den alten Sieger, der sie alle im Zaum hält.

Und so entschloß er sich, wozu man auch auf der Seite der Landgrafen sehr geneigt war, von jenen Forderungen des Königs die erste anzunehmen.

Er willigte damit nicht in eine Losreißung der drei Städte vom Reiche, dessen Rechte er vielmehr ausdrücklich vorbehielt; der König sollte dieselben besetzen und innebehalten, aber nur als Reichsvikar, wozu man ihn befördern wolle. Das Unvaterländische dieses Zugeständnisses entschuldigt man damit, daß auch der Kaiser, der sich bereits Cambrais, Utrechts und Lüttichs bemächtigt habe, ähnliche Absichten auf die drei übrigen Städte hege, wodurch sie dann auch dem Reiche wenigstens nicht minder entfremdet würden.

Dazu aber, dem Könige den Schutz über die geistlichen Fürstentümer anzuvertrauen, ließ Moritz sich nicht bewegen.

In dem Entwurfe des Vertrages hieß es: daß die Fürsten diejenigen, welche sich ihnen widersetzen oder auch nur nicht anschließen würden, für diese Treulosigkeit gegen das gemeine Vaterland mit Feuer und Schwert zu verfolgen gesonnen seien. Eben gegen diesen Artikel waren die Einwendungen der Franzosen und deren Schutzvorschläge gerichtet. Da der Gesandte sah, daß er damit so im ganzen nicht durchdringen werde, so wollte er wenigstens diejenigen, die sich nur

nicht anschließen würden, vor jener Gefahr sichern. Aber die Fürsten gaben weder das eine, noch das andere nach: sie wollten sich bei ihrer Unternehmung nicht schon von Anfang Hindernisse schaffen, ihre Widersacher nicht mit ihren Verbündeten in Verhältnis setzen. Der Gesandte mußte davon abstehen.

Seinerseits erkannte der König die Erwerbungen an, welche Moritz im letzten Kriege gemacht, und versprach — nach einigem Hin- und Herhandeln über die Summe — auf die Dauer des Krieges monatlich 60000 Ecus, für die drei Monate aber, die bis zu dem Beginn desselben verlaufen sein würden, 240000 zu zahlen, die denn zur Vorbereitung des Unternehmens unentbehrlich waren.

Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach fand es nicht ratsam, in diesen Bund als eigentliches Mitglied desselben einzutreten; ein freies, durch eigentümliche Verträge nach beiden Seiten gesichertes Verhältnis schien ihm besser. Aber wie er wohl der erste gewesen, der den Gedanken einer Vereinigung wie diese, überhaupt gefaßt hatte, so ließ er sich auch keine Mühe verdrießen, sie vollkommen zustande zu bringen. Gegen Ende 1551, Anfang 1552 finden wir ihn in Person am französischen Hofe, wo ihn Schärtlin einführte. Er trug den Namen Paul von Biberach und gab sich für einen der Hauptleute dieses Kriegsobersten aus. Schon genug, daß ihn der König als den sehr hohen und mächtigen Fürsten, seinen teueren Vetter Albrecht von Brandenburg erkannte. Nach-

dem alle Schwierigkeiten vollends beseitigt, besonders die Geldsachen abgemacht waren, unterzeichnete und beschwor der König den Bund am 15. Januar auf dem Jagdschlosse Chambord in Gegenwart des Markgrafen. Der Markgraf beschwor ihn im Namen der deutschen Fürsten.

So geschah nun doch, was zu verhüten Karl V. seit seiner Wahl so viele ängstliche Sorge getragen: deutsche Fürsten vereinigen sich mit dem Könige von Frankreich, und zwar in der entschiedensten Feindseligkeit gegen ihn, zu einem großen Kriege, zum offenen Angriff.

Ohne Zögern rüsteten beide Teile, um so bald wie möglich aufzukommen.

Moritz hatte den unschätzbaren Vorteil, daß er die Waffen vor Magdeburg in der Hand hielt.

Auch nach jenem ersten Zwiegespräch mit Markgraf Johann setzte er die Belagerung fort; noch immer gab es Scharmützel, noch mehr als einmal floß Blut. Der Markgraf ermahnte den Kurfürsten wohl, den Schein nicht zu weit zu treiben; aber auch er war dagegen, demselben sofort ein Ende zu machen und die Aufhebung der Belagerung allzu sehr zu beschleunigen.

Erst nachdem sichere Botschaft aus Frankreich gekommen, Ende des August, ward eine ernstliche Unterhandlung mit Magdeburg begonnen.

Moritz hielt an den früheren Vorschlägen fest, welche im wesentlichen dieselben sind, die in den oberländi-

schen Städten gemacht worden; allein er ließ sich zu Erläuterungen herbei, die wohl das Außerordentlichste sein mögen, was unter diesem Titel jemals vorgekommen ist.

Der Kaiser hatte gefordert, die Stadt solle sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Moritz erläuterte dies dahin: wenn sie die Kapitulation annehme, solle alle Ungnade fallen, auch kein Prädikant davon betroffen werden. Der Kaiser hatte ferner Vollziehung der letzten Reichsabschiede und alles dessen, was er zum Frieden des Reiches anordnen werde, zur Bedingung gemacht; Moritz erklärte, daß sich dies nur auf weltliche Angelegenheiten beziehen solle.

Heideck und Arnold waren oft in der Stadt; Moritz verpflichtete sich mündlich, alles heilig zu halten, was Heideck insgeheim verabreden werde. Wir können nicht sagen, wie weit dessen Eröffnungen gingen; soviel aber sahen die Magdeburger wohl, daß sie sich ohne Gefahr für ihre Religion auch derjenigen Bedingung fügen konnten, die ihnen früher die widerwärtigste gewesen war, der Aufnahme einer sächsischen Besatzung.

Nachdem dergestalt die Kapitulation angenommen worden, ritt der Kurfürst am 9. November, begleitet von dem kaiserlichen Kommissar Schwendi und einer stattlichen Schar von Fürsten, Herren und Räten, in Magdeburg ein. Bei dem Denkmal Ottos des Großen kamen ihm die drei Räte, die Ordnungsmeister, hundert Mann der Stadt, samt ganzer Gemeinde, ent=

gegen, um ihm die Huldigung zu leisten. Der sächsische Kanzler eröffnete den Akt mit einer Aufforderung hiezu, „nachdem," sagte er, „die Stadt sich nunmehr ergeben". Der Bürgermeister Levin von Emden fiel ihm ins Wort: „vertragen und nicht ergeben." Der Kurfürst sagte: „es ist vertragen; so soll es auch bleiben." Hierauf leistete ihm die Bürgerschaft den Eid, bei Gott und seinem heiligen Worte.

Man wird Moritz nicht zutrauen, daß er für die Erweiterung seiner Macht, die hierin lag, gleichgültig gewesen sei; er ward nun, was er so dringend gewünscht, als Burggraf von Magdeburg anerkannt; insofern wenigstens, als dies zu erreichen war, hatte er die Belagerung gewiß ernstlich gemeint. Aber die Hauptsache war doch immer, daß er eine so ansehnliche Truppenschar so lange an der Hand behalten hatte. Auch jetzt löste sie sich noch nicht auf, da sie noch nicht ihre vollständige Bezahlung empfangen. Der Reichszahlmeister Wolf Haller gab sich alle mögliche Mühe, Anleihen auf den demnächst einzubringenden Reichsvorrat — denn der eingebrachte war bereits erschöpft — bei Ständen und Städten abzuschließen; allein er fand nicht viel Gehör, und es ging sehr langsam. Indessen behielt Moritz Zeit, die Hauptleute für sich besprechen zu lassen, wozu er sich des nunmehr wieder befreiten Georg von Mecklenburg bediente, der den Namen dazu hergab, und alles zum Feldzuge vorzubereiten.

Im Laufe des Februar ward den sächsischen Land=

ständen zu Torgau, den hessischen zu Kassel das Kriegsvorhaben der beiden Fürsten zu dem Zwecke, den gefangenen Landgrafen zu befreien, unumwunden eröffnet. Die sächsischen mahnten ihren Herrn geradezu ab, wie man denken kann, ohne Erfolg. Die hessischen waren nicht insgesamt erschienen; die anwesenden jedoch versprachen ihren Beistand, die Städte eine nicht unbedeutende Steuer, die Edelleute, ihr Blut für den Fürsten zu wagen.

Indessen erklärte auch Heinrich II. in voller Sitzung seines Parlamentes, daß er sich an demjenigen zu rächen gedenke, der durch Taten, seinem Wort entgegen, gezeigt habe, daß er sein, des Königs, Todfeind sei, und traf Anordnung für die Regierung in seiner Abwesenheit.

Merkwürdigerweise ward sein Unternehmen ihm, wenn nicht allein, doch vornehmlich durch die Beisteuer möglich, zu der sich damals sein Klerus entschloß, um eine von Franz I. eingeführte Beschränkung seiner Jurisdiktion wieder loszuwerden.

Schon langten die Landsknechte aus Deutschland an, welche Schärtlin, Reckerode und der Rheingraf geworben, drei große Regimenter, aus Italien die alten Fahnen, die bisher den Krieg in Piemont mit vielem Ruhme geführt; zugleich erfüllte sich ganz Frankreich mit eigenen Rüstungen.

Der ursprüngliche Plan der deutschen Fürsten war, auf den Kaiser, wo er sich auch aufhalten möge, unverweilt loszugehen und durch irgendeinen großen

Schlag ihm seine Reputation in Deutschland zu entreißen. Was die Franzosen dabei tun, ob sie in Italien mit einem großen Heere vorrücken oder lieber diesseit der Berge nur hauptsächlich die niederländischen Kräfte des Kaisers beschäftigen sollten, ließen die Deutschen unentschieden. Der König wählte, mit seiner ganzen Macht von der Champagne her gegen den Oberrhein vorzudringen, damit nicht etwa, wie er sagte, der Kaiser die zu schwachen Kräfte der Fürsten erdrücke, ohne Zweifel auch darum, um die Landschaften und Städte in Besitz zu nehmen, welche er zu erwerben gedachte. Gern ließen sich dies die deutschen Fürsten gefallen. Um so eher konnten sie hoffen, was sie vor allem im Sinne hatten, dem Kaiser selber mit überlegener Macht beizukommen. Von ihnen rührte der Gedanke her, ohne langen Verzug, schon im März, im Felde zu erscheinen.

Im Anfang dieses Monats sammelten sich die hessischen Völker bei Kirchhain. Sie begannen ihr Unternehmen damit, daß sie eine neue Zollstätte niederrissen und das mainzische Amöneburg zur Auslieferung des daselbst befindlichen schweren Geschützes nötigten. In der Mitte des März finden wir den Landgrafen Wilhelm schon mit einem ansehnlichen Haufen, nicht ohne den französischen Gesandten, vor Frankfurt, in der Hoffnung, diese mächtige Reichsstadt gleichsam durch eine Überraschung ihrer protestantischen Sympathien mit sich fortzureißen; da es vergeblich war, nahm er seinen Weg die große Straße

nach Fulda hin und überstieg die Rhön, um sich hier mit dem Kurfürsten zu verbinden.

Auch dessen Truppen hatten indes einen Versuch auf Erfurt gemacht, der aber ebenfalls mißlang; den Nachwinter hatten sie in Mühlhausen und Nordhausen gehalten, jedoch mit nichten, wie Spangenberg sich ausdrückt, zu Frommen und Freuden der Bürger: immer noch neue Landsknechtscharen waren ihnen zugelaufen. Jetzt endlich tat sich ihnen der wahre Kriegsherr öffentlich kund: Kurfürst Moritz erschien bei ihnen in den Erfurter Gerichten und führte sie über den Thüringerwald nach Franken.

Hier hatte Markgraf Albrecht einen dritten Haufen versammelt.

Die drei Haufen vereinigten sich bei Rothenburg an der Tauber und schlugen nun, ohne einen Augenblick zu verziehen, die Straße nach Augsburg ein.

Eben in der Eroberung dieser Stadt, wo der Kaiser so oft Reichstag gehalten, überhaupt seine Macht am stärksten entwickelt hatte, die in mancher Beziehung als der Mittelpunkt des Reiches erschien, sahen die Fürsten den großen Schlag, welcher die Reputation des Kaisers vernichten sollte. Man hat behauptet, es seien ihnen hier schon aus der Ferne persönliche Verständnisse angeknüpft gewesen. Noch bei weitem mehr kam ihnen zustatten, daß man in Augsburg am meisten den weltlichen und geistlichen Druck des spanischen Regiments empfunden und sich mit einer nationalen Antipathie gegen den Kaiser erfüllt hatte. Der Bischof

von Arras sollte erfahren, daß die Prediger doch nicht so leicht vergessen waren. Bei der Aufregung, welche die Nähe der Verbündeten und ihre Aufforderung, die ganz im Sinne der Einwohner war, verursachten, konnte der Rat nicht verweigern, die Gemeinde zu berufen; diese erklärte: sie wolle weder Krieg noch Belagerung. Am 4. April verließ die bisherige Besatzung mit ihren roten Feldzeichen Augsburg; zwei Stunden darauf rückten durch dasselbe Tor die verbündeten Truppen mit ihren weißen Kreuzen ein. Kurfürst Moritz nahm Wohnung bei dem alten Bürgermeister Herbrot, den der Kaiser als seinen vornehmsten Feind betrachtete.

Und indem waren nun auch die Franzosen im Felde erschienen. Der erste Gebrauch, den sie von ihrem Übergewicht in den Waffen diesmal machten, bestand darin, daß sie die Herzogin Christine von Lothringen, eine Nichte des Kaisers, welche an der Verwaltung des Landes großen Anteil hatte, mit Beistimmung der Stände davon entfernten, sie nötigten, ihnen ihren jungen Sohn auszuliefern, und eine Regierung nach ihrem eigenen Gutdünken einrichteten. Indessen hatte sich der Konnetable Montmorency gegen Metz gewendet. Wir haben schon oben bemerkt, daß die Partei, welche dort die Regungen des Protestantismus unterdrückt hatte, zugleich französisch gesinnt war. Wäre in Metz die evangelische Meinung durchgedrungen, so würde es sich vielleicht den Franzosen ebensogut widersetzt haben, wie Straßburg dies tat.

Aber jetzt hatten diese mehrere Mitglieder im Rat und die hohe Geistlichkeit auf ihrer Seite; durch den Bischof der Stadt, Kardinal Lenoncourt, geschah, daß der Konnetable aufgenommen ward und Metz in französische Hände überging.

In dem Bezeigen Heinrichs II. erscheinen die schroffsten Widersprüche. Er kannte sehr wohl das religiöse Motiv der protestantischen Fürsten; aber er war nicht ausgezogen, ohne erst von den Märtyrern Rusticus und Eleutherius und St. Dionysius, dem eigensten Heiligen des allerchristlichsten katholischen Königtums, Abschied genommen zu haben. Er nahm die Grenzlande der deutschen Nation in Besitz und nötigte ihnen seinen Willen auf, wie er denn die Verfassung der Stadt Metz auf der Stelle wesentlich veränderte; und in demselben Augenblick proklamierte er sich als den Verfechter der deutschen Freiheit.

Indem diese Bewegungen sich erheben, suchen unsere Augen unwillkürlich den Kaiser, gegen den sie gerichtet sind.

Er war noch in Innsbruck, mit seinen konziliaren und dynastischen Entwürfen auf eine Weise beschäftigt, daß er für nichts anderes Sinn zu haben schien. Eben in dieser Zeit meinte er dem Konzil zu Trient die Richtung zu geben, welche er demselben von jeher zu geben beabsichtigt hatte; er hoffte außer den drei Kurfürsten am Konzil auch die drei anderen in kurzem in seiner Nähe anlangen zu sehen, um die Sukzessionssache mit ihnen zu Ende zu bringen. Soeben war ein

neuer Versuch auf König Maximilian gemacht worden. Indem er diese auf Kirche und Reich und auf die Zukunft seines Hauses gerichteten Absichten verfolgte und nur soviel, als unbedingt notwendig war, dafür tat, um den Feindseligkeiten der Franzosen, die er in den Niederlanden und in Italien erwartete, daselbst zu begegnen, bemerkte er nicht, was in Deutschland gegen ihn vorbereitet ward. Es fehlte ihm nicht an Warnungen. Sogar der französische Gesandte hat dem Hof einmal von einer Konspiration gesagt, von der er höre, wahrscheinlich nur, um denselben auf eine falsche Spur zu leiten, die dann Arras verfolgte, natürlich ohne etwas zu entdecken. Vielen anderen war die Verbindung der Franzosen mit Moritz kein Geheimnis mehr. In der Relation eines venezianischen Gesandten ist derselben schon im Jahre 1550, unmittelbar nachdem sie begonnen hatte, und, wie wir aus den Depeschen Marillacs sehen, auch ganz richtig gedacht worden. Gegen Ausgang 1551 war es ein ganz allgemeines Gerücht, das die kleinsten Höfe oder Provinzialregierungen kannten. Auf den Kaiser machte es keinen Eindruck; er antwortete, man müsse sich nicht von jedem Winde bewegen lassen. Gab ihm doch Schwendi fortwährend über die Stimmung und die Absichten des Kurfürsten ganz günstigen Bericht: einer von dessen vornehmsten Räten, Franz Kram, erschien in Innsbruck und meldete, sein Herr werde unverzüglich nachkommen. Und hatte derselbe nicht seine Prokuratoren nach Trient, seine Theologen auf den

Weg dahin geschickt? In Rosenheim am Inn hielten sich zwei sächsische Räte auf in der festen Meinung, ihren Herrn, der auch wirklich eine Strecke in entsprechender Richtung vorwärts reiste, zu erwarten. Der Kaiser hielt für gewiß, der Kurfürst werde kommen: hätte er etwas anderes im Sinne, das wäre von einem deutschen Fürsten nie erhört. Noch am 28. Februar schrieb er dem Kurfürsten von Brandenburg, er versehe sich zu Moritz alles Gehorsams, guten und geneigten Willens. Aber einen größeren Meister in der Verstellung hat es wohl kaum je gegeben, als Moritz war. Keiner von seinen alten Räten, Carlowitz so wenig wie die anderen, hatte Kunde von seinen Entwürfen. Noch von Schweinfurt aus, am 27. März, hatte er die Bitte um die Loslassung des Landgrafen erneuert, unter dem Vorgeben, daß er sich sonst in das Gefängnis der Kinder desselben einstellen müsse. Und doch vereinigte er in diesem Augenblicke schon sein Heer mit dem Kriegshaufen eben dieser jungen Landgrafen, durch alle denkbaren Verträge gebunden, dem Kaiser selber zu Leibe zu gehen.

Der Kaiser glaubte wohl, als die Sache ernster ward, es sei auf nichts anderes abgesehen, als eben auf die Befreiung des Landgrafen. Er ließ ganz trotzig vernehmen, er werde den Leib desselben in zwei Teile zerlegen und jeden davon einer der Parteien, die ihn zwingen wollten, entgegenschicken.

Allein die Ausschreiben der verbündeten Fürsten, die in einem Moment durch Deutschland flogen, be-

lehrten ihn bald eines anderen. Nicht allein von dieser Befreiung war darin die Rede, sondern eine ganze Reihe von Beschwerden geistlicher und weltlicher Natur war darin namhaft gemacht: der Überdrang, der mit dem Konzilium geschehe; die Art und Weise, wie man auf den Reichstagen eine künstliche Mehrheit hervorbringe, welche alles zugebe, unter anderem eine Schatzung nach der anderen, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande; die Anwesenheit fremder Truppen im Reiche, während den Deutschen selbst verboten werde, auswärtige Kriegsdienste zu nehmen; der Hohn, mit welchem nach dem Kriege Gehorsame und Ungehorsame behandelt worden; die Entfremdung des Reichssiegels; die eigenmächtige Änderung städtischer Räte. Würden sie, die Zeitgenossen, das dulden, so würden sie dafür von den Nachkommen als Verräter der mit so vielem Blut erworbenen Freiheit unter die Erde verflucht werden. Albrecht von Brandenburg protestierte, nicht der Person des Kaisers gelte sein Unternehmen, sondern er fechte nur gegen das, was dem heiligen Reiche zuwider geschehe. Was ihr Sinn war, drückte Moritz in einem seiner freien Briefe bündig unumwunden aus: sie wollen den Pfaffen und den Spaniern nicht unter dem Fuße liegen.

Da leuchtete nun wohl ein, daß es auf einen Umsturz des ganzen kaiserlichen Regimentes, wie es in und nach dem schmalkaldischen Kriege eingerichtet worden, abgesehen sei. Noch einmal erhob sich die un=

gebändigte Freiheit des alten Germaniens gegen die Ordnung und Gewalt, welche der Sieger gegründet hatte und zu gründen im Begriffe war. Und zwar standen eben diejenigen an der Spitze, die früher von ihren Glaubensgenossen abgefallen, die Niederlage derselben befördert, die Partei des Kaisers gehalten hatten, die Mächtigsten und Krieggeübtesten. Die kirchlichen Antipathien, die durch alle die bisherigen offenen oder indirekten Angriffe und durch die Bedrohungen des Konziliums angeregt worden, gaben ihrem Unternehmen eine feste religiöse Grundlage und kamen ihnen auf das mächtigste zu Hilfe.

Und wenn nun der Kaiser gegen diese Erhebung des protestantischen Elementes Unterstützung von den katholischen erwartete, so sah er sich auch darin getäuscht.

Er wendete sich zunächst an die geistlichen Kurfürsten, die unter diesen Umständen Trient zu verlassen eilten. Der Kurfürst von Trier antwortete, er werde sich immer als ein gehorsamer Reichsfürst bewähren; um aber zu wissen, was er in diesem Falle tun solle, müsse er erst mit seinen Räten sprechen. So erklärte sich auch Köln; Mainz machte sogar auf Hilfsleistung Anspruch.

Und nicht bereitwilliger ließen sich die ältesten Verbündeten und nahen Verwandten vernehmen. Herzog Albrecht versicherte seine Ergebenheit auch aus diesem Grunde außer der allgemeinen Pflicht; allein er gab zu bedenken, welcher Gefahr er sich aussetze, wenn er

sich jetzt ohne Verzug auf die Seite des Kaisers schlage.

Schon früher hatte man sich am kaiserlichen Hofe beklagt, daß Ferdinand den Versuch, zur Abdankung des von Magdeburg abgezogenen Heeres eine Anleihe aufzubringen, nicht mit seinem Kredit unterstützen wolle. Fast feierlich forderte ihn jetzt der Kaiser auf, ihm zu sagen, was er als sein Bruder und römischer König aus den Mitteln seiner Länder in dieser gemeinschaftlichen Gefahr bei ihm zu leisten gedenke. Der König antwortete, er brauche alle seine Kräfte wider die Osmanen in Ungarn. Statt der Unterstützung kam dem Kaiser vielmehr von dieser Seite eine Forderung zu. Seine Tochter Maria, Gemahlin Maximilians, ersuchte ihn in diesem Augenblick um 300000 Dukaten ihrer Aussteuer, wovon sie sich eine gut rentierende Besitzung in Ungarn kaufen wolle. Der Kaiser war sehr geneigt, diese Bitte den Einflüsterungen ihres ihm im Herzen feindlichen Gemahls zuzuschreiben. Er meinte fast, es sei eine allgemeine Verschwörung gegen ihn im Werke. Die Wechslerhäuser in Augsburg, an die er sich wendete, verweigerten ihm ihre Unterstützung, so günstig auch die Bedingungen waren, die er ihnen vorschlug.

Wie war dem alten Sieger und Herrscher da zumute, als sich in demselben Augenblicke alle Feinde erhoben und alle Mittel versagten!

Einst hatte es in seiner Wahl gestanden, an der Spitze der deutschen Nation, mit Begünstigung des

reformatorischen Elementes, laut der Reichsschlüsse von 1544, seine Macht gegen die auswärtigen Feinde zu richten, wie die Franzosen, welche besonders durch deutsche Unterstützung früher in Italien besiegt und damals in ihrer Heimat zum Frieden genötigt worden, so hauptsächlich gegen die Osmanen, was in jener Zeit das größte Interesse hatte und der allgemeine Wunsch war. Dann hätte er das Kaisertum in dem Sinne, wie es ihm bei seinen Zügen nach Afrika vorschwebte, entwickeln können. Freilich hätte er z. B. Philipp von Hessen nicht als Feind, sondern als Mitstreiter behandeln, die Einheit der abendländischen Christenheit nicht in die Gleichförmigkeit des Bekenntnisses setzen müssen; dafür wäre es ihm aber, solange die Türken sich noch nicht in Ungarn befestigt hatten, vielleicht möglich gewesen, zugleich dieses Land zu befreien und den Trieb der Kultur und Ausbreitung, der in den Deutschen lebte, nach der mittleren Donau, dem süd-östlichen Europa hinzuleiten. Aber er schlug einen entgegengesetzten Weg ein. Er traf eine Abkunft mit den Osmanen, die ihnen Zeit ließ, sich in den eingenommenen Landschaften zu befestigen, mit dem Werke der Barbarisierung fortzuschreiten, und nahm sich vor, in den Streitigkeiten des Glaubens und des Ritus, welche die Jahrhunderte nicht haben beseitigen können, beiden Parteien Maß zu geben, er, von seinem politischen Standpunkt aus.

Nun konnte aber die natürliche Feindseligkeit gegen die Osmanen doch nicht auf die Länge beseitigt werden:

im Jahre 1551 brach sie wieder in volle Flammen aus. Überhaupt wurde die kaiserliche Politik nach dem Tode des älteren Granvella nicht geschickt genug nach den friedlichen Gesichtspunkten hin geleitet. In demselben Augenblicke erhob sich die wetteifernde Macht von Frankreich, die man unbekümmert ihrer anderen Gegner hatte Herr werden lassen, zu den alten Bestrebungen. Und indes war doch das Ziel der inneren Politik mitnichten erreicht, weder die Kirchenversammlung in die erwünschte Bahn geleitet, noch die Sukzession befestigt worden; vielmehr erwachte infolge dieser Versuche ein allgemeiner Widerwille in beiden kirchlichen Parteien, über Italien und Deutschland hin, und strömte nun in plötzlichem Ausbruch mit den äußern Feindseligkeiten zusammen. In Ungarn verjagte der Pascha von Ofen die Heiducken und Spanier Ferdinands aus Szegedin, noch ehe sie sich daselbst befestigt, und bezeichnete den Anfang des April mit der Eroberung von Veszprim. Zugleich näherten sich noch zwei andere Heere unter dem Beglerbeg von Rumili und dem zweiten Wesir der Pforte den ungarischen Grenzen. In Wahrheit, Ferdinand hatte ganz recht, wenn er darin eine Gefahr erkannte, die alle seine Kräfte in Anspruch nehme. Auch zur See regten sich die Feinde: in den Gewässern von Malta erschien Sala Rais in denselben Tagen, in welchen der König von Frankreich durch Lothringen nach dem Elsaß und dem Oberrhein zog und die protestantischen Fürsten Augsburg bedrohten.

Der Kaiser selbst, ohne Truppen, noch Geld, entfernt von den eigenen Landschaften, aus denen er beides hätte ziehen können, sah sich überrascht in dem wenig verwahrten Innsbruck und so gut wie hilflos.

Bei der ersten Nachricht von Augsburg erkannte er die persönliche Gefahr, in der er sich befand. Er besorgte, eines Tages in seinem Bett überfallen zu werden. Welche Schmach für ihn, in die Gefangenschaft der deutschen Fürsten zu geraten!

Einen Augenblick dachte er daran, sich zu seinem Bruder zurückzuziehen; der konnte es aber, in der verlegenen und schwierigen Lage, in der er sich persönlich befand, selber nicht wünschen und widerriet es ihm.

Ein anderer Ausweg für Karl wäre gewesen, sich nach Italien zu wenden und hier aufs neue zu rüsten. Allein auch da war der Krieg nicht eben glücklich gegangen; überall war das Landvolk durch die Truppenzüge in Aufregung gesetzt. Es schien dem Kaiser nicht ratsam, mit seiner geringen Umgebung auf den dortigen Landstraßen zu erscheinen, und wenn er einmal in Italien wäre, so würde er eine Reise nach Spanien nicht gut ablehnen können; wie leicht, daß ihm dann bei der Überfahrt ein Unfall von den Franzosen oder gar den Osmanen begegne, noch zuletzt in seinen alten Tagen! Dagegen hielt er es für möglich, den Oberrhein zu erreichen und nach den Niederlanden durchzukommen. Allenfalls zwar werde man ihn für einen alten Toren halten, der damit etwas unter=

nehme, was seine Leibeskräfte übersteige und wobei er umkommen könne; aber, sagte er, er habe nur zu wählen zwischen Schande und Gefahr; er wähle dann die Gefahr. Er entschloß sich wirklich zu dem Versuch. In tiefstem Geheimnis, mit Zurücklassung eines Briefes an Ferdinand, der aber erst abgegeben werden sollte, wenn die Sache gelungen sei, brach der Kaiser am 6. April nach Mitternacht von Innsbruck auf, begleitet von seinen beiden Kammerherren, Andelot und Rosenberg, einem eigenen und zwei Dienern Rosenbergs. Sie hofften, die große Straße durch die Klause nach Ulm noch frei zu finden. Durch Gebirg und Wald reitend, kamen sie am 7. mittags nach Nassereith und nach kurzer Rast in die Nähe der Klause. Hier aber erfuhren sie, daß Moritz bereits auf dem Wege sei, um an demselben 7. April Füssen zu besetzen. Sie wären ihm in die Hände gegangen, wären sie fortgeritten, und eilten, nach Innsbruck umzukehren.

Es war für den Kaiser keine Rettung, als daß er zuerst nur dieses nächsten und gefährlichsten Feindes durch irgendeine Abkunft, einen Stillstand, sich zu entledigen suchte.

Und so durfte es noch als ein Glück erscheinen, daß sein Bruder immer mit Moritz in freundlicher Verbindung gewesen war und in dem Moment seines Auszuges aus Sachsen eine Zusammenkunft mit ihm in Linz verabredet hatte. Diese fand am 18. April wirklich statt und führte nach einiger Unterhandlung

— wir werden gleich davon mehr zu sagen haben — zu einem, wenn auch nur vorläufigen Stillstande, der hauptsächlich dazu dienen sollte, um eine zahlreichere Versammlung „zur Abstellung der Irrungen und Gebrechen deutscher Nation“ in Passau möglich zu machen.

Moritz hatte den Anfang desselben wegen der Entfernung seiner Bundesgenossen und mit Vorbehalt ihrer Einwilligung auf den 11. Mai festgesetzt. Sie genehmigten ihn aber erst vom 26. Mai an.

Nun hatte der Kaiser im Laufe des April doch am Ende einiges Geld zusammengebracht und begann, sich zu rüsten. In weiterer Ferne, bei Frankfurt, sowie in der Nähe, bei Ulm, sammelten sich Truppen auf seinen Namen. Nach allen Seiten hin waren Unterhandlungen angeknüpft. Karl V. faßte einen Gedanken, den bereits jedermann von ihm erwartete. Sollte er nicht gegen den Kurfürsten, der ihn angriff, die nämliche Waffe zücken, die ihm in dem vorigen Kriege so große Dienste geleistet hatte, sollte er nicht die Reichsacht über ihn aussprechen? Noch war der alte Geächtete, Johann Friedrich, in seinem Gewahrsam. Er dachte diesen selbst zum Exekutor der Acht zu ernennen; dann würden, so meinte er, auch dessen alte Freunde, die Herzöge von Kleve und Pommern, sich gegen Moritz erklären. Soeben erschien auch König Ferdinand in Innsbruck: er ging, wiewohl nicht gerade gern, auf den Gedanken ein. Er übernahm es selbst, mit Johann Friedrich zu reden, wie

dieser zu seiner Sicherheit es wünschte; wenn man sich verständige, sollte es sein Bewenden bei der Kapitulation von Wittenberg haben; sollte es aber zur Achtserklärung kommen, so sollte Johann Friedrich wieder in das Kurfürstentum eingesetzt werden. Man rechnete dann auf den Abfall seiner vorigen Untertanen, die dem alten Kurfürsten noch immer ergeben waren.

Sehr möglich, daß Moritz von diesen Verhandlungen Kunde erhielt; denn schon hatte Johann Friedrich einen seiner Räte nach Passau geschickt, um mit den Fürsten, die dort allmählich zusammenkamen, eine vorläufige Rücksprache zu nehmen. Und auf keinen Fall wollte Moritz dem Kaiser die dortigen Pässe, deren Besitz in dem vorigen Kriege entscheidend geworden war und die er auch jetzt verstärkte, in den Händen lassen. Einer der kaiserlichen Musterplätze war Reutte, unfern der Ehrenberger Klause, welche ebenfalls in Verteidigungsstand gesetzt werden sollte. Noch war der für den Waffenstillstand festgesetzte Termin nicht eingetreten. Moritz behielt noch Zeit und trug kein Bedenken, sie zu benutzen, um dem Kaiser diese Stellung zu entreißen.

Am 18. Mai griffen die verbündeten Fürsten das Lager von Reutte an und sprengten es auf der Stelle auseinander. Besonders in dem freudigen Georg von Mecklenburg erwachte hierüber eine Schlachtbegier und Siegeszuversicht, die alles mit sich fortriß. Da sich ein Teil der Truppen nach der Klause zurückzog, so ließen sie sich durch ihr gutes Verhältnis zu König

Ferdinand nicht abhalten, unmittelbar auf diesen Platz loszugehen. Noch in der Nacht nahmen sie eine Höhe ein, welche die Befestigungen beherrschte. Von hier aus den anderen Morgen vordringend, fanden sie weder in den Schanzen an der Klause, noch in dem verbollwerkten Passe, noch in dem Schlosse selbst nachdrücklichen Widerstand; neun Fähnlein fielen in ihre Hand. Und wie nun, wenn sie in dem hiedurch eröffneten Lande vordrangen und den Kaiser in Innsbruck überfielen? Es ist als ein Irrtum anzunehmen, sie hätten das nicht gewollt. Am 20. Mai ist zwischen ihnen förmlich geratschlagt worden, ob sie, wie sie sich sehr unehrerbietig ausdrücken, „den Fuchs weiter in seiner Spelunke“ suchen sollten; sie entschlossen sich hiezu. Gott weiß, was geschehen wäre, hätte nicht das tumultuarische Kriegsvolk, eben als es vorwärts gegen Heiterwang geführt werden sollte, nach dem Sturmsold geschrien, den es so eigentlich nicht verdient hatte und der ihm wirklich aberkannt worden ist, und darüber seine Waffen gegen Moritz selbst gerichtet, so daß dieser ihm nur mit Mühe entkam!

Bei der ersten Nachricht von dem Falle der Klause beschloß der Kaiser, Innsbruck zu verlassen. Er empfand, daß die Gefahr, welche er von Anfang an gefürchtet hatte, unmittelbar über ihm schwebe: er hätte durch eine Reitertruppe überrascht und aufgehoben werden können. Es war am 19. ziemlich spät, als die Nachricht eintraf. Karl und Ferdinand waren einig, daß kein Augenblick verloren werden dürfe, um

in Sicherheit zu gelangen; denn wie bald konnte sich der vorrückende Feind der nächsten Pässe und Straßen bemächtigen und die Entfernung unmöglich machen! Die wichtigsten Schriften und Kleinode wurden eilends nach dem festen Schloß Rodeneck gebracht. Nun erst sprach Ferdinand mit dem gefangenen Kurfürsten im Schloßgarten; er reichte ihm die Hand zum Zeichen der Versöhnung und kündigte ihm seine Befreiung an, wiewohl unter der Bedingung, daß er noch eine Zeitlang dem Hofe ungezwungen folgen möge. Man bedurfte der Mannschaft, die ihn bisher bewacht hatte, zur Bedeckung bei der Abreise. Diese erfolgte noch am 19., abends um 9 Uhr, beim Scheine brennender Windlichter; die Nacht war regnerisch und kalt, das Gebirge noch mit Schnee bedeckt; der Kaiser litt an einem Anfall seiner Krankheit. Sein erster Zufluchtsort ward Bruneck, nicht einmal ein eigenes Schloß, sondern dem Kardinal von Trient gehörig, der in den Verhandlungen über die Wahl nicht eben als Anhänger des Kaisers erschienen war.

Den anderen Morgen folgte Johann Friedrich auf demselben Wege. Er erlebte nun, was er immer von seinem Gott erwartet hatte: zum ersten Male seit fünf Jahren sah er sich von keiner spanischen Garde umgeben: er stimmte auf seinem Wagen ein geistliches Danklied an.

Am 23. Mai rückte Moritz an der Spitze seiner Reiter und Fußvölker in Innsbruck ein. Die Landsknechte brüsteten sich in den prächtigen spanischen

Kleidern; denn alles, was den Spaniern gehörte, ward ihnen von dem Kurfürsten als gute Beute überlassen; auf ihren Hüten glänzten portugiesische Goldstücke; einer nannte den anderen Don; aber bei alledem wußte sie Moritz auf das beste in Zucht zu halten. Er tadelte Georg von Mecklenburg, der sich nur eine Truhe auf dem Schloß hatte öffnen lassen. Ihm war es genug, daß er so weit vorgedrungen: er begehrte nicht mehr.

Noch in Bruneck erhielt König Ferdinand einen Brief von ihm, in welchem er eigentlich gegen dessen Erwartung dem, was vorgefallen, zum Trotz sich entschlossen erklärte, den Waffenstillstand von dem bestimmten Tage an eintreten zu lassen. Er fragte an, ob man auch auf der anderen Seite diese Gesinnung hege, ob ihm das sichere Geleit, das ihm zur Zusammenkunft in Passau gegeben worden war, gehalten werden solle, und ob auch der König daselbst erscheinen wolle. Die beiden Brüder hielten für gut, darauf einzugehen.

Unverweilt machte sich hierauf Moritz zu der angesetzten Versammlung nach Passau auf den Weg. Auch ohne noch die Verabredungen zu berücksichtigen, die daselbst getroffen worden sind, muß man anerkennen, daß ihm durch den Gang der Begebenheiten und ihre Entscheidung die größten Erfolge gelungen waren.

Vor ihm her wich der mächtige Kaiser höher in das Gebirge, nach Villach; er ließ die Brücken hinter sich abwerfen und in den Pässen spanische Soldaten

aufstellen, um ein etwaiges Nachdringen zu verwehren.

Und indessen löste sich, auf der anderen Seite des Gebirges, das Konzilium von Trient von selber auf. Gleich auf die erste Nachricht von den deutschen Ereignissen, am 15. April, sprach der Papst, der ohnehin nur einen zu bekennenden Grund dazu herbeigewünscht, die erneuerte Suspension des Konziliums aus. Das Konzilium, das man für gut hielt, selbstständig handeln zu lassen, machte diesen Beschluß am 28. April zu dem seinen. Noch widersetzten sich jedoch die entschiedenen Anhänger des Kaisers, und bei weitem nicht alle waren abgereist, als die Nachricht von der Eroberung der Klause erscholl. Man glaubte in Trient, die protestantische Bewegung werde unmittelbar der Stadt des Konziliums gelten, und alles, Prälaten und Einwohner, Vornehme und Geringe, flüchtete in wilder Verwirrung auseinander, höher in die Berge hinauf oder hinab nach der See, in die dichtesten Wälder oder die festesten Städte. Der päpstliche Legat Crescentio ließ sich durch seine Krankheit nicht abhalten, dem allgemeinen Zuge zu folgen. Er starb, als er in Verona ankam.

Das konnte man wohl vorhersehen, daß eine Kombination kaiserlicher und konziliarer Macht, wie die, welche Karl V. ins Leben gerufen und mit der er die Christenheit zu beherrschen gedachte, so bald nicht wieder erscheinen würde.

Was aber erfolgen würde, wer hätte darüber in der

Verwirrung jener Tage auch nur eine Vermutung hegen können?

Der König von Frankreich zog im Elsaß hin und her, besetzte die kleineren Städte, nahm die größeren, z. B. Straßburg von den Hausbergen aus, in Augenschein. Es war eine Versammlung der nächstgesessenen deutschen Fürsten in Worms gehalten worden; allein sie hatten sich nicht entschließen können, Widerstand zu leisten; nur eine sehr höfliche Bitte legten sie ein. Schwach, wie die meisten waren, ohne die Nähe des Kaisers, der sie zuletzt vereinigt hatte, von zwei mächtigen Feinden in die Mitte genommen, ohne den Rückhalt besonderer Bündnisse, die sie sonst wohl geschützt, waren sie auf ein nach beiden Seiten wohlabgewogenes Verfahren angewiesen, um nicht zugrunde gerichtet zu werden.

Der Herzog von Kleve wagte nicht, das längst gegebene Versprechen eines Besuches bei der Königin Maria zu erfüllen, weil er fürchtete, Moritz möchte ihn darüber österreichischer Gesinnung verdächtig halten.

So gewaltig erschien damals das Übergewicht der Gegner dieses Hauses, daß in einer Versammlung oberdeutscher Fürsten zu Heidelberg die Frage vorgekommen ist — so versichert wenigstens Königin Maria —, ob Karl V. nicht des Reiches zu entsetzen sei.

Allein auch der Kaiser gebot doch noch über mannigfaltige Kräfte, die er nur zu sammeln brauchte, um

den Feindseligkeiten, von denen er überrascht worden war, wieder die Spitze zu bieten.

Er hoffte sogar einen Teil der Protestanten auf seine Seite zu bringen; das große Ansehen, das Johann Friedrich genoß, sollte ihm dienen, sie um sich zu vereinigen. Königin Maria rechnete auf die Anhänglichkeit von Nürnberg und Frankfurt. Ein Gedanke tauchte von Zeit zu Zeit auf, der die weiteste Aussicht eröffnet hätte, nämlich der, sich mit dem in den meisten Territorien schwierigen Adel zu verbünden und ihn gegen die Landesherren aufzurufen. Johann Friedrich meinte, der Kaiser müsse nun vor allem erklären, daß er das Wort Gottes nicht verfolgen wolle, und die freie Predigt erlauben; damit werde er die Zuneigung der deutschen Nation wiedererwerben. Er riet ihm, den alten frommen Kurfürsten von Köln wiederherzustellen; dann wolle er, Johann Friedrich, die Heerführung selber übernehmen und das feindliche Heer gewiß auseinandersprengen.

Wir sehen: noch schien alles möglich.

Verlieren wir uns jedoch nicht in das Allzuentlegene, so ist die Hauptsache, daß ein europäischer Krieg ausgebrochen war, der, von Deutschland ausgegangen, es wieder in seiner Mitte zerschnitt. Es mußte sich zeigen, ob in dem Kampfe der beiden großen Mächte die Deutschen vollends untereinander zerfallen, oder ob sie — denn schon stellte sich diese Möglichkeit dar — beiden gegenüber zu einer erneuten Selbständigkeit gelangen würden.

Zehntes Buch.

Epoche des Religionsfriedens.

Erstes Kapitel.
Verhandlungen zu Linz und zu Passau.

Es mußte wohl so sein, daß ein Fürst von der Herkunft, Weltstellung und Gesinnung, wie Karl V., Absichten faßte, wie er sie gefaßt hat, und bei den Kräften, die er einsetzen konnte, dem Talent, das ihm eigen war, und den Fehlern, die seine Gegner begingen, in ihrer Ausführung so weit vorschritt.

Die Notwendigkeit der Dinge brachte aber doch mit sich, daß er damit nicht zu Ende kommen konnte.

Er verfocht Ideen der formellen Einheit der abendländischen Christenheit, welche noch nicht aufgegeben, von den bestehenden Zuständen und den Meinungen der Menschen noch nicht ausgeschieden waren, aber doch auch weder die einen, noch die anderen mehr beherrschten.

Viel zu entwickelt, mächtig und voll Selbstgefühl waren die anderen europäischen Reiche, um sich ein Übergewicht des Kaisertums gefallen zu lassen.

Und viel zu tief war der Widerwille gegen die vornehmste Repräsentation der geistlichen Einheit gewurzelt, der Widerspruch, der wider sie erhoben ward, viel zu gut begründet und zu weit verbreitet, als daß auch nur eine beschränkte Unterordnung unter dieselbe sich hätte wiederherstellen lassen.

Den aus der Vergangenheit aufsteigenden Ideen

der formellen Einheit setzten sich Tendenzen politischer und religiöser Unabhängigkeit entgegen, welche den abendländischen Nationen eine neue Zukunft eröffneten.

Es bedurfte eigentlich nur einer Verbindung des politischen und des religiösen Gegensatzes, um die geistlich-weltliche Autorität zu zertrümmern, die sich über beide zu erheben suchte.

Da nun aber das Kaisertum, das zu so umfassenden Plänen Anlaß und Rechtstitel gab, wie es auf der deutschen Nation beruhte, so auch die Staatsgewalt in derselben bildete, so trat die Gefahr ein, daß durch einen Angriff auf dasselbe auch diese zersprengt und entweder Anarchie einreißen, oder einer fremden Macht ein verderblicher Einfluß eingeräumt werden möchte.

Glücklich die Zeiten, wo ein einziger nationaler Gedanke alle Gemüter ergreift, weil er alle befriedigt; hier war das nicht der Fall.

Bei dem ihm selbst unerwarteten Fortgang seines Glückes gab zuweilen auch Moritz der Hoffnung auf baldigen Frieden Raum; man versicherte ihm, der Kaiser werde im Reiche solche Vorsehung tun, daß den Ständen Augsburgischer Konfession ihr Glaube, allen ihre Freiheit unangetastet bleibe; er werde sich auch mit dem Könige von Frankreich über dessen Ansprüche an ihn vertragen, worauf alle Macht der Christenheit gegen die Türken gewendet werden könne; wie wäre das aber wirklich zu erwarten gewesen!

Wer auf ein einigermaßen freiwilliges Zurücktreten des Kaisers von den einmal ergriffenen Plänen rechnete, der kannte ihn schlecht; noch weniger aber wären die Franzosen gemeint gewesen, sich mit einer Auseinandersetzung der gegenseitigen Ansprüche zu begnügen, die Plätze, die sie vom Reich eingenommen, so leicht wieder zu verlassen.

Vielmehr war nichts anderes zu erwarten, als ein langwieriger und gefährlicher Krieg, der leicht auf deutschem Boden selber ausgefochten werden, alles vollends entzweien, den Türken eher den Weg nach Deutschland eröffnen konnte.

In Epochen dieser Art zeigt sich erst, ob in einer Nation noch jene Kraft vorhanden ist, welche Staaten bildet und erhält, ein konstitutiver Genius, der, wenn das bisher Bestandene zerfällt, die Fähigkeit entwickelt, etwas Neues und Angemessenes hervorzubringen.

Leicht war es in unserem Falle nicht, einen Ausweg zu treffen. Die alte Parteiung zwischen Österreich und Frankreich, die alle Interessen anregte, berührte sich mit der religiösen Entzweiung, welche längst die Gemüter ergriffen; es schien wohl, als ob es zu einem mitten durch das Reich schneidenden Gegensatz einer französisch-protestantischen und einer österreichisch-katholischen Partei kommen müßte.

Das erste Moment, das eine Rettung aus dieser Gefahr darbot, lag darin, daß der römische König weder die Absichten, noch auch das Interesse seines

Bruders vollkommen teilte. Unmittelbar vor dem Aufbruch des Kriegsheeres erinnerte Kurfürst Joachim vrn Brandenburg seinen Nachbar Moritz, sich doch an König Ferdinand zu wenden, der es immer gemißbilligt, daß der Landgraf gefangengenommen worden, überhaupt keinen Teil daran habe, wenn von den kaiserlichen Räten die Wohlfahrt der deutschen Nation vernachlässigt und so viel Grund zur Beschwerde gegeben worden sei, der vielmehr „alle Sachen des gemeinen Vaterlandes väterlich, treulich und gnädiglich meine".

Wir berührten schon, wie Moritz, noch in seinem Lande, eine Zusammenkunft mit dem römischen Könige zu Linz verabredete. Noch vor der Unternehmung auf die Ehrenberger Klause, am 18. April, fand dieselbe statt. Kurfürst Moritz eröffnete sie mit Aufstellung einiger Forderungen, die sich zum Teil auf das unmittelbar Vorliegende bezogen, die Befreiung des Landgrafen, Sicherheit für die, welche die Waffen ergriffen, zum Teil aber auch — und dies war ohne Zweifel das wichtigste daran — auf die großen Angelegenheiten der Religion und der Kirche. Und da war nun besonders merkwürdig, daß er Zugeständnisse wieder forderte, die der Kaiser zu jener Zeit, in welcher der Protestantismus in noch ununterbrochener Entwickelung zu seiner größten Macht gelangt war, am Reichstage zu Speier im Jahre 1545 gemacht hatte, und nur noch auf eine klarere Versicherung derselben antrug. Bei dem ersten Umschlage des Glückes tauch-

ten sie wieder auf, und zwar unter dem Vortritt desjenigen, der früher es hauptsächlich dem Kaiser möglich gemacht, sie unausgeführt zu lassen. Von dem Interim, meinte Kurfürst Moritz jetzt, dürfe niemals wieder die Rede sein; eine Vergleichung in der Religion müsse nicht weiter auf einem allgemeinen, sondern nur auf einem nationalen Konzilium oder auf einem abermaligen Kolloquium versucht werden; niemand dürfe in Zukunft der Religion halber Kriegsgefahren zu besorgen haben.

Und soviel gab König Ferdinand, wenngleich nur für seine Person, auf der Stelle nach, daß ein allgemeines Konzilium, wie das Tridentiner, zur Beruhigung von Deutschland nicht geeignet sei; er zeigte sich überhaupt in allen Dingen entweder selbst einverstanden, oder doch zur Nachgiebigkeit bereit.

Nicht so der Kaiser, dem die in Linz gewechselten Schriften durch Schwendi zugesandt wurden.

Er weigerte sich nicht mehr, den Landgrafen loszulassen; aber er forderte eine schwer zu bestellende Sicherheit gegen alle daraus etwa zu erwartenden Nachteile. Was den Religionspunkt betrifft, so verwahrte er sich in seiner offiziellen Antwort zunächst nur gegen jede Erwähnung des Nationalkonziliums, die ihm von Anfang an verhaßt gewesen war; allein kaum war diese Erklärung gegeben, so wollte ihm schon scheinen, als lasse sie eine allzuweite Deutung zu, und er erläuterte durch ein paar eigenhändige Worte, daß er auch ferner auf die Heimstellung der

Glaubensstreitigkeiten an ein Konzil bestehe, gemäß den bisherigen Beschlüssen der Reichstage.

Bei diesem festen Verharren des Kaisers auf dem einmal ergriffenen Standpunkte, und da auch Kurfürst Moritz nicht ermächtigt war, für seine Bundesgenossen abzuschließen, konnte man hier keinen Schritt vorwärts kommen und beschloß, jede weitere Erörterung auf eine andere Zusammenkunft zu verschieben, nächsten 26. Mai, zu Passau, zu welcher sämtliche Kurfürsten und eine Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten, die gleich hier benannt wurden, eingeladen werden sollten.

Wie geringfügig dieser Erfolg auch scheint, so war er doch sehr bemerkenswert.

In früheren Zeiten hatten die beiden Parteien sich innerhalb der Reichsversammlung einander entgegengesetzt, jene alte Mehrheit des Jahres 1529 und die protestantische Minderheit, die jedoch unaufhörlich anwuchs; und der Kaiser hatte es als ein Hilfsmittel der Macht benutzt, zwischen ihnen eine Ausgleichung zu suchen; mochte man sich anstellen, wie man wollte — in dem Abschiede zu Linz drückte man sich auf das behutsamste aus —, so erschien jetzt der Kaiser als Partei, als die andere der in der Kriegshandlung begriffene Bund; schon an und für sich gewann ein Ausschuß der Reichsfürsten, der ausdrücklich dazu berufen ward, um eine gütliche Unterhandlung zwischen ihnen zu versuchen, eine großartige Stellung.

Die Absicht des Kurfürsten Moritz ging gleich bei

seinem ersten Antrage auf eine solche Versammlung dahin, daß derselben die Beschwerden, die man gegen die bisherige Regierung zu machen habe, vorgelegt, von ihr erörtert werden sollten.

Und keineswegs auf bloße Vermittelung mochte sich diese Versammlung beschränken. Sie war ungefähr auf die nämliche Weise zusammengesetzt, wie die alten Regimentstage, und eine, wiewohl unregelmäßige, Repräsentation des Reiches. Kurfürst Moritz brachte sie eben darum in Vorschlag, weil er und seine Freunde auf keinen Reichstag warten wollten.

Um die bestimmte Zeit erschienen die geladenen Stände, neben dem römischen König und dem Kurfürsten Moritz die fünf übrigen Kurfürsten, die Herzöge von Braunschweig, Jülich, Pommern, Württemberg, Markgraf Johann und der Bischof von Würzburg durch ihre Abgeordneten, der Herzog Albrecht von Bayern, der Erzbischof von Salzburg, der Bischof von Eichstätt in Person.

Sehr bezeichnend ist die Stellung, welche die Stände dem römischen Könige gegenüber einnahmen. Ferdinand hätte gewünscht, an ihren Sitzungen teilzuhaben: denn nicht als Partei sei er hier, etwa als Stellvertreter des Kaisers; dieser habe vielmehr seine eigenen Räte am Platz. Die Stände hatten wohl nicht unrecht, wenn sie dies nicht ganz wörtlich für wahr hielten, da der König soeben vom Kaiser kam und mit demselben ununterbrochen in brieflichem Verkehr stand. Bescheidentlich antworteten sie, ihr Sinn sei

nicht, ihn auszuschließen, sondern ihm nur die Mühe zu ersparen, ihren Sitzungen beizuwohnen, die Stimmen abzufordern; aber wie sie sich auch ausdrücken mochten, dabei blieben sie, sich erst untereinander beraten zu wollen; die Meinung, über welche sie einig geworden, würden sie dann dem Könige vorlegen und mit der vergleichen, welche er indes selbst gefaßt habe. Indem sie sich von ihm absonderten, um nicht gleich mit der ersten Fassung der Beschlüsse gestört zu werden, waren sie doch weit entfernt, sich ihm entgegenzusetzen. Sie gaben ihm vollkommen recht, wenn er darauf drang, daß aller französische Einfluß vermieden werde. Obgleich der französische Gesandte zugegen war, so bekam er doch von deutschen Geschäften nichts zu erfahren. In dem Entwurf zu einer Instruktion, nach welcher Markgraf Albrecht aufgefordert werden sollte, dem von ihm noch nicht angenommenen Stillstande beizutreten, war als ein Beweggrund angeführt worden, daß der französische Gesandte damit einverstanden sei, ein Motiv, das hier wohl eine Wirkung haben konnte; auf die Erinnerung des römischen Königs aber, daß solch eine Bezugnahme auf eine fremde Macht dem Reiche schlecht anstehe, ließ man sie weg.

Der Sinn der Stände war, den Einfluß wie der kaiserlichen, so noch viel mehr der französischen Interessen zu vermeiden, und aus dem Schoße des versammelten Reichsfürstenrates eine Vermittelung der ausgebrochenen Streitigkeiten hervorgehen zu lassen.

Und da lag nun die Summe des Ereignisses, und gewissermaßen ein neuer Anfang für die Erhaltung und Entwickelung des Reiches darin, daß in dieser Versammlung katholische und evangelische Fürsten vereinigt waren, einmütig entschlossen, keinen Krieg in Deutschland zuzulassen.

Bisher hatten die katholischen Reichsfürsten noch immer darauf bestanden, den Protestantismus so weit wie möglich zurückzudrängen oder lieber ganz zu vernichten, sei es nun selbständig, durch die Mehrheit der Stimmen am Reichstage, oder unter der Führung des Kaisers; jetzt sahen sie ein, daß daran nicht mehr gedacht werden könne.

Die Übermacht der protestantischen Fürsten war in diesem Augenblick vielmehr so groß, daß die katholischen selber von ihnen überwältigt, ja vertilgt zu werden fürchten mußten. Der Kaiser war nicht imstande, sie zu schützen; aber wäre er es auch gewesen, so hätten sie wenig Freude daran gehabt; sie fühlten so gut wie die anderen, daß sein überwiegendes Ansehen ihre Selbständigkeit, die Autonomie der Nation bedrohe. Eine der wirksamsten Veränderungen bildete der Regierungswechsel in Bayern. Jetzt setzte sich kein Leonhard von Eck mehr in den Besitz des maßgebenden Einflusses bei den katholischen Beratungen; Albrecht V., von Natur gemäßigt und nachgiebig, in seinen ersten Jahren sogar evangelischen Anwandlungen nicht unzugänglich, jetzt überdies bedroht und gefährdet, hütete sich, die Politik seines Vaters fortzusetzen, die wenig-

stens im Verhältnis zum Kaiser nur zu Nachteilen geführt hatte.

In seinem ersten Gutachten nun ging Kurfürst Moritz von dem Zugeständnis Ferdinands aus, daß ein Konzilium wie das tridentinische schwerlich jemals zur Vergleichung führen dürfte, und kam auf die Idee eines Nationalkonziliums zurück, das so oft vorgeschlagen worden und nie hatte errichtet werden können. Doch wollte er es auch auf dessen Beschlüsse nicht ankommen lassen. Er forderte vielmehr einen Frieden, welcher immer bestehe, möge nun die Vergleichung zustande kommen oder nicht. Denn nur von den Mißbräuchen, sagt er, schreibe sich die Spaltung her; in den Hauptartikeln christlichen Glaubens sei man, Gott Lob, einverstanden; der Kaiser müsse die Stände Augsburgischer Konfession vor allem versichern, daß ihnen keine Ungnade noch Beschwerung weiter bevorstehe; zu dem unbedingten Frieden aber gehöre ferner, daß man auch keine Entscheidung des Reichstages, wo die der Konfession entgegengesetzte Partei das Mehr habe, noch des Kammergerichts, wie es jetzt eingerichtet sei, befürchten dürfe; man müsse die Artikel über Frieden und Recht, wie sie 1544 gegeben worden, wiederherstellen und zur Ausführung bringen.

Zweierlei, wie wir sehen, forderte er: das Aufgeben jener konziliaren, auf die Wiederherstellung der Einheit, auch im Wege der Gewalt, hinzielenden Ideen und dagegen eine den Frieden der Evangelischen

sichernde Einrichtung im Reiche. Es waren ganz die altprotestantischen Tendenzen, nicht zu bekehren, noch zu vertilgen, sondern nur zu bestehen, kraft der alten Berechtigungen der auf Reichsschlüsse sich stützenden Minderheit. Im Jahre 1544 hatten die Protestanten ihre Absicht noch durch den Einfluß der kaiserlichen Gewalt zu erreichen gemeint; im Jahre 1552 hielten sie das Schwert in der Hand, um sie durchzusetzen. Der Kaiser war überrascht, in ferne Alpen zurückgescheucht; die geistlichen Fürsten, die bisher die Majorität gebildet, waren in ihren Landschaften angegriffen und schon zum Teil in die Hände der Protestanten geliefert. Unter diesen Umständen bot ihnen Moritz noch einmal die alten Bedingungen an, die freilich, wenn sie dem Kaiser abgerungen waren, eine weit andere Bedeutung erhielten, als wenn er sie frei und gern bewilligt hätte.

Und auf die erste dieser Forderungen nun gingen die in Passau versammelten Fürsten mit allgemeiner Beistimmung ein. Jene Idee einer Herstellung der Einheit, wie sie von dem Kaiser angestrebt ward, hatte sich ihnen allen selber gefahrbringend erwiesen. Auch sie fanden, daß das tridentinische Konzilium nicht geeignet sei, die Spaltung in der Religion zu heben. Zwar wollten sie sich hiebei nicht im voraus gegen ein anderes allgemeines Konzilium erklären; sie behielten dem Reichstage vor, nochmals zu untersuchen, auf welchem Wege das Ziel am besten erreicht werden könne, durch ein nationales oder doch wieder ein all-

gemeines Konzil, oder durch welches andere Mittel. Darin aber stimmten sie dem Kurfürsten Moritz bei, daß auf jeden Fall Friede bestehen müsse, welches auch der Erfolg der Vergleichsversuche sein möge, und eben darauf kam es an. Die Frage war, ob im Kreise der abendländischen Christenheit ein friedliches und sicheres Dasein möglich sei, ohne daß die Oberhoheit des Papsttums oder auch eines Konzils, mochte nun da ein Kaiser oder ein Papst den größeren Einfluß haben, anerkannt würde. Diese Frage bejahten jetzt die mächtigen Reichsfürsten, auf welche seit dem dreizehnten Jahrhundert das Reich und zum guten Teil die Kirche gegründet gewesen, katholische und protestantische, geistliche und weltliche. Sie meinten, der Friede müsse beiderlei Ständen zugute kommen und sie gegeneinander sicherstellen. Am 6. Juni 1552 verfaßten die Fürsten dieses auf ewig merkwürdige Gutachten; am 7. erklärte König Ferdinand in diesem Punkte seine Beistimmung dazu.

Wie nun aber dieser Grundsatz in den Ordnungen des Reiches geltend zu machen sei, darüber konnte man sich nicht sogleich vereinigen. Die vermittelnden Fürsten vermieden noch die Erwähnung der speierschen Beschlüsse von 1544, die ihnen oder ihren Vorgängern größtenteils zuwider gewesen — nur e i n e Stimme trug auf Wiedererneuerung und Vollziehung derselben an —; aber sie bewilligten, daß bei dem Abschluß des Friedens auch über die Besetzung des Kammergerichts Bestimmung getroffen würde. König Ferdinand trat

noch einen Schritt weiter zurück: er wollte diese Bestimmung sowie die Beschwerden, die Moritz vorgebracht, auf den Reichstag verweisen. Kurfürst Moritz war hiemit nicht zufrieden; er forderte die ausdrückliche Zusicherung unparteiischen Rechtes und die Aufhebung des Reichsabschiedes von 1530, auf den die Assessoren bisher verpflichtet worden. Es kam hierüber zu einem lebhaften Schriftwechsel, in welchem jeder Teil auf seiner Meinung bestand. Glücklicherweise hatte Moritz auch seinerseits etwas anzubieten. Bei der Versicherung der katholischen Fürsten in ihren Besitztümern, die eine andere Hauptgrundlage des Friedens bildete, hatte er die Worte einfließen lassen: „soviel sie noch in Possession derselben seien" — eine Klausel von der größten Bedeutung, da schon manches Amt bischöflicher Lande von Markgraf Albrecht in Besitz genommen worden. Die vermittelnden Fürsten machten ihn aufmerksam, daß dadurch das Recht verkürzt, der gesamte Rechtszustand zweifelhaft werde. Indessen bestand Moritz so lange auf seinem Vorschlage, bis sie und der König sich ihm auf der andern Seite wieder näherten. Dabei blieb es auch jetzt, daß die Sache definitiv erst am Reichstage abgemacht werden möge; aber im voraus erklärten die Fürsten, daß alsdann die Gleichheit bewilligt und die Form des Eides freigelassen werden solle. Nicht ganz so weit — denn nur in kleinen Schritten, sehr langsam rücken diese Angelegenheiten vorwärts — wollte König Ferdinand gehen. Die Gleichheit im voraus zu bewilligen,

schien ihm ein Punkt, den der Kaiser nicht genehmigen würde; aber dazu gab er seine Zustimmung, daß es freistehen möge, ob man den Eid zu Gott, oder zu Gott und den Heiligen schwören solle. Man bemerkte, daß in den Rechten beide Formen gültig seien. Und bedeuteten sie nicht im Grunde eben dasselbe? Die evangelischen Assessoren waren bisher zurückgewiesen worden, weil sie den Eid zu den Heiligen nicht schwören wollten; sie mußten angenommen werden, wenn man denselben nicht mehr forderte. Der Verpflichtung auf den Reichsabschied von 1530 sollte durch eine Klausel begegnet werden, nach welcher kein früherer Schluß den neuen Friedstand abbrechen, derogieren solle.

Dergestalt vereinigte man sich in einer aus beiden Religionsparteien gemischten Versammlung über die wichtigsten Verhältnisse, die in Zukunft zwischen beiden obwalten sollten.

Die Katholischen, welche auch dort die Mehrzahl ausmachten, gaben die Vorteile auf, welche ihnen aus der Idee einer allgemeinen Vereinigung der Christenheit und ihrem Übergewicht am Reichstag entspringen konnten.

Dagegen verzichtete man evangelischerseits darauf, sich der Übermacht, die man in diesem Augenblick besaß, zu bedienen, die hohen Geistlichen, wie man anfangs gedacht, geradezu zu verjagen, oder auch nur die ihnen schon entrissenen Gebietsstrecken zu behalten.

Wurde der Rechtsstand der Protestanten erweitert

und einigermaßen fixiert, so hatte die andere Partei dagegen die Genugtuung, ihre bedrohten Besitztümer gesichert zu sehen.

Und da man in der Hauptsache verglichen war, so folgten die anderen Punkte von selber nach. Man kam überein, daß der Landgraf in einer bestimmten Frist zu Rheinfels auf freien Fuß gesetzt werden solle. Für die Urteile, die während der Kustodie in seinen Angelegenheiten gesprochen worden, ward ihm Suspension und Revision verheißen. Alle die, welche in dem letzten Kriege um Land und Leute gekommen waren oder die Flucht hatten ergreifen müssen, von den Kriegsanführern der Rheingraf, Albrecht von Mansfeld und sein Sohn, Christoph von Oldenburg, Heideck, Reckerode und Schärtlin, unter den Fürsten Wolfgang von Anhalt und Otto Heinrich von der Pfalz, sollten wieder zu Gnaden angenommen werden und sich nur verpflichten, fernerhin nicht gegen den Kaiser zu dienen; die der jetzigen Kriegsübung Verwandten sollten die Waffen niederlegen, ihre Eroberungen herausgeben und dagegen einer Generalamnestie genießen.

Mit Freuden melden die brandenburgischen Gesandten nach Hause, daß es so weit gekommen sei, hauptsächlich auch durch das eifrige Bemühen des römischen Königs.

Auch Moritz meinte wohl, daß hiemit ein fester Friede im Reiche gegründet sei. Sein Rat war, daß der verabredete Vertrag dem Kaiser zu einfacher An-

nahme oder Verwerfung vorgelegt werden solle; indes wolle auch er zu seinen Bundesverwandten reiten und, wenn von dem Kaiser die Erklärung der Annahme eingelaufen sein werde, den Vertrag ohne weiteres Grübeln unterschreiben.

Daß nun aber diese Bedingungen erst dem Kaiser vorzulegen und von ihm zu bestätigen waren, bildete eine Schwierigkeit, die sich größer erwies, als man auch nach den bereits gemachten Erfahrungen glaubte.

Die Bevollmächtigten, die er in Passau hatte, versäumten nichts, um ihn dazu zu stimmen. Sie stellten ihm vor, daß in Deutschland alles den immerwährenden Frieden wünsche, zumal da er, der Kaiser selbst, schon um seiner vielfachen Beschäftigungen willen nicht imstande sei, eintretenden Unordnungen zu steuern. Der König motivierte bei der Einsendung der Artikel die Bewilligung derselben mit der erwähnten Gefahr der katholischen, besonders der geistlichen Fürsten und mit der Besorgnis, daß sich leicht, wenn die Vereinbarung sich an die Religionssachen stoße, alle anderen Stände Augsburgischer Konfession an die kriegführenden anschließen möchten. Man machte den Kaiser aufmerksam, daß weder der Papst, noch der König von Frankreich, noch irgendein anderer Fürst von Europa an die Pflicht denke, die Ketzereien auszurotten, daß die ganze Last einer solchen Unternehmung auf ihn allein fallen würde. Auch liege wohl soviel am Tage, daß man wider die neuen Meinungen mit dem Schwerte nichts ausrichten könne:

die Deutschen würden ihre Hand nicht dazu bieten, durch fremde Nationen lasse es sich nicht tun.

Im Angesicht der Kämpfe, welche die Welt erfüllen, der Kräfte, die dazu von beiden Seiten in Anwendung gesetzt werden, und der Erfolge, die sich ergeben, bilden sich Überzeugungen, die plötzlich hervortreten und jedermann ergreifen, weil sie aus dem Geschehenen mit Notwendigkeit entspringen; man kann sagen: sie enthalten Gesetze für eine, wenn auch erst ferne Zukunft in sich. So fühlte man jetzt die Unmöglichkeit, das alte System der dogmatischen und kirchlichen Einheit in der abendländischen Christenheit aufrechtzuerhalten, die Gemüter mit dem Schwerte zu regieren.

Und davon hängt die Wirksamkeit eines hochgestellten Menschen mit am meisten ab, in welches Verhältnis er zu Überzeugungen dieser Art tritt, ob er sie annimmt oder sich ihnen entgegensetzt.

Karl V. hielt unerschütterlich an dem einmal ergriffenen Systeme fest, es war der Gedanke seines Lebens; daß er in einem unglücklichen Augenblick vor einem plötzlichen Anfall hatte zurückweichen müssen, konnte ihn darin nicht irremachen.

Die Einheit der Christenheit aufrechtzuerhalten galt ihm für eine durch die Religion gebotene Pflicht. Während der Verhandlungen wiederholte er seine Behauptung, daß dazu ein allgemeines Konzilium das einzig geeignete Mittel sei. Höchstens wollte er die Sache, aber ganz in den gewöhnlichen Formen und

mit Vorbehalt seiner alten Autorität, noch einmal an den Reichstag bringen. Den immerwährenden Frieden zu bewilligen, schlug er ohne weiteres ab. Nicht als ob er, wie es in einem seiner Briefe heißt, daran denke, die Protestanten mit Krieg zu überziehen, wozu er jetzt nicht einmal die Mittel habe; aber durch diese Bewilligung würde alles rückgängig werden, was man mit so vieler Mühe und so vielen Kosten erreicht, das Interim und die letzten Reichsschlüsse; er würde die Ketzereien auch dann dulden müssen, wenn sich Zeit und Gelegenheit zum Gegenteil zeige; schon jetzt müsse er Skrupel haben für die, welche er dann empfinden werde. Und auch jetzt könne er sich nicht damit entschuldigen, daß ihm Gewalt geschehe: noch sei sie nicht geschehen; noch könne er nach Italien oder vielleicht nach Flandern gehen, und gewiß, er wolle es tun, ehe er sein Gewissen beschwere, ehe er diesen Zaum sich anlegen lasse.

Der Notwendigkeit der Dinge, die er nicht anerkannte, setzte er, wie wir sehen, seine geistlichen Pflichten entgegen, die er, seitdem er sich so lange mit ihnen getragen, von Unglück und Gefahr mehr bestärkt als erschüttert, strenger als jemals auffaßte.

Ferdinand hielt nicht für ratsam, die Weigerungen und Ausstellungen des Kaisers der Versammlung, wie sie waren, mitzuteilen: er hätte den Bruch der ganzen Unterhandlung gefürchtet. Nur im allgemeinen bezeichnete er sie; aber er versprach, sich selbst zu seinem Bruder zu verfügen und alles zu ver-

suchen, „gleich als gelte es seiner Seelen Seligkeit", um denselben auf eine andere Meinung zu bringen. Am 6. Juli reiste er von Passau ab; am 8. finden wir ihn in Villach. Er stellte dem Kaiser vor, in welche Gefahr ihn der Wiederausbruch der Feindseligkeiten in Deutschland stürzen werde: schon sei auch der Herzog von Bayern von den kriegführenden Fürsten aufgefordert, sich zu ihnen zu schlagen, und im Weigerungsfall mit dem Ruin seines Landes bedroht; dagegen verspreche Moritz eine ansehnliche Hilfe in Ungarn zu leisten, wenn der Friede zustande komme, und bei den unaufhörlichen Fortschritten der Türken sei für ihn nichts dringender, notwendiger. Auch bewirkte er damit wohl, daß eine und die andere unwesentliche Einwendung weggelassen ward, welche der Kaiser gegen die vorgeschlagenen Artikel gemacht; in bezug auf das Gericht wurden allgemeine, wiewohl nicht eben verpflichtende Versicherungen erteilt. In der Hauptsache aber richtete Ferdinand nichts aus. Der Kaiser erklärte mündlich ebenso standhaft, wie er es schriftlich getan, daß er nichts zulassen werde, was seiner Pflicht, seinem Gewissen zuwiderlaufe, und sollte darüber alles zugrunde gehen. Er wolle eher aus Deutschland weichen, die Verhandlung dem römischen König überlassen, als etwas tun, was der Religion nachteilig sei und ihn samt seinen Nachfolgern dem Richterspruch derer unterordne, die er zu regieren habe. Den Satz, in welchem immerwährender Friede zugesagt wurde, auch für den Fall, daß

man sich nicht verständige, strich er aus. Er ging nicht weiter, als daß er, wie schon in der Linzer Erklärung, einem künftigen Reichstag zu bestimmen vorbehielt, auf welche Weise dem Zwiespalt abzuhelfen sei, wohlverstanden jedoch — „mit Ihrer Majestät ordentlichem Zutun“: nur bis dahin versprach er Frieden; er wiederholte nicht einmal, daß er die Vergleichung nur durch friedliche und gütliche Mittel herbeizuführen suchen werde. Auch die vorgebrachten Beschwerden sollten dort unter seiner Teilnahme erörtert werden. Der römische König mochte sagen, was er wollte, so mußte er sich mit diesem Bescheide nach Passau zurückbegeben.

Hier hatte man das doch nicht erwartet. Man meinte fast, es liege wohl an Ferdinand selbst, und richtete die dringende Frage an ihn, ob er nicht etwa noch eine Nebeninstruktion habe. Der König antwortete, er handle rund und ehrbar: hätte er weiteren Auftrag, so würde er denselben von Anfang an gezeigt haben; er habe den Befehl, nicht einen Buchstaben ändern zu lassen.

Sollten nun aber nicht die vermittelnden Fürsten trotz alledem ihrerseits auf den wohlerwogenen Vorschlägen verharren, die sie gemacht?

Sie zogen in Erwägung, daß der Kaiser ihnen doch in den weniger bedenklichen Punkten meistens beigetreten war, daß für den Augenblick, da das tridentinische Konzilium sich aufgelöst hatte und von einer Ausführung der Beschlüsse desselben nicht mehr die

Rede sein konnte, auch in religiöser Hinsicht nichts zu befürchten stand, endlich daß dem Reichstag, an den die Entscheidungen, wiewohl mit dem Vorbehalt der Idee der allgemeinen Einheit, verwiesen worden, ein weiterer Spielraum offen blieb, und hielten für das Beste, sich dem unwiderruflichen Willen des Kaisers zu fügen.

Die Frage war nur, ob dann auch die Evangelischen ihn annehmen würden, namentlich Moritz, der seitdem noch einmal nach Passau zurückgekommen war und, als er sah, wie die Sachen standen, es mit der Erklärung verlassen hatte, daß auch er an seine Zusage nicht weiter gebunden sein wolle.

Mit gegründeter Besorgnis nahm er die fortgehenden Rüstungen des Kaisers wahr. Wie im Mai gegen Reutte und die Klause, so stürzte er sich im Juli gegen einen anderen Musterplatz des Kaisers bei Frankfurt a. M., wo sich bereits 16 Fähnlein zu Fuß und 1000 Mann zu Pferde unter dessen Namen gesammelt.

Hier aber war ihm das Glück nicht so günstig wie dort.

Nach der Aussöhnung hatte sich in Frankfurt der alte Einfluß des Kaisers auf die Geschlechter und den Rat von Frankfurt wiederhergestellt: die Stadt entschloß sich, auch unter den gefährlichen Umständen, in denen man war, seine Truppen bei sich aufzunehmen. Der Oberst, der sie befehligte, und der Bürgermeister teilten die Schlüssel der Tore untereinander. Zur rechten Zeit traf ein kaiserlicher Kriegskommissar

mit dem nötigen Gelde ein, um die Söldner zufriedenzustellen und ein gutes Verhältnis mit den Bürgern möglich zu machen.

Dadurch zog nun zwar die Stadt den Angriff der Verbündeten gegen sich selber herbei. Zersprengte Flüchtlinge, Rauchsäulen von der Holzhauser Öde her kündigten bald das Heer derselben an. Im ersten glücklichen Scharmützel sprengte Moritz bis an die Stadttore. Zu fürchten aber war bei den guten Vorkehrungen, die man in Frankfurt getroffen, dieser Feind, dem es an dem nötigen Belagerungsgeschütz fehlte, mitnichten. Nicht allein seine Anfälle und Stürme wurden abgeschlagen, er erlitt auch einen großen Verlust. Der junge, kriegsfreudige Georg von Mecklenburg, der selber mit seinem Fausthammer an das Tor von Sachsenhausen klopfte, um zu sehen, ob es inwendig gefüllt sei und, da er das nicht so fand, ein paar Büchsen heranbringen ließ, um sie auf dasselbe zu richten, mußte diese Kühnheit mit dem Tode büßen. Moritz, der die Stadt aufforderte, bekam darauf die bittere Antwort, er möge erst fromm werden und die Judasfarbe ablegen.

In diesem Augenblicke trafen die Abgeordneten mit dem nach der kaiserlichen Anweisung veränderten Friedensentwurf ein.

Wäre Moritz Herr von Frankfurt gewesen, wer weiß, ob er den Vertrag angenommen hätte! Aber er war es nicht; auch an vielen anderen Stellen hielt sich die kaiserliche Macht; wenn er den Vertrag abschlug, so

hatte er Achtserklärung und die unbedingte Herstellung seines Vetters Johann Friedrich zu erwarten; er mußte einen neuen Krieg auf Leben und Tod bestehen. Nahm er dagegen den Vertrag an, so ward der Landgraf befreit, was ihn einer schweren persönlichen Verpflichtung überhob; nicht unbedeutende andere Zugeständnisse, wenn auch nicht die letzten, die er gefordert, traten in Wirksamkeit; für die Sicherheit seiner Erwerbungen war es von dem größten Werte, wenn er sie zunächst auch unter einer veränderten Ordnung der Dinge unangefochten behauptete. Seinem Bunde mit dem König von Frankreich entsprach es zwar nicht; aber er wußte sehr wohl, daß er darüber mit demselben doch nicht zerfallen würde. Nach einigem Bedenken nahm er am 29. Juli den Vertrag an; zu Rödelheim bei Frankfurt ist die Originalurkunde, welche die Abgeordneten Ferdinands mitgebracht hatten, von Moritz, den jungen Landgrafen und Johann Albrecht untersiegelt worden.

Höchst erwünscht war dies zunächst dem Könige Ferdinand, der nun seine Kräfte nach dem von einem türkischen Einfall aufs neue bedrängten Ungarn wenden konnte; Moritz erneuerte sein Versprechen, ihm selbst zu Hilfe zu kommen. Die vor Frankfurt versammelten Truppen der Verbündeten, bis auf ein einziges Regiment, das Reiffenbergische, das sich zu Markgraf Albrecht schlug, leisteten dem Könige den Eid der Treue.

Ferdinand vergalt die Dienste, die er dergestalt empfing, dadurch, daß er seinen Bruder aufforderte, Jo-

hann Friedrich, der noch immer dem Hofe folgte, nicht eher förmlich zu entlassen, als bis er das zwischen seinen Söhnen und Moritz entworfene Abkommen bestätigt habe.

Schon war es jedoch dem Kaiser, der täglich die Kräfte seiner Gegner abnehmen und die seinen anwachsen sah, wieder zweifelhaft geworden, ob er seinerseits den Vertrag auch nur so, wie er ihn zuletzt angenommen hatte, ratifizieren solle. Einer seiner Hauptleute und Räte sagte ihm, bis jetzt sei der Krieg von den Fürsten geführt worden, ohne Widerstand; würden sie ihren Meister und Herrn sich gegenüber sehen, so würde ihnen das Gewissen schlagen, und sie würden das Herz verlieren. Am 10. August hat der Kaiser durch Andelot seinem Bruder wirklich noch einmal eine Eröffnung in diesem Sinne machen lassen: er sehe jetzt die Möglichkeit, den gehorsamen Ständen zu Hilfe zu kommen; allzu drückend seien die Bedingungen, die er eingegangen; wer könne dafür stehen, daß Moritz nicht, wenn er nach Ungarn gehen dürfe, dort einen Streich spiele, wie vor Magdeburg? Ist Ferdinand je über eine Mitteilung seines Bruders erschrocken, so war es damals. Er beschwor ihn, ihm diesen Schimpf nicht zuzuziehen; nur auf sein Zureden — denn er habe immer am meisten auf die Herstellung des Friedens im Reiche gedrungen — seien die Bedingungen des Vertrages zuletzt von den Fürsten genehmigt worden; von Moritz fürchte er nichts, da die Truppen ihm, dem Könige, geschworen; und entbehren könne er dessen und

des Reiches Hilfe nun einmal nicht; ein Bruch würde ihm und seinen Kindern, allen seinen Ländern, in dieser Gefahr vor den Türken, zum vollkommenen Verderben gereichen.

Hierauf entschloß sich der Kaiser, den Vertrag zu bestätigen. „Ganz allein," schreibt er seinem Bruder, „die Rücksicht auf Euere besondere Lage, Euere Königreiche und Lande haben mich dazu bewogen." Auch seiner Schwester meldet er, die Betrachtung, welche Bedrängnis Ungarn und die ganze Christenheit von den Türken erfahren werde, wenn Moritz nicht einige Hilfe leiste, habe ihn vermocht, den Vertrag zu ratifizieren.

Unter einem so mannigfaltigen Wechsel von Beratungen und Antrieben ist der Passauer Vertrag zustande gekommen.

Man könnte nicht sagen, daß er für die große innere Frage, in den religiösen Angelegenheiten, eine definitive Bestimmung gegeben oder auch nur eingeschlossen habe.

Der immerwährende Friedstand zwischen den beiden Bekenntnissen war ausdrücklich verweigert, die alte Idee der kirchlichen Einheit als einer Bedingung des politischen Lebens vorbehalten und jede weitere Festsetzung auf den Reichstag verschoben worden, von dem sich doch nicht voraussehen ließ, ob er nicht, durch seine Konsequenz gefesselt, unter ähnlichen Einwirkungen, wie früher, auch wohl zu ähnlichen Beschlüssen gebracht werden könnte.

Auch wurden nicht einmal die obschwebenden Unruhen dadurch beseitigt. Markgraf Albrecht von Brandenburg weigerte sich, ihn anzunehmen, und setzte seine Züge gegen Stifte und Städte, wie er sie in Franken und Schwaben begonnen, an Rhein und Mosel fort. Auf sein Beispiel sah Graf Volradt von Mansfeld, der gegen Ende des Mai in Ratzeburg eingebrochen war, die silbernen Apostel aus der Domkirche geholt und die Domherren genötigt hatte, den jungen Herzog von Lauenburg zum Bischof zu postulieren; noch hielt er dort an der Elbe eine beträchtliche Mannschaft im Felde.

Bei alledem war der Passauer Vertrag doch ein unermeßliches Glück für Deutschland.

Das nunmehr auch vom Kaiser zusammengebrachte Heer und das hessisch-sächsische hätten sonst miteinander schlagen müssen, und die ganze Kriegswut beider Teile hätte sich nach dem Reiche hin entladen.

Jetzt aber wandten die beiden Gegner ihre Kräfte nach den Grenzen hin. In dem Innern ward wenigstens soviel erreicht, daß der gedrückte, durch die Kriegserfolge von 1547 herbeigeführte Zustand aufhörte, der bisher obgewaltet.

Zunächst kehrten die beiden gefangenen Fürsten in ihre Länder zurück.

Als der Kaiser sich entschloß, die dem gewesenen Kurfürsten Johann Friedrich bewilligten Erleichterungen in eine vollständige Befreiung zu verwandeln, ihn von dem Hofe, der jetzt wieder nach Augsburg

gekommen, zu entlassen, legte er ihm doch noch zwei Bedingungen vor, die eine mehr in seinem, die andere mehr in seines Bruders Sinne. Johann Friedrich sollte sich noch verpflichten, den Beschlüssen eines künftigen Konziliums oder Reichstages in der Religion Folge zu leisten und die Verträge mit seinem Vetter zu beobachten. Das Letzte war insofern neu und schwer, als er zugleich für seine Söhne gutsagen und andere Sicherheiten herbeischaffen sollte; aber er entschloß sich dazu: er erbot sich, die Verträge zu unterzeichnen, sobald als es Kurfürst Moritz getan haben werde. Was aber die erste Zumutung betrifft, so blieb er nach wie vor unerschütterlich. Gern versprach er, wegen der Religion mit niemandem in Bündnis zu treten, noch die Altgläubigen tätlich zu belästigen; aber dahin war er nicht zu bringen, daß er eine künftige Vergleichung anzuerkennen sich verpflichtet hätte. In aller Demut erwiderte er dem Kaiser, er sei entschlossen, bei der Lehre, die in der Augsburgischen Konfession enthalten, bis in seine Grube zu bleiben.

Durch seine Haltung in der Gefangenschaft hatte Johann Friedrich erst recht gezeigt, wie ernst es ihm auch in glücklicheren Zeiten damit gewesen war, seinem Kaiser Gehorsam zu beweisen. Es ist immer derselbe Gedanke, bei aller einem Reichsfürsten geziemenden Hingebung doch in Beziehung auf göttliche Dinge, wo man einer anderen Welt angehört, die volle Unabhängigkeit des Gewissens zu bewahren.

Früher, bei den Konflikten, in welche die streitigen Rechtsverhältnisse brachten, konnte diese Gesinnung nicht immer hell und zweifellos erscheinen; in der Gefangenschaft, wo sich die Gegensätze reiner und einfacher gestalteten, leuchtete sie dann in vollem Glanze hervor. Und recht naturgemäß entsprang sie in ihrer doppelten Richtung aus der deutschen Geschichte. Auf das tiefste hatte die Idee des Reiches und seiner Ordnung die Gemüter durchdrungen; ebenso lebendig waren sie jetzt von dem göttlichen Ursprung der Heiligen Schrift und der unbedingten Gültigkeit einer freieren Auffassung derselben ergriffen; beides zu vereinigen, hätte Große und Geringe befriedigt. Aber Karl V. verstand das entweder nicht oder wollte doch davon nichts hören; er wollte sich Gehorsam in göttlichen und menschlichen Dingen erzwingen. Damit erzog er sich eben die, die ihm endlich den einen wie den anderen versagten und die Waffen der Politik und des Krieges, die sie von ihm führen gelernt, nun gegen ihn selber wandten. Johann Friedrich dagegen beobachtete auch in seiner Gefangenschaft vollkommene Treue. Er wollte nicht einmal zugeben, daß jene Fürbitte der Reichsfürsten für den Landgrafen auch auf ihn erstreckt würde; es machte ihm Sorgen, daß die Stände seines Landes und seine Söhne nicht ganz abgeneigt waren, auf die Verbindung mit Moritz einzugehen, und er selber hat es verhindert. Es wäre zugleich grausam und unklug gewesen, einen Mann von dieser Gesinnung länger zurückzuhalten. Am

1. September 1552, dem Tage seines Aufbruches von Augsburg, entließ ihn der Kaiser mit der Erklärung, er habe an seinem Verhalten während der Verstrickung ein gnädiges Gefallen gehabt; er hoffe auch künftig zu allen Gnaden Veranlassung zu haben. Der Fürst schied mit dankbaren Erbietungen und schlug den Weg nach seinem Lande ein.

Von Anfang an zeigte er sich entschlossen, keine Feindseligkeiten gegen Moritz vorzunehmen. „Geh hin," sagte er einem von denen, die ihm zuerst glückwünschend entgegenkamen, „und sage zu Hause, daß ich ohne Waffen komme und keinen Krieg mehr führen will."

Welch ein Wiedersehen war es, als er in seinem Stammlande bei Koburg wieder anlangte! Der erste, der ihm entgegenkam, war sein Bruder Johann Ernst, der seinen Wahlspruch: „ich trau Gott", nun erfüllt sah. Bald erschien auch seine Gemahlin mit ihren herangewachsenen Söhnen. Die Berge und Wälder wurden besucht, um der lang entbehrten Jagdlust zu pflegen und die heimatliche Luft wieder einzuatmen; an den hellen Quellen im Grunde der Forsten ward das Mittagsmahl eingenommen. Vor den Städten erschienen dann weit draußen die Ratsherren in den schwarzen Mänteln, ihrer Amtstracht, um den angestammten Herrn zu bewillkommnen; die Bürger mit ihren Rüstungen oder in ihren besten Kleidern bildeten ein Spalier; auf den Märkten warteten die Geistlichen mit der männlichen Jugend auf der einen

Seite, auf der anderen die eisgrauesten Bürger mit den jungen Mädchen, die in fliegenden Haaren mit dem Rautenkranz erschienen; die Knaben stimmten das Tedeum lateinisch an; die jungen Mädchen antworteten mit dem deutschen: „Herr Gott, dich loben wir“; der Fürst, der ihrem Gebete seine Rückkehr zuschrieb, zog mit entblößtem Haupte, dankend und gnädig, an ihnen allen vorüber, neben ihm sein Sohn und Lukas Kranach, der aus herzlicher Liebe, die ihm auch erwidert ward, die Entbehrungen der Gefangenschaft freiwillig mit ihm geteilt; wenn er dann abgestiegen, brachte ihm wohl ein in die Hoffarbe gekleideter Knabe aufgesparte Goldstücke der Bürgerschaft in einem künstlichen Pokale dar. Johann Friedrich erschien wie ein Märtyrer und Heiliger. Als er in Weimar einzog, meinte man ein langes weißes Kreuz über ihm zu sehen; Melanchthon — denn auch aus dem verlorenen Lande, von Wittenberg her, säumte man nicht, ihn zu begrüßen — verglich ihn mit Daniel unter den Löwen, oder jenen drei gläubigen Israeliten im feurigen Ofen: Gott, der ihm diese Seelenstärke verliehen und ihn nunmehr freigemacht, habe dadurch gezeigt, daß er wahrhaftig Gott sei, der in diesem sterblichen Leben sich eine ewige Kirche sammle, ihr Bitten und Seufzen erhöre.

Um dieselbe Zeit kehrte auch der Landgraf Philipp in sein Land zurück. Erst in dem Augenblick der definitiven Annahme des Vertrages gab der Kaiser Befehl zur Befreiung des Gefangenen; bis dahin hatte

derselbe von dem eigennützigen und übermütigen Wächter, der ihm beigegeben war, noch manche Mißhandlung auszustehen. In Tervueren nahm er dann von der Königin Maria Abschied, die sich aus seinen Reden überzeugte, daß er nun dem Kaiser treu bleiben werde. Als er in Kassel anlangte, begab er sich zuerst in die Martinskirche, die sich sofort mit dem herbeiströmenden Volk erfüllte, und kniete vor dem Denkmal seiner indes verstorbenen Gemahlin nieder; so verharrte er in Gebet und Nachdenken und Erinnerung an alle persönlichen Verwickelungen der Vergangenheit, bis die ersten Töne der Orgel den ambrosianischen Lobgesang anhoben.

Wie die gefangenen Fürsten, so kehrten auch an vielen Stellen die verjagten Prediger zurück. Hie und da, wie im Württembergischen, ward das Interim durch fürstliches Edikt abgeschafft. Der Kaiser selbst ward bewogen, unter anderen in Augsburg, wo er sonst an den Einrichtungen, die er getroffen, nicht leicht etwas fallen ließ, neben dem interimistischen Dienst doch auch Prediger zu dulden, die sich zur Augsburgischen Konfession hielten. Auch dem Markgrafen Johann gab er vorläufig beruhigende Versicherungen. Der religiöse Geist der Nation atmete wieder auf.

Wir sehen: so unerschütterlich der Kaiser auch an den alten Hauptgrundsätzen festhielt, so konnte er doch in diesem Augenblick in ihrer Handhabung nicht mehr fortfahren.

Und war es nicht weiter ein großer Gewinn, daß sich in den Beratungen der Reichsfürsten in Passau jene Überzeugung, deren wir gedachten, obwohl sie dem kaiserlichen Gedanken entgegenlief, durchgesetzt hatte? Sehr gewiß, daß der Kaiser, wenn er wieder in vollen Besitz seiner Macht kam, derselben nicht Raum geben würde; Moritz zweifelte nicht, er werde, wenn er könne, auch alles das zurücknehmen, was er jetzt zugestanden; — allein wie dann, wenn es ihm damit nicht gelang?

Dann ließ sich wohl nichts anderes erwarten, als daß die in Passau von den Vermittlern gefaßten Gesichtspunkte überwiegen und zur Geltung kommen würden.

Nochmals hing die Entscheidung über die wichtigsten inneren Verhältnisse Deutschlands von dem Ausschlag der Waffengewalt in dem wiederausgebrochenen europäischen Kriege ab.

Zweites Kapitel.

Französisch-osmanischer Krieg 1552, 1553.

Nach den ersten drückenden Verlegenheiten hatte der Kaiser doch wieder die Mittel gefunden, eine bewaffnete Macht aufzubringen. Wie dort bei Frankfurt, so sammelten sich auch bei Ulm und bei Regensburg Reiter und Fußvölker zu seinen Fahnen; deutsche Fürsten traten wieder in Dienst, unter anderen Markgraf Johann, den der Fortgang der moritzischen Unternehmungen auf die andere Seite trieb. Über die Alpen kamen ein paar tausend Hakenschützen und einige Geschwader neapolitanischer Reiter. Eine glänzende Schar spanischer Großen hatte sich durch die Bedrängnisse ihres Königs aufgefordert gefühlt, demselben auch über das Meer, was nicht ohne Gefahr geschah, zu Hilfe zu eilen; der Kaiser kehrte nach Innsbruck zurück, um sie daselbst zu empfangen. Was aber vor allem wohl das wichtigste war, der Prinz Don Philipp, der sich wieder in Spanien befand, erfüllte das Versprechen, das er vor sechs Jahren gegeben: er wußte eine Million Dukaten zusammenzubringen und überschickte sie seinem Vater.

In kurzem sah der Kaiser wieder ein Heer um sich,

wie das, welches er damals gegen die Protestanten geführt; und um so erklärlicher ist es, wenn ihm der Gedanke aufstieg, sein Glück aufs neue in Deutschland zu versuchen.

Der Unterschied war nur, daß er damals Frieden mit den Osmanen und den Franzosen gehabt hatte, von diesen aber jetzt mit aller Macht angegriffen war. Was hätte, wenn er den Krieg in Deutschland fortsetzen wollte, anderes erfolgen sollen, als daß sich die einen Ungarns, die anderen der Niederlande bemächtigt hätten? Schon ließ Königin Maria ihren Bruder wissen, sie getraue sich nicht, die Niederlande den Winter über zu verteidigen.

Besser war es doch, im Reiche den Frieden eintreten zu lassen und die Waffen gegen die auswärtigen Feinde zu richten.

Die beiden Heere, welche bereit geschienen, sich miteinander zu messen, zogen es vor, nun von den beiden Feinden jedes den einen auf sich zu nehmen.

Der Kaiser wandte sich gegen Frankreich. Am 19. September machte er der Stadt Straßburg seinen Besuch, der er für die gute Haltung dankte, welche sie bei dem Einfall der Franzosen in das Elsaß bewiesen hatte. Während er im Münster eine Andacht hielt, zog sein Heer an den Mauern der Stadt vorüber.

Einige gaben ihm den Rat, wie früher, in das Innere von Frankreich vorzudringen, was den König, dessen Heer schon nicht mehr recht im Stande war, in

die größte Verlegenheit bringen und vielleicht zu einem Frieden, wie der von Crespy, nötigen könne. Der stolze Kaiser aber konnte vor allem nicht ertragen, daß eine Reichsstadt von den Franzosen bei seiner Regierung sollte in Besitz genommen sein. Auch meinte er wohl, durch die Eroberung derselben die Sicherheit der Niederlande zu vermehren. Der Herzog von Alba, der in diesen Angelegenheiten das große Wort führte, versicherte, daß sie trotz der vorgerückten Jahreszeit noch möglich sein werde. Am 19. Oktober erschienen die kaiserlichen Truppen vor Metz.

Sehr beschwerlich hätte ihm Markgraf Albrecht werden können, der sich an der Spitze von 10 000 Mann nach Lothringen geworfen hatte. Ohne vielen Zeitverlust aber gelang es dem Kaiser — wir werden von den Bedingungen, unter denen es geschah, und den Ereignissen, die sich daran knüpften, bald ausführlicher zu handeln haben —, den Markgrafen auf seine Seite zu ziehen.

Und so konnte er seine verstärkte Macht unzerstreut auf die Belagerung wenden, von der man fühlte, daß sie noch über mehr als über die Zukunft dieser Reichsstadt entscheide. Der florentinische Gesandte spricht die Überzeugung aus, wenn es dem Kaiser gelinge, so werde er auch alle anderen Feindseligkeiten seiner Gegner überwinden und auf kein Hindernis stoßen, wohin er sich auch wende.

Nur langsam jedoch schritt die Belagerung vorwärts. „Schon liegen sie mehrere Wochen vor Metz,“

schreibt der König von Frankreich am 28. November an seinen Verbündeten, den Sultan; „doch haben sie noch nichts Ernstliches unternommen. Sollten sie es noch tun, so haben wir darin unseren Vetter, den Herzog von Guise, mit mehr als 10000 Mann, die sich nicht so leicht werden überwältigen lassen: im Frühjahr sind wir entschlossen, sie wieder aufzusuchen; bis dahin werden sie durch die Jahreszeit und die häufigen Regengüsse, welche schon angefangen haben, zugrunde gerichtet sein.“ — Eben in diesen Tagen aber hatte der ernstliche Angriff begonnen. Ein Teil der Laufgräben war gezogen, die Batterien waren errichtet; der Kaiser, von seiner Krankheit wieder einmal freigeworden, hatte in einem benachbarten, halbzerstörten Schlosse Wohnung genommen; das Fußvolk war guten Mutes und zeigte sich bereit zum Sturm, wenn man ihm nur eine hinreichende Lücke eröffne. Hierauf begann die große Batterie von 25 oder 26 Kanonen ihr Feuer, das sie sehr lebhaft unterhielt; am 29. November stürzte in der Tat ein Teil der Mauer auf der Südseite der Stadt, zwischen zwei großen Türmen, zwanzig Schuh breit, zusammen; ein lautes Freudengeschrei erscholl, und alles lobte den Geschützmeister des Kaisers, Johann Maurique; allein als der Staub sich gelegt und man die Bresche genauer ansah, zeigte sich hinter derselben eine neue, schon ein paar Fuß erhöhte Brustwehr, von Fahnen und Standarten überweht, mit Hakenschützen dicht besetzt; alles erschien in solchem Stande, daß kein Mensch

zu dem Sturme Lust behielt. Man mußte fürs erste die Laufgräben weiter fortführen. In den Berichten, die an den brandenburgischen Hof kamen, ist von einem Versuch die Rede, die Mauern, ja den Platz, auf welchem sich die Feinde in Schlachtordnung zu stellen pflegten, zu untergraben und in die Luft zu sprengen; allein nur des Gedankens wird Erwähnung getan, keines Versuches. Überhaupt ist die Geschichte der Belagerung, die wir Tag für Tag aufgezeichnet finden, sehr einförmig. Zu Angriffen, welche Hoffnung auf Erfolg gegeben hätten, kam es nicht mehr. Die naßkalte Witterung, die schon den Deutschen sehr beschwerlich fiel, wie wir von einem großen Teil der brandenburgischen Reiter, welche der Belagerung beiwohnten, die Meldung finden, daß sie erkrankt seien, war den Italienern und Spaniern vollends verderblich. Man behauptet, daß von den Spaniern ein Drittel, von den Italienern die Hälfte umgekommen sei. Die Vorhersagungen Heinrichs II. bewährten sich nur allzugut; im Anfang des Januar 1553 mußte die Belagerung aufgehoben werden.

Die Franzosen priesen den glücklichen Verteidiger Guise, der wirklich ebensoviel Mut wie Umsicht an den Tag gelegt hat, als einen Helden; wir haben Denkmünzen, auf denen ihm dafür die Krone Jerusalem — denn von den Königen dieses Reiches leitete sein Haus sich her — zugesagt wird. Auf der kaiserlichen Seite ergoß sich alles in Tadel gegen den Herzog von Alba, der durch die Hartnäckigkeit, mit der er

sich zu ungünstiger Zeit an eine so zweifelhafte Unternehmung gewagt, das schönste Heer ohne allen Nutzen zugrunde gerichtet habe. Einst in dem deutschen Feldzuge, wo der Kaiser selbst das meiste getan und von allen Seiten guter Rat erteilt worden, habe Alba leicht ein großer Mann sein können; hier aber, wo guter Rat von Anfang an verachtet worden und der Kaiser persönlich weniger eingegriffen, habe er bewiesen, daß es ihm an wahrem Talente gebreche.

Und nun erst wurde Metz recht französisch. Gegen Ostern 1553 forderte der Bischof-Kardinal die Macht in weltlichen sowie in geistlichen Dingen. Die Dreizehn antworteten, in geistlichen Dingen sei er allerdings ihre Obrigkeit; auch stehe ihm einige Befugnis in weltlichen zu, jedoch mit Vorbehalt der höchsten Gewalt, die dem gehöre, welchem sie von den Ständen des römischen Reiches deutscher Nation zuerkannt werde; sie wagten nicht, den Kaiser zu nennen. Der Kardinal antwortete, er wolle nichts weiter, als die alte Gerechtigkeit seines Stiftes erneuern, und ließ die Gemeinden der verschiedenen Pfarren zusammenberufen, um ihm eine Anzahl Namen zu bezeichnen, aus denen er das Regiment der Stadt ernennen könne. An jenen Gegensatz des Rates und der bischöflichen Macht hatten sich einst die Regungen der Reform geknüpft; wären sie durchgedrungen, so hätten sie auch die Mittel und den Eifer des Widerstandes vermehrt, und alles müßte anders gegangen sein. Der Herzog, der die Stadt gegen den Kaiser verteidigt hat, ist der-

selbe, der einst die Versammlung in Gorze zerstörte; jetzt ließ er alle lutherischen Bücher auf einen Haufen bringen und verbrennen. Die Entfremdung der Stadt vom Reich und die völlige Unterdrückung der reformatorischen Regungen ging Hand in Hand.

Wie Karl V. gegen Frankreich, so hatte sich Kurfürst Moritz nach Ungarn gewendet.

Hier war, wie oben berührt, der Feldzug bereits im März 1552 vom Sandschak von Ofen, Ali, einem Eunuchen, eröffnet worden. Vor Szegedin hatte er die rote Fahne erbeutet, auf welcher der kaiserliche Adler mit ausgebreiteten Flügeln erschien; dann hatte er Veszprim und mehrere Bergstädte eingenommen; den Anführer der aus den Erblanden zu eilender Hilfe aufgebrachten Mannschaften, Erasmus Teufel, Freiherrn von Gundersdorf, nahm er gefangen und führte ihn bei seiner Rückkehr nach Ofen förmlich im Triumph auf.

Und diesen einheimischen osmanischen Streitkräften zur Unterstützung erschien nun schon im Mai der Wesir Ahmed mit dem asiatischen Heere und den Reiterscharen, die der Beglerbeg von Rumili ihm zuführte, an der Donau. Die vor dem Jahre abgeschlagene Belagerung von Temesvar ward wieder aufgenommen und auf die türkische Weise unter ungeheueren Verlusten, deren man nicht achtete, gegen einen überaus tapferen, aber dieser Macht nicht gewachsenen Feind zu Ende geführt. Die anderen Schlösser des Banats folgten nach, und die türkischen Einrichtungen

begannen, die sich bis zum Jahre 1716 daselbst gehalten haben.

Es war nicht größere Tapferkeit, was den Osmanen ihre Vorteile verschaffte, sondern nur die Überlegenheit der Anzahl und der Vorbereitung; die Anführer, die ihnen widerstehen sollten, bemerkten es mit tiefem Gram.

„Wie glücklich waren die alten Römer," ruft Castaldo aus, „die mit zahlreichen wohlversehenen Heeren, so und so viel Legionen und Veteranen nach den entlegenen Provinzen zogen! Ich bin in dieses Land gekommen, ohne etwas anderes sagen zu können, als: ich bin ein Befehlshaber des Kaisers." Er klagt, daß alles wider ihn sei, was für ihn sein sollte, daß sein Volk seit 7 Monaten keinen Pfennig Sold empfangen; er erblickt im Geist seinen Kopf schon auf so einem Wagen, wie er ihn eben mit vielen abgeschlagenen Schädeln vorbeifahren sieht.

Ganz so unglücklich ging es jedoch nicht.

Nachdem die festesten, wohlverwahrtesten Plätze gefallen, hielt sich ein kleinerer, dem man es nicht hätte zutrauen sollen, Erlau; nur eine geringe Anzahl Landvolk aus der Zips, das die Besatzung ausmachte, wies unter Stephan Dobo, der seinen Namen hier berühmt machte wie Jurischitz, die Anfälle der vereinigten türkischen Heere zurück; drei große Stürme bestand es siegreich.

Und indes langte Kurfürst Moritz mit 5000 Mann zu Fuß, 6000 zu Pferde bei Raab an. Es scheint, als

habe ihm Ferdinand doch nicht ganz getraut und wenigstens sein Vorrücken nicht gewünscht. Aber schon die Nähe einer frischen Heeresmacht, unter einem Fürsten, der als ein glücklicher Kriegsmann bekannt war, machte einen gewissen Eindruck bei den Osmanen. Seine Anwesenheit, die Tapferkeit der Besatzung und die ersten Zeichen des herannahenden Winters wirkten zusammen, um die Osmanen zur Aufhebung der Belagerung von Erlau zu vermögen.

Die erlittenen Verluste zu ersetzen, war seine Macht überhaupt nicht fähig; dazu aber, daß den türkischen Fortschritten Einhalt geschah und die Grenzen befestigt wurden, hat er allerdings beigetragen.

War es aber nicht auch am meisten eben seine Schuld, daß diese Verluste überhaupt erlitten worden sind?

Ich bin weit entfernt, ihn rechtfertigen zu wollen; aber ich denke doch, dies war bei weitem nicht so entschieden der Fall, wie man meint. Ebensoviel Schuld wie Moritz und im Grunde noch größere hatte der Kaiser, der, von seinen konziliaren Absichten ganz erfüllt und hingenommen, den auswärtigen Verhältnissen nur geringe Aufmerksamkeit widmete. Obwohl der Krieg mit den beiden Widersachern schon ausgebrochen war, hatte er doch versäumt, die westlichen Marken des Reiches in Verteidigungszustand zu setzen und seinen Bruder gegen einen Einfall in Ungarn zu sichern.

Kriegsheere des Kaisers oder des Königs sind von

den Protestanten keinen Augenblick beschäftigt worden. Fern von ihrer Einwirkung, in Italien, geriet der Kaiser in ähnliche Nachteile.

Die italienischen Verhältnisse haben insoweit eine gewisse Ähnlichkeit mit den deutschen, als der andauernde, stille Druck, mit dem auch dort die kaiserliche Oberherrschaft ausgeübt ward, ebensowohl einen geheimen Widerstand erweckte, der nur den geeigneten Augenblick erwartete, um loszubrechen.

Wie die Farnesen Piacenza verloren, so waren die Appiani in Gefahr, Piombino und Elba an Herzog Cosimo abtreten zu müssen. Dagegen erwarteten dessen Feinde, die florentinischen Ausgewanderten, zu einem Teil in Venedig, zum anderen in Frankreich aufgenommen, in kurzem den Tag ihrer Rückkehr zu erleben. In Mailand entdeckte Ferdinand Gonzaga mehr als einmal verräterische Versuche, die er dann mit scharfer, aber aufreizender Überwachung erwiderte. In Genua suchte Luigi Alamanni, der in einem großen Heldengedicht französische Tendenzen und Namen verherrlichte, auch einmal die Anhänger Frankreichs zu vereinigen. In Neapel entzweite sich das Oberhaupt des einheimischen Herrenstandes, Fürst Ferrante von Salerno, mit dem Vizekönig; und da er glaubte, man stehe ihm nach dem Leben, verließ er das Land, nicht ohne den Gedanken, mit Gewalt zurückzukehren.

Und dazu kam noch, daß unter denen, welche die italienischen Geschäfte im Namen des Kaisers verwalteten, Zwiespalt ausbrach. Gonzaga in Mailand

und Mendoza zu Rom standen mit dem Vizekönige von Neapel und dem Herzog Cosimo von Florenz in ganz offener Feindschaft. Daß die ihm zugesagte Überlieferung von Piombino sich so lange verzögerte, schrieb Herzog Cosimo allein den beiden Gegnern, besonders dem Botschafter in Rom, zu.

Unter diesen Umständen können wir uns so sehr nicht wundern, daß die Belagerung von Mirandola und Parma nicht zum Ziele führte. Papst Julius klagt, er habe sich bis auf die Gebeine beraubt, er habe die Ringe verpfändet, die er sonst täglich an seinen Fingern getragen; der Unruhe, welche der Krieg ihm machte, müde, schloß er im April 1552 einen Stillstand mit den Franzosen, in welchem diese versprachen, weder kaiserliches noch kirchliches Gebiet von diesen Plätzen aus feindlich zu behandeln. Nach einigem Bedacht nahm auch der Kaiser diesen Stillstand an.

„Sehr rühmlich für mich," ruft Heinrich II. aus, „sehr schimpflich für ihn, daß ich mitten in den Ländern des kaiserlichen Gehorsams, fern von den Meinen, zwei feste Plätze behauptet habe."

Und notwendig mußte das nun auf die ganze Halbinsel die größte Rückwirkung haben.

Im Kirchenstaat erschienen jetzt die Farnesen, Paolo Orsino wieder: der Graf von Pitigliano, von dem Mendoza dem Kaiser gesagt, daß er seiner ganz sicher sei, erklärte sich für die Franzosen.

Vor allem gärte es in Siena. Von jeher gibelli-

nisch und kaiserlich gesinnt, wollte doch diese Stadt sich die unmittelbare Herrschaft nicht gefallen lassen, die der Kaiser auszuüben unternahm. Schon ein paarmal hatte sie sich derselben zu entziehen gesucht, aber den ersten Versuch durch die Aufnahme einer Besatzung, den zweiten durch Ablieferung aller Waffen gebüßt. Dann hatte Mendoza eine Festung daselbst aufgeführt. Die Wölfin, das altrömische Abzeichen der Stadt, fand man eines Tages in Ketten gelegt. Es läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß der Kaiser die Absicht hatte, eine feste Regierung einzuführen und die Stadt zum Sitz eines Reichsvikariats zu machen. Aber um so gewaltiger brauste der alte Geist republikanischer Unabhängigkeit in Reden und Entwürfen; es bedurfte nichts, als der Annäherung einiger Ausgewanderten und Franzosen und des alten Rufes zur Freiheit, so erhob sich die ganze Bevölkerung; die Spanier, welche darauf nicht vorbereitet waren, konnten ihr Kastell nicht behaupten und wurden verjagt; die Stadt nahm einen französischen Botschafter auf und rief den König von Frankreich zu Hilfe. Kardinal Tournon versichert dem Könige, Siena gehöre ihm mehr an, als wenn er Herr davon wäre, und biete ihm nun die beste Gelegenheit dar, zur Unternehmung von Neapel zu schreiten oder zu jeder anderen, die ihm gefalle.

Mit einiger Hilfe des Herzogs Cosimo von Florenz, der zwar von einer Festsetzung der Franzosen in Toskana, an die sich alle seine Feinde hielten, besonders die Strozzi, kein Heil erwartete, aber sie eben darum,

weil sie ihm so gefährlich waren, mit größter Vorsicht behandelte, brachte im Januar 1553 Don Garcia de Toledo ein kleines Heer zusammen, das dann auch einige Täler besetzte, einige Bergfesten einnahm, allein im ganzen doch nichts Entscheidendes vollzog, vor Montalcino gänzlich scheiterte.

Und in diesem Augenblick traten noch größere Gefahren ein. Es liegt wohl sehr in der Natur der Sache, daß die beiden großen Gegner des Kaisers sich endlich auch zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung gegen denselben vereinigten. Bereits im Jahre 1552 war eine Verbindung der Flotten beabsichtigt; doch erschienen die Franzosen nicht zur gehörigen Zeit. Desto pünktlicher zeigten sie sich im Jahre 1553. Schon in den griechischen Gewässern trafen die französischen Galeeren unter de la Garde mit den Osmanen zusammen, denen Suleiman statt jeder weiteren Anweisung den Befehl gegeben, alles zu vertilgen, was sich dem Könige von Frankreich widersetze.

Zuerst richteten sie ihre Angriffe gegen Neapel. Der Fürst von Salerno war für den Fortgang des Unternehmens vielleicht eher hinderlich, indem er seine Feinde gegen die Gewalttaten der Osmanen in Schutz nahm. Aber soviel ward doch immer bewirkt, daß Don Garcia zur Verteidigung von Neapel abberufen und Siena dadurch für diesmal ernstlicherer Feindseligkeiten überhoben ward. Dann aber lenkten die Flotten ihren Lauf nach den toskanischen Gewässern. Auch hier sahen es die Osmanen auf Raub

und Plünderung ab, die Franzosen auf Eroberung. Bei diesem Zuge hat Dragut das fruchtbare Pianosa wüste gelegt, so daß es sich niemals wieder hat erholen können. Dagegen machten die Franzosen einen ersten glücklichen Anfall auf Korsika. Sie riefen die Widersetzlichkeit der Eingeborenen gegen Genua auf und nahmen beinahe die ganze Insel ein. Dem Papste, der sich darüber beschwerte, antwortete der König, er könne die Genueser, von denen dem Kaiser zu Land und See Vorschub geleistet werde, nur als Feinde seiner Krone betrachten. Im Besitze der Provence, Korsikas und Portercoles und dadurch Herr des Meeres, ward er ihnen selbst in hohem Grade gefährlich.

Zwar war mit alledem noch nichts entschieden. Der Kaiser hatte noch allenthalben dem Angriff auch starke Kräfte der Verteidigung entgegenzusetzen. Aber ein gewisses Schwanken kam damit doch wieder in die allgemeinen Verhältnisse, die bereits befestigt geschienen hatten. So nützlich es dem Kaiser geworden wäre, wenn er Metz erobert hätte, so sehr mußte nun all dieses Mißlingen und Verlieren sein Ansehen schwächen, so gut in Deutschland wie anderwärts.

Überdies aber nahmen die Dinge in Deutschland durch die Verbindung, in welche der Kaiser mit Markgraf Albrecht getreten war, eine höchst eigentümliche Gestalt an.

Drittes Kapitel.

Der Krieg zwischen Markgraf Albrecht und Kurfürst Moritz im Jahre 1553.

Vergegenwärtigen wir uns vor allem das ein wenig verwickelte Verhältnis des Markgrafen Albrecht überhaupt.

Er war nicht eigentlich ein Mitglied des im Jahre 1552 zwischen den deutschen Fürsten und der französischen Krone gegen den Kaiser geschlossenen Bündnisses. Er sagt, er habe den Fürsten seine Hilfe zugesagt, gleichwohl unverpflichtet. Er leugnet, daß die Regimenter, die er führte, in französischen Diensten gestanden: „keinem Herrn unter der Sonne haben sie geschworen, als uns“.

Wie lebhaft er auch die allgemeinen Interessen umfaßte, so war doch sein Sinn, bei dem aufgehenden Kriegsfeuer zugleich für sich selbst zu sorgen. Von Schulden bedrängt, welche durch seine Unternehmungen im Dienste des Kaisers nur noch immer gewachsen, ohne Hoffnung, zu den Belohnungen zu gelangen, die man ihm versprochen hatte, faßte er den Gedanken, sich an seinen Nachbarn, den geistlichen Fürsten, mit denen er in altem Hader lag, und an der Reichsstadt Nürnberg schadlos zu halten.

Bei den ersten Bewegungen sprach man allgemein von einer Eroberung und neuen Austeilung der Bis=

tümer. Der gute Melanchthon warnte seinen Fürsten, sich nicht einer Unternehmung anzuschließen, die dahin ziele, die ordentliche Hoheit und das gefaßte Reich umzuwerfen und eine allgemeine Verwirrung anzurichten.

Moritz war viel zu bedachtsam und praktisch, um auf Gedanken dieser Art ernstlich einzugehen; es war ihm genug, sich nicht durch entgegengesetzte Verpflichtungen zu fesseln. Dem Markgrafen gab er im Einverständnis mit den übrigen Verbündeten die Zusicherung, was er von solchen Ständen, die sich dem Unternehmen nicht zugesellen würden, durch Brandschatzung oder auf eine andere Art erlange, das solle ihm und seinen Kriegsleuten zugute kommen.

Markgraf Albrecht sah darin eine Art von Berechtigung und säumte nicht, dieselbe unverzüglich gegen die widerwärtigen und unvorbereiteten Nachbarn geltend zu machen.

Zuerst griff er, und zwar mit erneuter Bewilligung des Bundes, den Bischof von Bamberg an und zwang ihn, ein volles Drittel seines Stiftes gleich in förmlichem Vertrag abzutreten. Mit Mühe konnte der Bischof seine Heimat Kronach retten. Der Bischof von Würzburg mußte sich nicht minder zu einigen Abtretungen verstehen und besonders einen guten Teil der markgräflichen Schulden übernehmen. Daß Nürnberg sich durch eine Zahlung an die übrigen Fürsten sicherzustellen suchte, konnte auf Albrecht keinen Eindruck hervorbringen. Laut der ihm gewor-

denen Zusicherung forderte Albrecht, daß sich die Stadt entweder dem Unternehmen beigesellen oder ihm eine große Brandschatzung geben solle; er nötigte sie, ihm 200 000 Gulden zu zahlen.

„Wo er hinzieht,“ sagte Moritz einst zu Zasius, „da ist es, als ob ein Wetter daherginge.“ „Ja wohl,“ versetzte dieser, „Donner und Blitz und wildes Feuer könnten nicht erschrecklicher sein.“ Es schien nicht, als ob das dem Kurfürsten mißfiele: er lachte.

Und sehr entschlossen war Albrecht, was er dergestalt gewonnen, zu behaupten. Nur um diesen Preis wollte er sich der Passauer Pazifikation anschließen. Er forderte Bestätigung der von ihm mit den beiden Bischöfen und der Stadt aufgerichteten Verträge; mit den Eroberungen, die er gemacht, wollte er belehnt werden.

Wir sehen hier erst, was jene von Moritz bei den Verhandlungen vorgeschlagene Beschränkung der Ansprüche auf den damals eingetretenen Besitzstand zu bedeuten hatte. Wenn er diese Klausel endlich fallen ließ und den Vertrag ohne solche unterschrieb, so sah Markgraf Albrecht darin eine Treulosigkeit; er hielt sich für berechtigt, seinen Krieg allein fortzusetzen. Nachdem er noch einmal seine Leuchtkugeln über Sachsenhausen aufsteigen lassen, stürzte er sich auf die Bistümer am Rhein. Nur mit einer schweren Kontribution erkaufte der Bischof von Worms die Erlaubnis, auf seinen Sitz zurückzukehren. Der Erzbischof von Mainz versenkte sein schweres Geschütz,

um es dem Feinde zu entziehen, in den Rhein und verließ seine Hauptstadt; dafür gingen seine Paläste in Feuer auf. Da der Erzbischof von Trier die Zumutung ablehnte, dem Markgrafen die Rhein- und Moselpässe einzuräumen, vielmehr an den wichtigsten derselben seine Befestigungen instand setzte, so überstieg Albrecht den Hundsrück und erschien am 25. August vor Trier. Der Rat der Stadt kam ihm entgegen und überreichte ihm die Schlüssel seiner Stadttore, was er nie einem seiner Fürsten getan; dafür ward bei Todesstrafe verboten, die Bürger zu beschädigen. Dagegen wurden die Klöster und Stifte großenteils geplündert; man wunderte sich, daß die Leute das Blei der Dächer zurückließen. Es scheint nicht, als habe ihm dies viel Feinde gemacht. Mit der Wiederherstellung der geistlichen Macht war auch der Haß gegen sie erneuert worden. Wir finden wohl, daß jetzt wie vor 30 Jahren ein päpstlicher Nuntius auch unter sonst friedlichen Verhältnissen nicht zu Lande nach den Niederlanden zu reisen, ja selbst nicht am Ufer auszusteigen wagte, etwa um einen Fürsten zu begrüßen; seiner Begleitung auf dem Schiffe ward eingeschärft, das tiefste Geheimnis zu beobachten.

An der Spitze von 10 000 Mann und von einem Teile der Bevölkerung unterstützt, nahm der Markgraf eine sehr bedeutende Stellung ein.

Mußte der Kaiser, der jetzt auch des Weges daherzog, um zur Belagerung von Metz zu schreiten, nicht vor allen Dingen den Versuch machen, sich des Wider-

standes zu entledigen, den ihm ein deutsches Heer unter der Anführung eines deutschen Reichsfürsten zu leisten drohte?

Es kam ihm zustatten, daß Albrecht, der sich zu fühlen anfing, sich nicht lange mit den Franzosen verstand.

Albrecht versichert, man habe ihm früher versprochen, ihn zum Generalobersten aller Landsknechthaufen zu machen und ihm außer einer stattlichen Unterhaltung für die nächsten zwei Monate 200 000 Kronen zu zahlen, und habe ihm dann von alledem nichts gehalten. Aus dem Briefwechsel, in den er mit dem Konnetable trat, leuchtet der innere Widerspruch hervor, der darin liegt, daß Albrecht in Diensten von Frankreich stehen und doch die Würde eines Reichsfürsten behaupten wollte. Den Antrag, den man ihm zuletzt machte, daß er mit 100 000 Kronen zufrieden sein und dafür mit seinem Haufen auf vorgeschriebenem Wege nach den Niederlanden vorrücken und diese angreifen solle, fand er unannehmbar und wies ihn zurück.

Dagegen lud ihn nun der Kaiser nicht allein zu Diensten ein, bei denen er als Fürst bestehen, Ehre und Geld erwerben konnte, sondern Karl V. hatte ihm einen Preis zu bieten, dem von französischer Seite nichts gegenübergestellt werden konnte, die Anerkennung und Bestätigung jener mit den Bischöfen geschlossenen Verträge.

Schon öfter haben wir gesehen, wozu der Kaiser,

wenngleich nicht ohne tieferen Vorbehalt, doch für den Augenblick, in dringenden Umständen zu bringen war, was er alles einst den Protestanten bewilligte, um sie von Kleve zu trennen, wie er, im Begriff, zur Erhaltung der hierarchischen Ordnungen das Schwert zu ergreifen, dennoch dem Kurfürsten Moritz den Schutz über ein paar große Reichsstifte anvertraute; von allem aber, was er getan hat, wohl das Stärkste ist das Zugeständnis, das er jetzt dem Markgrafen machte. Die Verträge waren eben denen abgezwungen, welche man für seine Anhänger hielt, allein auf den Grund, daß sie sich seinen Feinden nicht zugesellen wollten; er hatte sie selbst für ungültig erklärt, und sie waren bereits von den früheren Verbündeten des Markgrafen aufgegeben worden; jetzt bestätigte er sie und setzte fest, daß sie „vollkommen, ganz und gar, ohne alle Ein- und Widerrede zu vollziehen seien".

Dem Markgrafen glückte es, noch einen französischen Prinzen, den Herzog von Aumale, der ihn feindselig beobachtete und ihm seine Hauptleute abtrünnig zu machen suchte, mit seiner Reiterei zur günstigen Stunde zu überraschen und sogar zum Gefangenen zu machen. Dann, im Glanze eines neuen Sieges, stellte er sich dem Kaiser dar, der ihn mit Freuden empfing und ihm selber die rote Feldbinde darreichte. Man wollte bemerken, daß der Markgraf den Kaiser dabei fest ins Auge gefaßt habe, ob er auch der neuen Freundschaft und Zusage trauen könne.

Was der Kaiser zunächst beabsichtigte, erreichte er

hiermit allerdings. Er konnte nun seine Belagerung fortsetzen, ohne Gefahr, darin gestört zu werden. Sie mißlang, wie wir wissen, hauptsächlich durch die Ungunst der Jahreszeit. Albrecht erwarb sich das Verdienst, den Rückzug zu decken.

Mit jenem Zugeständnis hatte nun aber Karl V. den Grund zu einer Bewegung gelegt, die sehr weitaussehend werden mußte.

Er hat immer gesagt, sein vornehmstes Motiv sei die Besorgnis gewesen, daß Markgraf Albrecht und Graf Volradt, mit Heinrich II. verbündet und beide an der Spitze zahlreicher Truppenscharen, Deutschland noch weiter in Unruhe setzen und das Verderben aller geistlichen Staaten herbeiführen würden. Und wer möchte nicht an die Wahrhaftigkeit dieses Beweggrundes glauben? Der Kaiser befand sich in der unbezweifelten Notwendigkeit, die mächtigen Kriegshäupter von den Franzosen zu trennen. Damals hat man allgemein gemeint, Karl habe in dem kriegsbereiten Markgrafen einen Bundesgenossen zur Ausführung seiner alten Absichten zu gewinnen gedacht; König Maximilian hat dem venezianischen Gesandten gesagt, Markgraf Albrecht sei gegen ihn und seinen Vater aufgestellt worden, um sie zu nötigen, sich in die Arme des Kaisers zu werfen.

Das ist eine nicht zu bezweifelnde Tatsache, daß der Kaiser seine Sukzessionsentwürfe nach wie vor im Auge behielt.

Neujahr 1553 ließ er dieselben bei dem Kurfürsten

von Brandenburg durch dessen Bruder, Markgraf Hans, noch einmal ausführlich in Anregung bringen. In der Instruktion hiezu werden die früher vorgekommenen Gründe wiederholt, besonders der vornehmste, daß dem römischen Könige nach des Kaisers Abgang zur Aufrechterhaltung des Reiches die Hilfe des spanischen Prinzen nicht allein förderlich, sondern unentbehrlich sei, dieser aber sich nicht dazu werde verpflichten wollen, wenn er nicht die Versicherung erhalte, zu seiner Zeit selbst zur römischen Krone zu gelangen. Der Antrag bezog sich diesmal nicht, wie früher, zugleich auf König Maximilian; er ging nur darauf, daß die Kurfürsten sich verschreiben sollten, sobald der römische König zum Kaiser gekrönt sei, den Prinzen ohne Verzug zum römischen Könige zu wählen; man möge ihm, dem Kaiser, in seinen alten Tagen diese Freude gönnen; der Prinz sei ein Erzherzog und Fürst des Reiches; wie er dazu erzogen worden, der Bürde der Regierung gewachsen zu sein, so habe er von dieser Fähigkeit schon jetzt in Spanien gute Proben gegeben; er werde bald wieder ins Reich kommen und soviel möglich seine Residenz daselbst nehmen, deutsche Fürsten und andere geborene Deutsche an seinen Hof ziehen, das Reich nur durch Deutsche verwalten lassen und gewiß auch die deutsche Sprache begreifen; jede billige Versicherung werde er ausstellen.

Wahrscheinlich hängt es hiermit zusammen, daß der Kaiser auch schon selbst daran dachte, den Deutschen etwas mehr Genugtuung zu geben und einen

Reichshofrat aus deutschen Mitgliedern aufzurichten. Zum Präsidenten desselben bestimmte er den Kardinal von Trient, wogegen der römische König meinte, der Kurfürst von Mainz würde den Deutschen lieber sein. Zu Beisitzern dachte der Kaiser die Grafen von Fürstenberg, Eberstein, Solms, die Freiherren Wolkenstein und Truchseß, den Doktor Gienger und einige andere zu berufen.

Auch die religiösen Antipathien schonte er jetzt. Wenn er z. B. in der früheren Instruktion seine Bekämpfung derjenigen erwähnt, die unter dem „anmutigen Schein der Religion“ das Reich unter sich zu teilen gedacht, so erwähnte er jetzt nur das letzte, die vorgehabte Teilung; den Schein der Religion ließ er weg.

Und nicht nur den Kurfürsten ließ der Kaiser seine Anträge wiederholen. Auch dem Herzog Christoph von Württemberg, der am französischen Hofe gut deutsch geworden war und die Einmischung der Franzosen in die deutschen Angelegenheiten fast am lautesten verdammte, eröffnete er durch seinen Marschall Böcklin am 26. Januar 1553, er wisse niemanden, der dem Reiche, damit es nicht ganz zerrissen werde, „fürständiger sein möchte“, als seinen Sohn.

Allein der Kaiser irrte, wenn man nach alledem, was man erlebt und was man hatte befürchten müssen, das Vertrauen der Fürsten wieder erwerben und ihnen ein Vorhaben, das ihre Besorgnisse eben am meisten erweckt hatte, annehmlich machen zu können glaubte.

Seine Eröffnungen bewirkten das Gegenteil von dem, was er wünschte. Schon am 5. Februar 1553 kamen Friedrich von der Pfalz, Albrecht von Bayern, Wilhelm von Jülich, von denen ich nicht weiß, ob ihnen ähnliche Mitteilungen gemacht worden, mit Herzog Christoph zu Wimpfen zusammen, um sich förmlich zu verabreden, wie dem Eindringen des spanischen Prinzen widerstanden und auch dem Bischof von Arras die Verwaltung der Reichsangelegenheiten, die er noch immer besorgte, entrissen werden könne. Es waren, wie wir sehen, abermals Fürsten beider Bekenntnisse. Auch davon handelten sie, auf welche Weise man dem Zwiespalt über die Religion abhelfen könne, ob nicht doch wirklich durch ein Nationalkonzilium, auch wider den Willen des Papstes. Sie bestärkten sich aufs neue in den Gesichtspunkten, die bei den Passauer Verhandlungen vorgewaltet.

Es leuchtet ein, wie viel ihnen dann daran liegen mußte, die Streitigkeiten zu verhüten, die bei der Rückkehr des Markgrafen, der nun seine von der höchsten Reichsgewalt bestätigten Forderungen noch viel trotziger geltend machte als früher, in Franken auszubrechen drohten.

Von dem Kaiser selbst dazu aufgefordert, nahmen die Fürsten diese Sache im Februar zu Wimpfen, im März zu Heidelberg in langen Tagsatzungen in die Hand.

Sie waren insoweit auf der Seite des Markgrafen, als sie die Bischöfe zu bewegen suchten, die stipulierte

Zession, wenn auch nicht durchaus, doch in der Hauptsache zu genehmigen.

Wäre es nur auf Würzburg angekommen, so würde man auch wohl dahin gelangt sein. Das Kapitel war nicht abgeneigt, sich zu fügen; die Untertanen fürchteten nichts mehr, als die Erneuerung des Krieges; der Bischof selbst besorgte die kaiserliche Ungnade.

Dagegen war der Bischof von Bamberg, Wigand von Redwitz, der die ihm entrissenen Ämter indes wiedereingenommen, nicht herbeizubringen. Die Nachgiebigkeit von Würzburg machte auf ihn keinen Eindruck, da es bei diesem mehr auf Geld ankomme; bei ihm aber handele es sich um Land und Leute und alle fürstlichen Regalien; — er wolle lieber tot sein, als diesen entsagen.

Vergebens schlug man dem Markgrafen ein rechtliches Verfahren vor. Er bestand darauf, daß seine Gegner auf jeden rechtlichen Behelf Verzicht geleistet.

Höchstens zu einer Geldentschädigung wollte sich der Bischof verstehen. Aber dem Markgrafen kam es schimpflich vor, eine Landschaft, die ihm erst von seinen Verbündeten und dann von dem Kaiser versichert worden, gegen eine Geldzahlung aufzugeben.

Nur den Vorschlag ließ er sich gefallen, daß Bamberg das Recht der Wiederablösung haben, aber fürs erste die Ämter ihm wieder überliefern solle. Da der Bischof von Bamberg diesen Vorschlag, wie sich denken läßt, zurückwies, so konnte auch Würzburg, durch

alte Erbverträge beider Stifte gefesselt, seine Zugeständnisse nicht vollziehen.

Und nun meinte wohl der Markgraf, die vermittelnden Fürsten würden auf seine Seite treten. Sie waren aber weit entfernt, die Sache der Gewalt, die doch nur dem Kaiser zum Vorteil ausschlagen konnte, zu der ihren zu machen. Auch zu Heidelberg unterhandelten sie zugleich über die allgemeinen Angelegenheiten, die Sukzession im Reiche, die Entfernung des spanischen Einflusses. Und da nicht abzusehen war, wohin ein Wiederausbruch der Unruhen führen könne, so vereinigten sie sich wenigstens untereinander und mit den Kurfürsten von Mainz und von Trier, ihre Neutralität gegen jeden, der sie angreifen werde, niemanden ausgenommen, gemeinschaftlich zu verteidigen.

Nicht ohne Zeichen des Unwillens ging Markgraf Albrecht von dannen; er war entschlossen, sich selbst zu helfen.

Im Monat April 1553 finden wir ihn bereits mitten in der wildesten Fehde.

Indem er würzburgisches Volk, das dem Bischof von Bamberg zuzog, bei Pommersfelden auseinandersprengte, ward er Herr im Stifte Bamberg; am 16. April fiel die Hauptstadt, gleich darauf auch die Altenburg in seine Hand; von dem ganzen Stifte hielt sich nichts, als Forchheim.

Hierauf wandte er sich gegen Nürnberg, das sich mit den beiden Nachbarn, deren Unglück es geteilt, auch zum Widerstand vereinigt hatte; einige hundert

schlesische Reiter, die auf weitem Umwege durch Böhmen und das Eichstättische der Stadt zu Hilfe heranzogen, jagte er erst auseinander und nahm sie dann großenteils in seine Dienste; darauf fand er auch hier keinen Widerstand; Laufen und Altstadt wurden gebrandschatzt und nachher doch noch in Brand gesteckt; fast alle Schlösser, kleinen Städte, Dörfer und Klöster des würzburgischen wie des nürnbergischen Gebietes gerieten im Laufe des Mai in seine Hand. Auch Schweinfurt, obgleich eine Reichsstadt, trug er kein Bedenken zu besetzen, als er fürchten mußte, daß es vielleicht sonst in die Hände neuer, von Niedersachsen her drohender Gegner geraten würde.

Wenn die oberdeutschen Fürsten sich neutral hielten, so gab es doch einige andere im Reiche, die nicht gemeint waren, ihn so ohne Widerstand um sich greifen zu lassen.

Der vornehmste war sein alter Kriegskamerad und Bundesgenoß Moritz.

In seinem Herzen überzeugt, daß der Kaiser ihm nie vergeben, vielmehr die erste Gelegenheit ergreifen werde, um ihn anzufallen und zu verderben, sah Moritz in der Verbindung desselben mit dem Markgrafen vom ersten Augenblick an Gefahr für sich selber. Ohnehin grollte Albrecht wegen des Passauer Vertrages, der mit jener ihm ursprünglich gegebenen Zusage in Widerspruch stand, und machte seinem Unwillen nicht selten in drohenden Reden Luft, die dann von dienstbeflissenen Leuten dem Kurfürsten hinterbracht wur-

den, so daß sich dieser ein ganzes Verzeichnis davon anlegte. Nicht, als hätte er jedem dieser Worte geglaubt; aber er fragte doch darüber einmal an, und gutes Blut machten sie nicht. Immer seinen Blick auf die kommenden Dinge gerichtet, meinte er in demselben Grade bedroht zu sein, in welchem der Markgraf mehr empor kam. Er entschloß sich, ihm beizeiten zu begegnen.

Moritz war kein Mann, dem es Skrupel gemacht hätte, eben die in Schutz zu nehmen, die einst im Einverständnis mit ihm angegriffen worden; er bot dem Könige Ferdinand, der mit dem Markgrafen bereits in offenen Hader geriet, einen Bund an, in welchen die fränkischen Bischöfe eingeschlossen sein sollten.

Und noch an einer anderen Stelle, in Niedersachsen, fanden sich Verbündete für diese Kombination.

Auch über die Irrungen der braunschweigischen Edelleute mit Herzog Heinrich dem Jüngeren hatte man in Passau Bestimmung getroffen, und zwar mehr zugunsten der ersten; eben darum aber hatte sie der Herzog nicht anerkannt: Zusammenkünfte, die man darüber hielt, hatten sich ohne Frucht zerschlagen; endlich war die Fehde wieder ausgebrochen, in der Graf Volradt sich der Edelleute annahm und den Herzog gewaltig bedrängte. Von den Verwandten desselben in Kalenberg und Lüneburg nicht gehindert, von der Stadt Braunschweig unterstützt, brachte er in kurzem den größten Teil der festen Häuser Heinrichs sowie die vielbestrittenen Klöster Riddagshausen und

Steterburg in seine Gewalt. Nur vergebens wendete sich der Herzog an den Kaiser, der damals vollauf beschäftigt war und aus Rücksicht auf Markgraf Albrecht sich mit dem niedersächsischen Kriegsvolk, das von diesem abzuhängen schien, nicht entzweien wollte. Eben dieses zweifelhafte Bezeigen des Kaisers aber verschaffte nun dem Herzog einen anderen Freund an Kurfürst Moritz. Geübt in Unterhandlungen dieser Art, wußte Moritz den Grafen Volradt auf seine Seite zu ziehen; das Kriegsvolk desselben blieb, wie jenes magdeburgische, eine Zeitlang ohne benannten Herrn; endlich, als es sich auflöste, ging es größtenteils in die Hände Heinrichs über. Hierdurch bekam dieser aufs neue das Übergewicht, nahm seine Plätze wieder und griff nun seinerseits alle seine Gegner an, die Edelleute, die Städte und seinen Vetter Kalenberg.

Leicht verständigten sich hierauf Moritz und Heinrich auch über die fränkischen Angelegenheiten. Schon im März hat Herzog Heinrich den Bischöfen seine Hilfe gegen einen Beitrag zu den Kriegskosten angeboten; ohne Zweifel war dies ein Grund, weshalb der Bischof von Bamberg sich jeder Konzession so entschieden widersetzte. Auch Moritz, der den Markgrafen mit einem beißenden Hunde verglich, gegen den sich jedermann wehren müsse, versprach, ihnen einige Reitergeschwader und 10 Fähnlein Fußvolk zuzuführen.

Man sprach damals viel von einem neuen Bunde zum Schutze des Landfriedens, über den im Mai auf einer Zusammenkunft zu Eger ein ausführlicher Ent=

wurf verfaßt worden ist. Er war wohl hauptsächlich darauf berechnet, unter diesem allgemeinen Titel noch andere Kräfte gegen den Markgrafen zu gewinnen. Der Kaiser wunderte sich, daß man die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, die er einem oberdeutschen Verein vorzubehalten wünschte, in diesen mehr niederdeutschen Bund aufnehmen wolle, dagegen Johann Friedrich von Sachsen, der dahin gehöre, davon ausschließe. Andere machten andere Einwendungen. Eigentlich waren nur der König, der Kurfürst, die beiden Bischöfe, Herzog Heinrich und etwa der Graf von Plauen einzutreten bereit, alles Gegner des Markgrafen; diese aber waren auch ohne Bund einverstanden und schon allein mächtig genug.

Ohne Zweifel hatte der Markgraf zu fürchten, in Franken in kurzem von allen Seiten, von Böhmen und Meißen, von dem anrückenden Kriegsvolk Heinrichs und neuen Streitkräften der Stadt Nürnberg angegriffen zu werden. Er faßte den seiner Natur sehr entsprechenden Entschluß, dies nicht zu erwarten, sondern vielmehr dem vornehmsten Feinde, der jetzt allein gerüstet war, dem Herzog von Braunschweig, selber zu Leibe zu gehen und sich nach Niedersachsen zu werfen.

Was ihn dazu vermochte, war die sichere Aussicht, dort Verbündete zu finden. Die Mutter Erich von Kalenbergs, geborene Markgräfin von Brandenburg, damals in zweiter Ehe mit dem Grafen Poppo von Henneberg vermählt und in Schleusingen wohnhaft,

selber von Herzog Heinrich in ihrem Wittum beeinträchtigt, vermittelte ein gutes Vernehmen zwischen Albrecht und ihrem Sohne.

Sich wohl vorsehend, das Gebiet des mächtigen Moritz nicht zu berühren, nahm Albrecht seinen Weg am Gebirge über Arnstadt, Mansfeld, Halberstadt; bei Braunschweig stießen 1000 Reiter Erichs zu ihm; in Hannover hatte er mit diesem selbst die erste Zusammenkunft. Sie verständigten sich vollkommen. Mit vereinten Kräften und mit Hilfe der Städte brachten sie ein Heer zusammen, mit dem sie unverzüglich, anstatt Herzog Heinrichs, Herren im Felde wurden und jedermann in Schrecken setzten. Die nötigen Geldmittel wußten sie sich auf ihre Weise zu verschaffen. Das Kapitel von Halberstadt hatte dem Markgrafen bei seinem Durchzug eine ansehnliche Summe zahlen müssen; in München erbeutete er 50 000 Taler Brandschatzungsgelder, welche für Herzog Heinrich aufgebracht waren.

Auch politisch und religiös nahm der stürmische Kriegsmann da noch einmal eine merkwürdige Stellung ein.

Während früher die Charaktere namhafter Deutschen sich eigentlich nur durch das Maß von Tatkraft und Energie, oder von Treue und Hingebung, das ihnen beiwohnte, unterschieden, wurden sie in unserer Epoche dadurch gebildet, daß ein jeder in religiöser Hinsicht eine Partei zu ergreifen, sich selbst zu be-

stimmen hatte. Ganz andere Elemente der geistlichen Welt, geschärft durch die Gegensätze, auf die sie stießen, drangen dadurch in das persönliche Leben ein. Und dazu kam dann für die Evangelischgläubigen, da der Kaiser ihren Tendenzen zuweilen versteckt, zuweilen ganz offen Widerstand leistete, jener Zwiespalt zwischen weltlichem Gehorsam und religiöser Überzeugung, dessen wir oben gedachten, in welchem die Geister, aufs neue zu eigener Entscheidung und Wahl aufgerufen, entwickelt oder zersetzt oder wenigstens geprüft wurden.

Von Albrecht sollte es zwar scheinen, als habe ihn die Religion nur wenig gekümmert. Wir finden ihn früh in der Gesellschaft martialischer Hauptleute, welche die ihnen entgegenwachsende kräftige Natur des jungen Fürsten an sich zogen. Wie hätte auch ein Nachkomme des Albrecht Achilles, von dessen weidlichen Taten man seine jugendliche Aufmerksamkeit oft unterhalten haben wird, der Sohn des tapferen Markgrafen Kasimir, sich entschließen können, an der kleinen Hofhaltung zu Neustadt an der Aisch sparsame Wirtschaft zu führen und die Schulden seiner Väter abzutragen! Sobald sein Alter es zuließ, finden wir ihn bei den Kriegszügen des Kaisers. Er ficht gegen die protestantischen Fürsten wie gegen die Franzosen. In einer Eingabe an den Kaiser soll er sich wieder als gut katholisch bezeichnet haben.

Wer aber glauben wollte, daß er sich hiebei beruhigt hätte, würde die Kraft verkennen, mit welcher die evangelische Lehre in diesen Zeiten die Gemüter er-

griff. Die Unterweisung eines guten Lehrers, die er in erster Jugend genoß, hatte ihren Samen tief in seine Seele gesenkt.

Sichtbare Wirkung brachte es zwar auf den Fürsten nicht hervor, daß ihn der Hofprediger Körber bei dem Beginn des schmalkaldischen Krieges vor allem Anteil daran warnte: denn derselbe werde wider die evangelische Lehre gemeint sein; aber es warf einen Stachel in sein Gemüt: „wider mein Gewissen,“ sagte er, „zog ich fort“. Als er gegen Magdeburg aufbrach, stellte ihm der Prediger Wolfgang Rupertus vor, daß ein Krieg dieser Art nicht ohne Nachteil des Leibes und der Seele geführt werden könne. Es ist eine wunderbare Mischung von Hohn und Glauben, wenn Albrecht ihm entgegnete: „Fahren wir zum Teufel, Pfaff, so sollst du mit uns fahren,“ und dann doch den Mann, der ihm ins Gewissen redete, wirklich als Feldprediger bei sich behielt. Einem anderen, der ihn an die jenseitigen Strafen erinnerte, soll er gesagt haben, er werde seine Seele auf die Zäune setzen, die Himmel und Hölle scheiden; wer dann von beiden der stärkere sei, der möge sie zu sich herüberziehen, Gott oder der Satan.

Die Verflechtung der Religion mit so vielen anderen Interessen des Besitzes und der Macht sieht er mit einer gewissen Ironie an und betrachtet auch die letzte als ein gültiges Motiv. Wenn er das Interim annimmt, so sucht er sich dadurch zugleich einen Vorteil über seine Vettern in Ansbach zu sichern; er hebt die

weltliche Absicht hervor, welche auch bei den dieser Verordnung Widerstrebenden obwalte. Auf den Reichstagen, die damals zugleich gesellschaftliche Reunionen der Fürsten waren, die da in Aufwand wetteiferten, liebte er es, das Leben zu genießen, an den Banketten und Ergötzlichkeiten teilzunehmen; er gab zuweilen selbst kostbare Gelage, bei denen wohl einmal Königin Maria, die Schwester des Kaisers, mit ihren Damen erschien —, zum Verdruß seiner Rentmeister, die nicht wenig erschraken, wenn sie wieder eine Rechnung für florentinische Goldarbeiten und Kleinode bezahlen sollten. Bei allem Anstoß, den seine religiöse und moralische Haltung erweckte, verschaffte er sich doch sonst durch sein ganzes Wesen Achtung und Aufmerksamkeit. Man bemerkte, daß er lieber höre als rede. Den, dem er sein Ohr lieh, faßte er zugleich scharf ins Auge, ohne jedoch Mißtrauen kundzugeben; er antwortete dann mit wenigen Worten, die durch den vollen Ausdruck der Wahrhaftigkeit unterstützt wurden: Mienen, Geberden und Worte, sagt ein Zeitgenoß, schienen nichts auszusprechen, als wovon sein Herz voll war.

Im Feldlager des Kaisers machte er einen sehr kriegsmännischen Eindruck. Eine gedrungene Gestalt, weder zu groß noch zu klein, von starkem Knochenbau, mit großen rollenden Augen.

Seine Truppen, mit denen er alles teilte, Hitze und Kälte, Hunger und Durst, hingen ihm dafür mit Hingebung an. Er sagte ihnen wohl: Keiner solle Mangel

bei ihm leiden, solange er noch ein Laib Brot im Zelte habe, auch nicht der Geringste, aber eben so wenig einer ein Haar breit von seinen Befehlen abweichen, auch nicht der Oberste. Über alles ging ihm die kriegsmännische Ehre. Die Hinrichtung Vogelsbergers konnte er dem Kaiser, der sie befohlen, und dem Lazarus Schwendi, der dazu geholfen, niemals vergeben. In Trier ist er in gutem Andenken geblieben; mit Vergnügen berichtet der gleichzeitige Chronist, wie er eines Tages die Ratsherren der Stadt, als er sie in Geschäften suchte, während sie beim Würfelspiel saßen, von der Straße her mit einem Schuß aus seiner Handbüchse, der durch das Fenster nach der Decke der Stube ging, an ihre Amtspflichten erinnerte. Auch noch eine andere Erzählung darf ich wohl aus dieser Chronik wiederholen, von einem Klostervorsteher, der bei der allgemeinen Verfolgung der Geistlichen doch Gnade bei ihm fand. Es war der Prior des Martinsklosters; er ging dem Eintretenden mit einem Becher des besten Weines entgegen. Der Markgraf kostete den Wein, ließ vier Ohm davon auf seinen Wagen laden und legte dann sein Siegel an die Klosterpforte, zum Zeichen, daß niemand dieses Kloster antasten dürfe.

Indem er dem Kaiser Dienste tat, wich er doch um kein Haar breit von der Linie ab, die sein reichsfürstliches Selbstgefühl ihm vorzeichnete. Karl V. hat ihm einmal, um ihn in einem Moment der Unzufriedenheit zu begütigen, eine Stelle an seinem Hofhalt anbieten

lassen. Er fragte: wie ihn denn der Kaiser zu etwas mehr machen wolle, als was er schon sei, nämlich Markgraf von Brandenburg?

Überhaupt standen seine Gedanken ihm hoch. Er hat einst der Thronerbin von England seine Hand angeboten. Wenn er ein andermal an eine Vermählung mit der Schwester des Königs von Polen dachte, so hatte er dabei jene große Kombination im Sinne, durch welche das gesamte Ordensland im Einverständnis mit Polen unter deutschen Einfluß, namentlich den Einfluß des Hauses Brandenburg, kommen sollte. Er dachte an die Nachwelt; man sollte es ihm nicht übelnehmen, wenn ihn ungünstige Darstellungen seiner Taten, wie bei Avila oder auch bei Sleidan, verstimmten.

Er hatte sich dem Kaiser in der Hoffnung angeschlossen, dadurch seine Gnade und Förderung zu erwerben, im Reiche mächtig zu werden; allmählich ward er inne, daß er nichts zu erwarten habe. Nicht ohne eine innere Gewaltsamkeit riß er sich von ihm los.

Eines Abends speiste er mit dem kaiserlichen Kommissar, Lazarus Schwendi, zusammen bei dem Herzog Ernst von Sachsen, dem Bruder Johann Friedrichs, auf dessen Feste Koburg. Er beklagte sich über den Kaiser, der sich um keinen anderen Menschen kümmere, auf kein Verdienst Rücksicht nehme und alle täusche. Der Herzog sagte, das sei wohl sein Ernst nicht. „Vetter,“ erwiderte der Markgraf, „wenn der Kaiser

Wort hielte, so würden wir nicht jetzt hier bei Euch zu Gaste sein: denn eben diese Euere Feste und das Land, das dazu gehört, hat er mir versprochen.“ Er rief den anwesenden Kommissar, der es wisse, zum Zeugen auf und trank ihm darauf ein großes Glas Wein zu.

Von einem anderen seiner Gelage mit den beiden albertinischen Brüdern Moritz und August wußte das Volk zu erzählen. Eine schöne Jungfrau hatte sich dabei eingestellt, in grünem Gewand, und neben Albrecht Platz genommen. Aber ihre Tatzen verrieten, daß sie aus der Hölle stamme. „Seht ihr nichts?“ sagte August; „hinweg mit dir!“ „Ihr habt mich gerufen,“ entgegnete sie und verschwand.

Auch an dem neuen Kurfürsten hielt Albrecht nicht lange fest. Seine Politik ist unschwer zu begreifen. Er wendete sich von dem Kaiser ab, weil er statt der erwarteten Gnadenbeweise eher Ungnade von ihm erwarten mußte. Durch seinen Bund mit Moritz glaubte er freie Hand gegen die Bischöfe zu gewinnen. Der Passauer Vertrag, der diese sicherte, als sie beide verloren waren, erschien ihm als ein Wortbruch des Kurfürsten.

Aber dies Übergehen von einer Allianz zur anderen, dieser Widerstreit von Armut und Aufwand, Dienstverhältnis und dynastischem Stolz, Recht und Gewalt, Abhängigkeit und hohen Entwürfen, worin Albrecht lebte, eine unzähmbare Kriegsbegier und jene Übertäubung der inneren Stimme, die er noch immer hörte,

gab seinem ganzen Wesen einen Beigeschmack von Wildheit, der sich dann fortan an seinen Namen geknüpft hat.

Furchtbar anzusehen, ritt er an der Spitze seines Haufens daher, im Panzerhemd, eine Büchse und ein paar Faustkolben an seiner Seite; Sommersprossen und ein roter Bart bedeckten sein männliches Angesicht; weithin wallte sein blondes Haupthaar; er nahm wohl selbst eine Fackel zur Hand, um das nächste Dorf seiner Feinde anzuzünden.

Das war nun einmal noch der barbarische Gebrauch dieser Zeiten.

Merkwürdig, bei alledem hing das gemeine Volk ihm an. Er war ein Charakter, dem man seine Fehler nachsieht, weil man sie von keiner Bosheit herleitet. In dem Hasse gegen die geistlichen Machthaber traf er mit den populären Leidenschaften zusammen. Er wußte das sehr wohl und trotzte darauf.

Jetzt war er wieder vollkommen Protestant. Seine Anwesenheit im Kalenbergischen bezeichnete er damit, daß er die Abschaffung des Interim vermittelte, die Befreiung der Prediger, die noch immer auf ihren Bergfesten im Gefängnis schmachteten, überhaupt die Durchführung des protestantischen Prinzips. Auch Erich trat, wie seine sorgsame Mutter berechnet hatte, unter dieser Einwirkung zu dem evangelischen Glauben zurück.

Auf Albrechts Seite stand noch einmal die Kombination, die Johann Friedrich 1547 stark gemacht, die

evangelischen Städte an der See und im inneren Lande, alle eifrig Evangelischen bis nach Böhmen.

Ferdinand hegte einen Augenblick die Furcht, bei der weitverbreiteten Bewegung, die sich abermals in dem gemeinen Volke kundtue, dürfte es dem Markgrafen nicht schwer sein, an der Spitze desselben einen allgemeinen Umsturz zu bewirken.

Und dabei behandelte ihn der Kaiser mit aller Rücksicht und Schonung. Er konnte sich nicht mehr weigern, Edikte gegen den Landfriedensbruch zu erlassen; sorgfältig jedoch vermied er — es erregte allgemeines Erstaunen —, den Markgrafen darin zu nennen.

Eben aber diese energische Haltung, die weitaussehenden Beziehungen des Nebenbuhlers wollte Moritz auf keine Weise sich entwickeln und befestigen lassen; gute Worte, die ihm derselbe gab, vermochten nichts über ihn. Öffentlich sprach auch er hauptsächlich von dem Bruche des Landfriedens, den er rächen, von der Ruhe, die er herstellen müsse; trat man aber darüber in Unterhandlung, wie Markgraf Hans es tat, so bemerkte man bald, daß für diesen Hader, der an die großen Gegensätze der europäischen Welt anknüpfte, kein friedlicher Ausdruck zu hoffen sei.

War Albrecht mit dem Kaiser, so war Moritz noch immer mit Frankreich verbündet.

Schon im Anfang des September des Jahres 1552, unmittelbar vor der Rückkehr des Landgrafen Philipp, noch im Einverständnis mit dessen Sohn Wilhelm,

welcher die Meinung hegte, ihre Sachen seien noch nicht ins Trockene gebracht, hatte sich Moritz aufs neue an Heinrich II. gewendet und diesem, wie er sich ausdrückt, „eine andere, gründlichere Verständnis“ angetragen. Bald darauf erschien ein französischer Abgeordneter, Cajus de Virail, hauptsächlich in der Absicht, die Hilfsleistungen, welche der Kaiser damals noch vor Metz erwartete, rückgängig zu machen. Moritz ergriff diese Gelegenheit, um jenen Antrag, jedoch für sich allein, nur noch förmlicher zu wiederholen. Er versprach nicht nur, soviel an ihm, seine Hilfe von Reichs wegen wider den König zu leisten, vielmehr dafür zu sorgen, daß diesem selbst so viel deutsches Kriegsvolk zuziehe, als er brauche; er wiederholte auch die in dem Vertrage von 1551 gemachte Zusage, daß der König den Titel eines Reichsvikar haben und bei der nächsten Wahl, wenn er es wünsche, selber zur Würde eines Hauptes im Reiche erhoben werden solle, wogegen er sich die Beschützung des Landes und seiner Leute und die Zahlung eines namhaften Jahrgeldes ausbedang. Und sehr geneigt erklärte er sich, hiebei persönlich mitzuwirken. Obgleich er den Bund, den er schließen will, als Defensivbund bezeichnet, so erbietet er sich doch, wenn dem König auf das nächste Frühjahr mit einem Heere von 4000 Mann zu Pferde und 12 000 zu Fuß gedient sei, dasselbe aufzubringen, wie sich das unter dem Vorwande, daß er von seinem Vetter Johann Friedrich Gefahr zu besorgen habe, ganz gut tun lassen werde, und zur bestimmten Zeit am Rhein

zu erscheinen. Der König, der sich indes in Metz auch ohne eine solche Hilfe behauptet hatte, ging auf diese Anerbietungen nicht so rasch ein, wie der Kurfürst wünschte.

Im Laufe des Winters schickte Moritz den Grafen Volradt von Mansfeld, der noch immer den Titel eines Dieners der französischen Krone führte, nach Frankreich, um die Sache aufs neue in Anregung zu bringen. Auch Volradt fand anfangs Schwierigkeiten, und es liefen Briefe ein, nach denen Moritz schon fürchtete, sein Antrag werde ausgeschlagen werden; es reuete ihn fast, schon so viel Geld auf die Vorbereitungen verwendet zu haben, als er getan. Indem aber wurden die Franzosen anderen Sinnes. Am 21. Mai 1553 leistete Graf Volradt dem König einen neuen Diensteid. Heinrich II. wünschte nichts mehr, als daß ihm jene Mannschaften zugeschickt würden, die Moritz versprochen; am 13. Juni ordnete er Bevollmächtigte nach Metz ab, die mit den Gesandten, welche Moritz dahin schicken werde, verhandeln sollten. Um die Sache zu beschleunigen, begab sich Graf Volradt, begleitet von einem französischen Edelmann, persönlich nach Deutschland zurück. Wir haben mehrere Briefe, in denen er gleichsam von Station zu Station der französischen Regierung von seiner Reise Nachricht gibt. Im Anfang des Juli erreichte er den Kurfürsten, als dieser eben im Begriff war, mit seinem Heere gegen Albrecht anzuziehen. „Ich finde ihn," schreibt er dem König am 4. Juli, „in allen Dingen, welche

die Ehre und den Vorteil der Krone Frankreichs betreffen, vollkommen wohlgesinnt und entschlossen, von diesem Kriege nicht abzustehen, ehe die Irrungen zwischen derselben und dem Reiche ausgemacht sein werden".

Der König hatte, wie einst Albrecht, so jetzt Moritz zu einem Angriff auf die Niederlande aufgefordert; ein märkischer Rittmeister, Thomas von Hodenberg, versichert, es sei wirklich die Absicht des Kurfürsten, dahin vorzudringen, und zwar von Niederdeutschland aus, sobald er nur mit Markgraf Albrecht fertig geworden; schon habe er Leute abgeschickt, um den Weg zu untersuchen, namentlich die Furten und Pässe zu bezeichnen, welche man im voraus einzunehmen habe.

Die Anhänger des Hauses Österreich hegten über seine Entwürfe die schlimmsten Vermutungen. Der alte Fugger hat dem Könige Ferdinand gesagt, die Absicht des Kurfürsten werde sein, ihn, den König, zu verdrängen und sich selber an dessen Stelle zu setzen.

Soviel ist richtig, daß, wenn man nach dem letzten Ziele der beiden Nebenbuhler fragte, niemand es hätte nennen können.

Man erstaunte, wenn man sah, daß der römische König den Kurfürsten mit Kriegsvolk unterstützte, während der Kaiser den Markgrafen ganz offenbar begünstigte.

Aber indem der Markgraf sich an den Kaiser hielt, nahm er zugleich die Evangelischen in Niederdeutsch-

land in Schutz und schien nach einer popular-protestantischen Macht zu trachten. Konnte das der Sinn des Kaisers sein?

Und indem der Kurfürst die Hilfe Ferdinands annahm, machte er zugleich dem Könige von Frankreich Hoffnung auf die deutsche Krone, wovon man in Österreich keine Ahnung hatte. Er, der soeben die Waffen für den Protestantismus getragen und durch einen glücklichen Schlag die Fesseln gesprengt, die man ihm angelegt hatte oder noch anlegen wollte, stand jetzt mit den fränkischen Bischöfen und mit jenem Heinrich von Braunschweig im Bunde, der von jeher als einer der größten Verfolger der Protestanten betrachtet worden war.

Den Vorteil hatte Moritz, daß er den Landfrieden und den bestehenden Besitz verteidigte, während Albrecht Ansprüche verfocht, die, im Augenblick der Not mit Gewalt erworben, vor keinem Gerichtshofe zu Recht bestehen konnten und durch die Einwilligung des Kaisers noch lange nicht gesetzlich begründet wurden.

Wenn Moritz siegte, so war das Ansehen des Kaisers vollends vernichtet und, sofern es zu dem besprochenen Unternehmen auf die Niederlande kam, die Grundlage seiner Macht höchlich gefährdet.

Schlug dagegen Albrecht den Gegner aus dem Felde, so hätte wohl ein allgemeiner Sturm auf die Bistümer beginnen können, ja der ganze, infolge der letzten Kriege gegründete Besitzstand wäre in Frage ge-

stellt worden: alle Feinde des Kurfürsten würden sich erhoben haben.

Unter diesen Aussichten rückten die beiden Kriegshäupter im Juli 1553 widereinander.

Moritz hatte seine meißnische und thüringische Ritterschaft zu Halle, Merseburg und Sangerhausen gemustert. In Sangerhausen sammelten sich alle seine Haufen zu Fuße und zu Pferde und nahmen ihren Weg nach dem Eichsfelde. In Gieboldehausen vereinigten sich die fränkischen, in Einbeck die braunschweigischen Scharen mit den seinigen. Das gesamte Heer mochte nun achttausend Mann zu Fuß und achthalbtausend Reisige zählen, eingeschlossen tausend böhmische Reiter, welche Heinrich von Plauen im Namen des römischen Königs herbeiführte.

Markgraf Albrecht lag vor dem festen Hause Petershagen und war eben bei Tische, als ein Edelknabe des Kurfürsten ihm dessen Verwahrungsschrift brachte. Albrecht fragte ihn, ob der Kurfürst wirklich Pfaffen und Husaren zu Haufen gebracht. „Ich sollte dir wohl mehr geben," sagte er dem Knaben, dem er vier Kronen schenkte; „aber ich brauche mein Geld jetzt selbst, und dich werden die Franzosen beschenken."

Indessen, daß er sich den Sieg versprochen hätte, dürfte man nicht glauben. Nur an Fußvolk sah er sich seinem Feinde gewachsen; an Reiterei, davon er nur 3000 Mann zählte, obwohl er vor kurzem von den Niederlanden her verstärkt worden, war ihm dieser bei weitem überlegen. Eben deshalb faßte er den Ge-

danken, seinem Gegner an günstiger Stelle vorbeizugehen und sich in seinem Rücken durch das Stift Magdeburg auf dessen Erblande zu stürzen.

Sehr wohl aber erkannte Moritz diese Gefahr; eine Furt in der Nähe von Sievershausen, welche Albrecht überschreiten mußte, um nach dem Magdeburgischen zu gelangen, nahm er glücklich noch vor ihm ein. „Er muß weichen," heißt es in einem seiner Briefe, „oder er muß schlagen." Moritz erfüllte sich mit der Schlachtbegier, die ihn immer bei der Annäherung eines Feindes ergriff. Man hat ihn mit dem Kriegsroß verglichen, das nicht mehr zurückzuhalten ist, wenn es das Wiehern der feindlichen Pferde gehört hat. Als der Gegner herankam — am 9. Juli —, vergaß er den Beschluß des Kriegsrates, denselben in der günstigen Stellung, die man genommen, zu erwarten, und stürzte sich ihm selber entgegen. Ohne Mühe warf er eine Abteilung der albrechtischen Fußvölker über den Haufen.

Daß nun aber hierdurch die kurfürstliche Schlachtordnung gestört ward, setzte den Markgrafen in den erwünschtesten Vorteil. Jetzt rückte er seinerseits vor, drang in die kurfürstlichen Reiter ein und warf sie, unterstützt von dem Westwinde, der den Feinden den Staub in die Augen trieb; er nahm wirklich mit seinem Vortrab, dem aber der Gewalthaufe auf der Stelle nachrückte, die Furt in Besitz, an der ihm alles zu liegen schien.

Hiewieder aber setzten sich nun der Kurfürst und

Herzog Heinrich in Person mit dem besten Volke unter den Hoffahnen von Braunschweig und Sachsen in Bewegung. An dem engen Orte kam es zu einem stürmischen Zusammentreffen, in welchem die Reiter ihre Büchsen und Pistolen mit vielem Erfolg gegeneinander brauchten. Mancher wußte nicht, ob er Feind oder Freund getroffen. Die Kurfürstlichen verloren ihre besten Leute, zwei Söhne des Herzogs von Braunschweig — Friedrich von Lüneburg, der die Fahne von Moritzens Leibwache trug, erhielt zwei tödliche Stiche von einem Landsknecht —, den letzten Grafen von Beichlingen, Johann Wallwitz, der einst Leipzig verteidigt, und viele andere; aber sie waren an Zahl überlegen: die rote Binde mit dem weißen Streifen, die der Kurfürst führte, behielt den Platz.

Damit war aber das Geschick noch nicht erfüllt. In dem wilden Getümmel des Reitergemenges — man wußte nicht, ob nicht gar aus einem Rohre seiner eigenen Leute — war Kurfürst Moritz von einer Kugel getroffen worden. In einem Zelte, das man ihm unweit an einem Zaune aufgeschlagen, vernahm er den Sieg der Seinen; dann brachte man ihm die erbeuteten Banner und Fähnlein, auch die Papiere des Markgrafen, die er eifrig durchsuchte; er hatte die Genugtuung, noch den Siegesbericht in seinem Namen abfassen zu lassen; allein die Wunde, die er empfangen, war gefährlicher, als er selber glauben mochte: schon am zweiten Tage nach der Schlacht brachte sie ihm den Tod. Man sagt, sein letztes Wort sei gewesen:

„Gott wird kommen," — ob zur Strafe, oder zur Belohnung, oder zur Lösung dieser wirren irdischen Händel, man hat ihn nicht weiter verstanden.

Eine Natur, deren Gleichen wir in Deutschland nicht finden, so bedächtig und geheimnisvoll, so unternehmend und tatkräftig, mit so vorschauendem Blick in die Zukunft und bei der Ausführung so vollkommen bei der Sache, dabei so ohne alle Anwandlung von Treue und persönlicher Rücksicht, ein Mensch von Fleisch und Blut, nicht durch Ideen, sondern durch sein Dasein als eingreifende Kraft bedeutend. Sein Tun und Lassen ist für das Schicksal des Protestantismus entscheidend gewesen. Sein Abfall von dem ergriffenen Systeme brachte dasselbe dem Ruine nahe; sein Abfall von dem Kaiser stellte die Freiheit wieder her. Wenn er jetzt wieder hauptsächlich mit katholischen Fürsten verbündet war, so würde das ohne Zweifel nicht sein letztes Wort gewesen sein: unberechenbare Möglichkeiten hatte dieser mächtige und geistreiche Mensch noch vor sich; — da, im Momente des Sieges, in voller Manneskraft kam er um.

Es war immer ein großer Erfolg des Sieges, daß die Macht des Markgrafen dadurch gebrochen war und alle Gedanken, die sich an dieselbe knüpften, in das Nichts zerrannen.

Eine noch viel größere Entscheidung, auch für den Moment, lag aber im Tode des Kurfürsten.

Was würde daraus geworden sein, wenn Moritz am Leben geblieben, wirklich nach den Niederlanden

vorgerückt wäre und sich dort mit den französischen Heeren, die sich zu entsprechender Zeit in Bereitschaft setzten, vereinigt hätte?

Nachdem sich der König von Frankreich der drei anderen Städte, die ihm zugesprochen waren, bemeistert hatte, dachte er jetzt auch die vierte, von der in seinem Bunde mit Moritz die Rede gewesen, Cambrai, zu erobern. Ende des August setzte sich seine Macht, ungefähr 40 000 Mann stark, dabei vier deutsche Regimenter unter dem Rheingrafen und Reiffenberg, ohne sich lange bei Bapaume und Peronne aufzuhalten, gerade gegen die Stadt in Bewegung und forderte sie auf, ihm als dem Beschützer der Freiheit, deren sie von dem Kaiser beraubt worden sei, ihre Tore zu öffnen. Wie sehr kam es da dem Kaiser zustatten, daß jener Angriff von Deutschland her, mit dem Moritz umgegangen, nun nicht wirklich eintrat! Er behielt seine Hände frei, wie er sich auch schon selber auf das beste gerüstet hatte. Die Franzosen wagten doch das Lager, das er bei Valenciennes aufsuchte und in welchem er selber erschien, nicht anzugreifen. Bald trat Regenwetter ein, und sie sahen sich genötigt, unverrichteter Dinge zurückzugehen.

Ihre Verbindung mit den deutschen Fürsten, die, von einem so mächtigen Oberhaupte wie Moritz festgehalten, noch sehr gefährliche Folgen hätte nach sich ziehen können, löste sich damit weiter auf.

Aber auch dem Kaiser konnte nun von dem ge-

schlagenen Albrecht keine besondere Hilfsleistung zuteil werden, wenn er ja überhaupt darauf gerechnet hat. Vielmehr hatte er durch sein Verhältnis zu demselben, die Duldung seines offenbaren Landfriedensbruches, die Wiederherstellung ungerechter und schon von ihm selber vernichteter Verträge seinem reichsoberhauptlichen Ansehen unendlich geschadet.

Um so mehr fühlte man das Bedürfnis, die noch obschwebenden Irrungen womöglich ohne seinen Einfluß zu beseitigen.

Viertes Kapitel.

Allmähliche Beruhigung der deutschen Territorien.

Gewiß, ein schweres Unternehmen, in Deutschland Frieden zu stiften, bei den starken Gegensätzen, die es teilten, den gegenseitigen Beleidigungen, die man rächen wollte, der Kriegsbegier der Truppen, die im Felde standen, und dem starren Sinne der Häupter.

Das erste Ereignis, wodurch die Dinge doch eine friedliche Wendung nahmen, lag in dem Regierungswechsel in Sachsen, dem Eintritt des Herzogs August, Bruders von Moritz.

August war wohl nie ganz einverstanden mit seinem Bruder. Gegen die Strenge wenigstens, mit welcher dieser auf die den Vettern nachteiligste Ausführung der Wittenberger Kapitulation drang, hat er sich einst ausdrücklich erklärt; man meinte, durch eine Reise, die er kurz vor dem Ausbruch der letzten Fehde nach Dänemark unternahm, habe er sein Mißvergnügen darüber kundgegeben. Sei dem, wie ihm wolle: als er jetzt zurückkam, fand er sein Land durch die Steuern, Hilfsleistungen und unaufhörlichen Kriegszüge so ganz erschöpft und seine Kasse mit so unerschwinglichen Lasten beladen, daß er, und zwar wie er selbst erzählt,

im ersten Augenblick, bei sich beschloß, Frieden zu machen.

Auch er hatte freilich weniger Haß auf sich gezogen und daher weniger zu fürchten als sein Bruder.

Unmittelbar nach der Sievershauser Schlacht sandte Johann Friedrich seinen ältesten Sohn nach Brüssel und ließ auf den Fall, daß der Kaiser nicht durch einen besonderen Traktat mit August daran gehindert werde, um die Rückgabe der Kurwürde und der verlorenen Lande bitten, wofür sein Haus dem kaiserlichen ohne Aufhören dankbar sein werde. Der Kaiser antwortete ihm, auch August sei in der Belehnung mit der Kurwürde begriffen, Johann Friedrich werde nichts von ihm verlangen, was gegen seine Ehre und Pflicht laufe.

Wie hätte auch der Kaiser wagen können, einen Fürsten, der ein so starkes Heer in den Händen und so ausgebreitete Verbindungen hatte, sich zum Feinde zu machen?

August war sehr bereit, seine Vettern mit größerer Nachgiebigkeit zu behandeln, wie denn darüber sogleich Unterhandlungen eröffnet wurden, die bald zu dem erwünschten Abkommen führten; die Kur, welche ihm schon übertragen war, hätte er sich nie wieder entreißen lassen.

Da ein Versuch hiezu nun aber nicht zu befürchten stand, so hatte auch der Krieg für ihn keinen Sinn mehr.

Die Verbindung seines Bruders mit Frankreich setzte er, soviel wir sehen können, nach dessen Tode keinen Augenblick fort.

Man stellte ihm vor, es dürfte ihm keinen guten Ruf machen, wenn er den Krieg mit Markgraf Albrecht, in welchem sein Bruder gefallen, so bald abbreche; von den Räten, die er fand, waren sowohl die, welche die französische, als die, welche die deutsch-österreichische Allianz wünschten, Heideck so gut wie Carlowitz, für eine Fortsetzung des Krieges; König Ferdinand drang darauf. Dagegen forderte die Landschaft, die an dem Kriege so wenig Gefallen gehabt wie August und von dem Markgrafen, der sich furchtbar zu machen gewußt, mit einem Einfall bedroht wurde, auf einer Versammlung zu Leipzig, im August 1553, dringend den Frieden. Von den alten Räten waren doch einige, wie Komerstadt und Fachs, auf ihrer Seite. Sie gaben August Rückhalt genug, um bei seinem ersten Entschluß zu verharren. Unter Vermittlung des Kurfürsten von Brandenburg und des Königs von Dänemark kam ein Vertrag zustande, zu Brandenburg, am 11. September, in welchem August Frieden mit Albrecht einging, mit dem Versprechen, die Truppen, die er abdanken werde, nicht den Feinden desselben zulaufen zu lassen, und unter einigen anderen, dem Markgrafen ganz günstigen Bedingungen, „als eine Vorbereitung“, wie es in dem Vertrage heißt, „des wieder aufzurichtenden allgemeinen Friedens“.

An die Vollziehung des egerschen Bündnisses, das eine feindselige Richtung gegen den Markgrafen gehabt, war nun vollends nicht zu denken. Eine Versammlung zu Zeitz, die dazu anberaumt war, kam, soviel ich finden kann, gar nicht zustande. Vielmehr, da auch Landgraf Philipp, der seinem Schwiegersohn Moritz allerdings eine kleine Hilfe gegen Albrecht geleistet, sich jetzt mit diesem aussöhnte, konnte man daran denken, die alte Erbverbrüderung der drei Häuser Brandenburg, Sachsen und Hessen, deren erste Gründung einst zur Beruhigung des nördlichen und östlichen Deutschlands schon so viel beigetragen und deren Auflösung den Unfrieden allgemein gemacht hatte, zu erneuern, und zwar jetzt in entschieden protestantischem und zugleich deutschem Sinne.

Dagegen faßte König Ferdinand, der in diesem Augenblick nach einigem Schwanken der Stände in den Heidelberger Bund aufgenommen ward, die Hoffnung, denselben zu einer Erklärung gegen den Markgrafen zu bewegen. Sollte aber dieser Bund, von dem einst Albrecht Hilfe gehofft, sich jetzt so eng an Österreich anschließen? Mächtige Mitglieder, wie die Kurfürsten von Mainz und Trier, fühlten die Wunden noch allzu wohl, welche ihnen durch den ersten Einfall des Markgrafen geschlagen worden, gegen den kein Mensch ihnen Hilfe geleistet; sie hatten bei dessen Rückzug ihre Neutralität versprechen müssen und waren gesonnen, dieselbe zu halten. Zuerst auf einer Versammlung der Räte zu Ladenburg, hierauf auf

einer Zusammenkunft der Fürsten zu Heilbronn — die Kurfürsten von der Pfalz und von Mainz, die Herzöge von Württemberg und Bayern waren persönlich, von Jülich und Trier nur die Räte erschienen — ward über eine neue Verbesserung und Erweiterung des Bundes geratschlagt. Allenfalls der Herzog von Bayern schien geneigt gewesen zu sein, sich dem Wunsche des römischen Königs zu fügen; von den übrigen aber wollte keiner daran; die Klausel, daß die Neutralität gegen beide Teile, die fränkischen Verbündeten und den Markgrafen beobachtet werden solle, ward zuletzt in aller Form erneuert.

Wie in dem nördlichen, so bildete sich hiedurch in dem östlichen Deutschland eine Vereinigung, deren Prinzip der Friede war.

Den Bemühungen des Hauses Brandenburg gelang es nicht, Albrecht, wie mit August, so auch mit seinen übrigen Feinden zu versöhnen; aber es war nun wenigstens dafür gesorgt, daß diese Fehde nicht weiter um sich greifen konnte: es waren ihr bestimmte Grenzen gezogen.

Innerhalb derselben ließ die Entscheidung nicht lange auf sich warten. Am 12. September kam es noch einmal zu einem Treffen zwischen Herzog Heinrich und dem Markgrafen in der Nähe von Braunschweig. Man erzählt, Albrecht habe bei seinem Angriff auf eine Meuterei gerechnet, die sich im Heere des Herzogs, dem es an Geld fehlte, entsponnen; noch zur rechten Zeit aber sei der nürnbergische Kriegszahlmeister ein=

getroffen, durch welchen Reiter und Knechte befriedigt und wieder freudig gemacht worden. Genug, der Markgraf fand seinen Feind nicht allein an Zahl überlegen, hauptsächlich mit Fußvolk und Geschütz auf das beste versehen, sondern auch dieser Truppen sicher, entschlossen und mutvoll. Bei Geitelde und Steterburg trafen sie aufeinander. Die Braunschweiger stiegen auf ihre Zinnen und Türme, um den Gang des Gefechts zu beobachten. Albrecht schlug mit gewohnter Tapferkeit; zweimal warf er den Anfall des Feindes zurück, und fast alle Fahnen desselben sanken; aber auch hier wie bei Sievershausen entschied die Überlegenheit der Zahl; dem dritten Anfall konnte er nicht widerstehen. Der Herzog behauptete die Wahlstatt und schoß Viktoria, daß in Braunschweig die Fenster erzitterten.

Dieses Ereignis ward aber für Niederdeutschland hauptsächlich dadurch entscheidend, daß Markgraf Albrecht, durch ungünstige Nachrichten von seinen Erblanden vermocht, den Beschluß faßte, dahin zurückzukehren.

Herzog Heinrich war und blieb zuletzt doch Herr und Meister im Felde.

Unverzüglich wandte er sich gegen Braunschweig; doch hätte es ihm wohl schwer werden sollen, mit seinem Geschütz, das er abermals auf einem nahen Berge aufpflanzte, die Stadt zur Überlieferung zu zwingen. Dagegen kam ihm seine Verbindung mit dem fränkischen Bunde, der sich seiner Kriegskräfte zu

bedienen wünschte, für einen friedlichen Austrag zu statten. Erasmus Ebner von Nürnberg leitete eine Unterhandlung ein, an welcher auch bald die umliegenden Städte, auch Goslar und Hildesheim, teilnahmen. Der Herzog selber war milder geworden, und da auch er seine Wiederherstellung, wenigstens guten Teils, protestantischer Hilfe, der des gefallenen Kurfürsten und der Stadt Nürnberg, verdankte, mußte er wohl von der Heftigkeit ablassen, mit der er sonst die Bekenner der neuen Lehre verfolgt hatte. Ohnehin waren die Braunschweiger nicht gemeint, sich seiner Gnade zu überlassen. Als der Entwurf des Vertrages, in einigen wesentlichen Punkten abgeändert, zu ihnen zurückkam, beschlossen sie, lieber mehr Volk zu werben und den Krieg aufs äußerste fortzusetzen. Hierauf fühlte sich Heinrich bewogen, den Vertrag anzunehmen, wie sie ihn vorgeschlagen.

So kam eine Streitsache zu Ende, welche alle norddeutschen Gebiete seit so vielen Jahren in Atem gehalten. Der Herzog hatte den Städten die Veränderung der Religion nicht nachsehen wollen, sondern vielmehr eben bei dieser Gelegenheit sie völlig in seine Hände zu bringen gedacht. Dadurch waren die Städte bewogen worden, auch ihm die Anerkennung seiner Oberherrlichkeit zu versagen; Wechsel der Übermacht und der Herrschaften waren hier zahlreicher eingetreten, als irgendwo sonst. Jetzt aber entschloß sich der Herzog, die veränderte Religionsübung und die alten verbrieften Gerechtsamen anzuerkennen, wofür

man auch ihm hinwieder seine Ehre gewährte. Die Abgeordneten der Bürgerschaft taten einen Fußfall; er sagte ihnen, er vergebe ihnen von Herzen und wolle fortan ihr gnädigster Herr sein und bleiben. Am 29. Oktober ward zu Braunschweig das „Herr Gott, dich loben wir“ unter Paukenschlag gesungen; in allen Kirchen dankte man Gott, daß er den „güldnen“ Frieden wieder schenke.

Schon früher war Herzog Erich durch Verwüstung seines Gebietes zu einem Abkommen genötigt worden; so vielfachem Vorgang mußten jetzt auch die Edelleute folgen. Heinrich wandte das Geld, das ihm sein alter Gegner, Landgraf Philipp, zum Abtrag zahlte, zu ihrer Befriedigung an.

Hier fürs erste gesichert, nahm Heinrich nun den Weg nach Franken, wohin ihn seine Bundesgenossen dringend einluden.

Er hätte unterwegs Gelegenheit nehmen können, sich an seinen alten Gegnern, dem Grafen Albrecht von Mansfeld und Johann Friedrich, zu rächen. Auch schien es wohl, als habe er dies im Sinn: er drohte alles zu verheeren, was dem Grafen gehöre, seinen besonderen Anteil an dem Hause Mansfeld auszubrennen: dem gewesenen Kurfürsten warf er neue Verbindungen mit Albrecht vor und forderte eine unerschwingliche Brandschatzung. Allein die Worte waren schlimmer als die Handlungen. Die Zeiten waren vorüber, wo Herzog Heinrich nur seinen Leidenschaften folgte; jetzt hörte er auf Entschuldigungen und Für-

bitten. Für diesmal blieben die albrechtischen Besitztümer unzerstört; mit Johann Friedrich ward ein „endlicher ewiger und gütlicher Hauptvertrag“ aufgerichtet, in welchem derselbe mit einer leidlichen Zahlung wegkam.

Dergestalt zog sich die ganze Entscheidung nach Franken, wo indes der Krieg zwischen Albrecht und den Verbündeten sehr ernstlich fortgegangen war.

Zuerst hatten die Völker der Bischöfe und der Stadt in Abwesenheit des Markgrafen die Übermacht im Felde erlangt und den Landen desselben vergolten, was er in den ihren getan. Als sie Neustadt an der Aisch eroberten, nahmen sie sich gar nicht einmal die Zeit, die dahin geflüchteten Güter unter sich zu verteilen, sondern sie brannten die Stadt mit denselben unverzüglich auf. Mit ferdinandeischem Kriegsvolk war ihnen Heinrich von Plauen vom Vogtland her zu Hilfe gekommen, hatte Hof eingenommen und sich im Namen des römischen Königs huldigen lassen.

Hierauf aber, unter dem doppelten Antrieb dieser Nachrichten und der in Niedersachsen erlittenen Niederlage, die ihm dort keine Hoffnung übrig ließ, war Albrecht zurückgekommen.

Wie erschraken die plauenschen Söldner, die, ihrer Eroberung sicher, sich vor den Toren von Hof gütlich taten, schmausten und zechten, als der Markgraf, den sie weit entfernt wähnten, plötzlich mit der niederdeutschen Reiterschar, die den eilenden Ritt mit ihm gemacht, erschien und sie auseinandersprengte. Seine

Wut gegen diesen Plauen, „einen Deutschböhmen, der sein von beiden Teilen zusammengeraubtes Fürstentum nur immer weiter ausbreiten wolle", kannte keine Grenzen; dagegen bewies er den Bürgern, die sich ziemlich gut verteidigt hatten, alle Anerkennung, die sie verdienten. Er hoffte es noch dahin zu bringen, daß er ihnen alle ihre Verluste erstatten könne. Er hatte noch Bayreuth, Kulmbach, die Plassenburg, wohin er jetzt das in Hof erbeutete plauensche Geschütz führen ließ, Schweinfurt und Hohenlandsberg. Bald erfuhren seine Feinde, daß er wieder da war; er entriß ihnen kleine Festungen, wie Lichtenfels; den ganzen Aischgrund hinauf trieb er Beute von ihnen zusammen.

Hätte nur ein anderer indes den Krieg in Niederdeutschland an seiner Stelle geführt!

Da das nicht der Fall war, so geschah, was er durch seinen Zug eben hatte verhindern wollen: der Fürst, der dort ihn geschlagen, erschien nun doch, und zwar mächtiger und angesehener als je, in Franken.

Bald mußte Albrecht fühlen, daß er der Verbindung so vieler Feinde nicht gewachsen war.

Im Felde erlitt er am 7. November bei Lichtenfels eine Niederlage; bei Kulmbach gelang es ihm, nur eben sich durch die Feinde durchzuschlagen. Hierauf flüchteten die Einwohner von Kulmbach ihre fahrende Habe auf die Plassenburg und steckten ihre Wohnungen in Brand. Wie Kulmbach, so fiel Bayreuth und von neuem auch Hof in die Hände der Feinde.

Und indem erschien das lange zurückgehaltene Urteil des Kammergerichts, durch welches Markgraf Albrecht wegen seiner landfriedensbrüchigen, eigengewaltigen Taten in die Acht erklärt, sein Leib, Hab und Gut jedermann preisgegeben ward.

Albrecht scherzte, als er davon vernahm: aber bisher waren diese Urteile noch immer vollstreckt worden, und daß auch ihm nicht wohl dabei ward, zeigte die grenzenlose Wut, in die er geriet. Er befiehlt den Hauptleuten seiner Truppen, sie sollen den Pfaffen, seinen Feinden, „zum glücklichen Neujahr ein zehen Orte anstecken oder zwanzig; sie sollen ein Feuer anzünden, daß die Kinder im Mutterleibe einen Fuß an sich ziehen oder auch beide". „Wenn man mich verdirbt", rief er aus, „wohlan, so will ich bewirken, daß auch andere Leute nichts haben".

Seine Stammesvettern und die Heidelberger Verbündeten suchten auch jetzt noch einen Austrag zustande zu bringen, und zweimal ward im Anfange des Jahres 1554 darüber Verhandlung gepflogen; aber die Gegner wollten dem gefährlichen Nachbar, den sie jetzt nach Wunsch eingetrieben, unter keiner anderen Bedingung einen Stillstand gewähren, als daß seine Ruhe von seinen Verwandten verbürgt werde und er selber die Waffen niederlege.

Dazu wollte er sich nimmermehr verstehen. Noch hielt er an allen seinen Ansprüchen, Brief und Siegel, die er habe, fest. Die Zumutung, den Kaiser dieser Verschreibungen zu entlassen, die ihm von dem Hof

zu Brüssel zugleich mit dem Versprechen, einen alten Rückstand zu zahlen, zukam, wies er mit Entrüstung ab; dem Bischof von Arras, welchem er Schuld gab, erst ihn in seiner Absicht gegen die Bischöfe bestärkt und dann diese zum Widerstande gegen ihn ermuntert zu haben, ließ er entbieten, er werde durch keines anderen als seine, des Markgrafen, Hand den Tod finden.

Ein Zustand, worin denn freilich nichts anderes als ein verzweifelter Entschluß zu erwarten war.

Wie in den beiden vorigen Jahren, so suchte der König von Frankreich auch zu dem neuen Feldzuge, welchen er 1554 zu unternehmen beabsichtigte, Hilfe aus dem inneren Deutschland. An wen hätte er sich, nachdem Moritz gefallen war, eher wenden können, als an den Markgrafen?

Einen nahen Anlaß bot das Geschäft der Ranzionierung des Herzogs von Aumale dar, der bisher noch immer gefangengehalten worden; — bald aber war man ohne Zweifel noch über andere Dinge einverstanden. Den Nachrichten zwar, welche König Ferdinand seinem Bruder mitteilte, als sei die Abrede, daß Albrecht dem Beispiel der Farnesen folgen und die französischen Fahnen in seinen Plätzen fliegen lassen, dafür aber mit französischem Gelde zur Fortsetzung seines Krieges unterstützt werden solle, dürfte man nicht unbedingten Glauben beimessen. Albrecht wenigstens hat erklärt, der Traktat, mit dem man sich trage, werde in Nürnberg oder von seinem Feinde

Arras geschmiedet worden sein. Aber wahr ist, und er selber gesteht es unumwunden, daß er die französischen Anträge nicht völlig von sich wies. Die Meinung, vom kaiserlichen Hofe mißhandelt, vom Reiche mit Vernichtung bedroht zu sein, und der trotzige Wunsch, die Waffen um jeden Preis in der Hand zu behalten, trieben ihn zu diesem verzweifelten Schritte. Doch könnte man nicht sagen, worauf die Verabredungen gegangen sind. Es scheint, als seien einige frühere Verbündete im Verständnis gewesen, wie Johann Albrecht von Mecklenburg, Erich von Kalenberg. Auch die alten Kriegsobersten suchte Heinrich II. zu gewinnen, deren Name bei jeder neuen Bewegung erscheint, Christoph von Oldenburg, Wrisberg, von dem wir einen Brief haben, worin er dem Kaiser gar nicht verhehlt, daß er mit fremden Fürsten in Unterhandlung stehe. Bis an die Grenzen von Polen und Pommern waren Musterplätze eingerichtet, wohin die Landsknechte bereits ihren Lauf zu nehmen begannen; überall sah man gardende Reiter; bald machte sich der Markgraf selbst wieder nach Niederdeutschland auf den Weg. Aus einer Instruktion für einen nach Deutschland bestimmten Abgeordneten sehen wir, daß sich der König sogar der Antipathien der deutschen Linie des Hauses Österreich gegen den Kaiser zu bedienen dachte.

Wie sehr aber waren die Verhältnisse in Deutschland seit jenem ersten Bunde verändert! Jetzt wandte sich der allgemeine Widerwille bereits gegen Heinrich II. selbst, der drei Städte des Reiches in Besitz behalten

hatte und unter der Hand immer weiter um sich greifen zu wollen schien. Die Leute, mit denen er in Verbindung trat, waren bereits geschlagen und auf das Äußerste gebracht; sie bedurften eher Hilfe, als daß sie dieselbe hätten leisten können.

Und schon war Herzog Heinrich allein ihren Werbungen zuvorgekommen. Georg von Holle und Willmar von Münchhausen brachten ihm hauptsächlich mit fränkischem Gelde zwei große Regimenter zu Fuß, Hilmar von Quernheim und Liborius von Münchhausen 1200 Pferde auf; einige Reitergeschwader schlossen sich ihm persönlich an; eine Anzahl Landsknechte hatte sich den Winter über im Verdenschen unterhalten. Mit dem Frühjahr suchte er alle diejenigen heim, die er für Anhänger des Markgrafen oder gar des Königs von Frankreich hielt, die Herzöge von Lauenburg und Lüneburg, welche der Verbindung mit Albrecht entsagen, Städte wie Hamburg und Lübeck, welche nicht unbedeutende Summen zum Abtrag aller Feindseligkeiten zahlen mußten, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, im Bunde mit dem Bruder desselben, Johann Ulrich, der sich Anteil an der Landesregierung erkämpfen wollte. Vergebens bot Johann Albrecht seine Ritterschaft auf: niemand wollte seine Pferde gegen einen Feind satteln, mit dem einer ihrer Landesfürsten verbündet war. Dabei behielt Herzog Heinrich Leute genug, um auch nach anderen Seiten hin Musterplätze zu zerstören, z. B.

einen in Tangermünde, albrechtische Reiter nirgends aufkommen zu lassen.

Merkwürdiger Anblick, wie der alte Parteigänger sich jetzt als Exekutor der Reichsordnungen aufgestellt hat, von Ort zu Ort zieht und alles erdrückt, was sich empören will!

Und nun endlich sprach auch der Kaiser sich aus. Er hatte doch noch gewartet, bis Albrecht ihm seine Dienste förmlich aufkündigte. Hierauf erst (18. Mai) erließ er die Mandate zur Exekution der über ihn gesprochenen Acht.

Das Schicksal Albrechts neigte sich zu seiner Katastrophe. In Niederdeutschland etwas auszurichten, durfte er jetzt nicht mehr hoffen. Die Absicht ging ihm durch den Kopf, mit den ausgewanderten Protestanten, die bei ihm waren, sich nach Böhmen oder Schlesien zu werfen; aber auch da war man vorbereitet, ihn zu empfangen. Es blieb ihm nichts übrig, als sich nach Franken zurückzuwenden; mit ein paar hundert Reitern, die sich ihm in Ilmenau zugesellt, gelangte er im Anfang des Juni nach Schweinfurt.

Bereits seit ein paar Monaten ward diese Stadt auf das ernstlichste von bischöflichem und nürnbergischem Volk belagert. Noch wehrten sich die Truppen Albrechts standhaft; auch die Einwohner nahmen mit Eifer an der Verteidigung teil, besonders nachdem sie den ersten Schrecken überwunden, in den sie durch die in die Stadt geschleuderten Feuerkugeln versetzt wor-

den. Schon war aber der größte Teil der Wehren auf den Türmen zerschossen, und nur mit großer Behutsamkeit konnte das Geschütz noch bedient werden; die Lebensmittel fingen an zu mangeln, Krankheiten rissen ein, und nicht immer wollte das Kriegsvolk ohne Besoldung dienen. Der Markgraf sah wohl, daß auch hier seines Bleibens nicht sei.

Er hoffte noch, sei es, daß er Grund dazu hatte oder sich einer Täuschung hingab, in Rothenburg Zuzug erwarten zu können. Daher brach er in der Nacht zum 13. Juni mit allen den Seinen von Schweinfurt auf. Aber die Feinde waren ihm, und zwar, was er nicht gemeint, auch an Reiterei, viel zu überlegen, als daß sie ihn dahin hätten entkommen lassen. Schon auf der sandigen Heide zwischen Volkach und Kitzingen holten sie ihn ein. Sie hatten 1500 Hakenschützen bei sich, die man die freien Schützen nannte, und die nun hier die besten Dienste leisteten. Auf der Stelle waren die Landsknechte Albrechts auseinandergesprengt, und seine Reiter warfen sich in die Flucht; sein Geschütz, sein Silber, seine Briefschaften und Kleider fielen dem Feinde in die Hände. Mit Mühe rettete er sich über den Main. Indessen ward Schweinfurt, obgleich von den Truppen verlassen, von den Feinden ohne Erbarmen in Brand gesteckt.

Acht Tage später mußte auch die letzte kulmbachische Feste, das alte Schatz- oder Archivhaus, die Plassenburg, sich ergeben. Für die Verbündeten, deren Altvorderen wie sie selber seit Jahrhunderten von dieser

Burg her befehdet und bedrängt worden, ein erwünschter Anblick, als die Flammen über die Zinnen aufstiegen.

Denn ganz im eigentlichsten Sinn mit Feuer und Schwert führte man in diesen Zeiten den Krieg.

Markgraf Albrecht erschien, doch nicht mehr als ein Kriegsanführer, sondern nur als ein Verbannter und Hilfesuchender, in Frankreich. Wenigstens nahe gekommen sind ihm noch später sehr weitaussehende Entwürfe; doch ist er niemals wieder im Felde erschienen. Vielmehr erhoben sich ihm allmählich die religiösen Gedanken, mit denen seine Jugend genährt worden, in aller ihrer ursprünglichen Stärke. Er sah sein Unglück als eine Strafe Gottes an, dessen Wort er einst verfolgt hatte; er rechnete nach, wie viele von denen, die den Zug nach Magdeburg mitgemacht, vor der Zeit umgekommen seien. Das schöne Kirchenlied, durch das er bei den evangelischen Gemeinden in gutem Andenken geblieben ist, zeigt ein nach herber Prüfung wieder gefaßtes, den göttlichen Ratschlüssen in Leben und Tod vertrauendes Gemüt.

Indessen hatte in Deutschland der fränkische Bund die Oberhand. Er nahm kraft kaiserlichen Indultes die Landschaft des Markgrafen in vorläufige Verwaltung; — auch ließ er sich nicht abhalten, bei einigen Ständen, welche ihm anfangs beigetreten, später aber sich wieder abgesondert, wie der Stadt Rothenburg und dem Deutschmeister, sein Recht mit Gewalt zu suchen. Schon fürchtete Christoph von Württemberg, gegen

welchen Herzog Heinrich alte Ansprüche erhob, überzogen zu werden; er ordnete bereits sein Kriegsvolk in verschiedenen Aufgeboten; aber das Kammergericht und der Heidelberger Bund nahmen sich nachdrücklich seiner an. Vier Monate lang hielt der Bund Kriegsvolk im Felde, bis jede Gefahr eines Angriffes vorübergegangen.

Herzog Heinrich begnügte sich, die ihm näher gesessenen alten Gegner heimzusuchen, den Grafen von Henneberg, Wolfgang von Anhalt, Albrecht von Mansfeld, mit dem er jetzt mehr Ernst machte, und dessen Städte.

Und so viel wenigstens ward hiedurch erreicht, daß nun auch die fränkisch-niedersächsischen Länder, wo kein Vertragen möglich gewesen, infolge der Entscheidung der Waffen beruhigt wurden.

Überhaupt neigte sich alles zum Frieden. Die territorialen Streitigkeiten in Deutschland, die bisher mit den großen religiösen Fragen oder den politischen Gegensätzen von Europa in Beziehung gekommen, wurden jetzt von denselben abgelöst und unter dem Einfluß der letzten Ereignisse, die keine große Veränderung weiter erwarten ließen, meistenteils zu Ende gebracht.

König Ferdinand hätte nicht in den Heidelberger Bund aufgenommen werden können, hätte er nicht zu einem Austrag seiner Streitigkeiten mit Württemberg, auf das er seine alten Ansprüche selbst im Gegensatz mit dem Kaiser bisher festgehalten, endlich die

Hand geboten. Auf dem großen Landtage von 1554, von welchem überhaupt der Geldhaushalt von Württemberg einigermaßen geregelt ward, dachte man auf die Mittel, die zur Ausgleichung mit Ferdinand nötigen Zahlungen zu leisten.

Herzog Albrecht von Bayern, der in dieser Sache mit großem Eifer vermittelte, setzte die Politik seines Vaters weder gegen König Ferdinand, mit dessen Tochter er vermählt war, noch gegen die Pfalz fort. Wir finden nicht, daß er der pfälzischen Linie die Kur bestritten habe.

Den katzenelnbogenschen Streit, der in allen verschiedenen Lagen der öffentlichen Angelegenheiten aufgetaucht, übernahmen jetzt, da es dem Kaiser mißlungen war, einige Mitglieder des heidelbergischen Bundes, die Kurfürsten von Trier und Pfalz, die Herzöge von Jülich und von Württemberg, auszutragen. Am 25. Oktober hielten sie die erste Sitzung darüber zu Frankfurt. Nach einiger Zeit brachten sie einen Entwurf zustande, der wirklich die Grundlage des Vertrages geworden ist, welcher einige Jahre später diese Sache geschlichtet hat.

Noch bei weitem tiefer hatten die Irrungen der beiden sächsischen Linien in die allgemeinen Angelegenheiten eingegriffen. Der unwiderruflichen Entscheidung, welche die Waffen darin gegeben, trat im Februar 1554 ein Abkommen zur Seite, das den Frieden zwischen ihnen wiederherstellte. August gab der Wittenberger Kapitulation eine seinen Vettern bei

weitem günstigere Auslegung, als sein Bruder getan. Jetzt erst empfingen sie Altenburg, Eisenberg, Herbsleben, Altstädt, das Recht der Einlösung von Königsberg und mehrere andere Zugeständnisse, die ihnen nach den harten Verlusten, die sie erlitten, doch wieder einigermaßen die Möglichkeit verschafften, als deutsche Fürsten fortzudauern.

Absichten, wie sie Johann Friedrich auf Magdeburg gehegt, waren durch den Lauf der Dinge beseitigt. Der jüngste Sohn des Kurfürsten Joachim, Sigmund, noch von seinem Lehrer geleitet, trat als Erzbischof ein. Die Oberherrlichkeit über die Stadt teilten Joachim und August mit ihm. Im Jahre 1555 kam ein ausführlicher Vertrag, genannt das Tripartit, hierüber zustande.

Unter dem Schrecken der Anwesenheit der braunschweigisch-fränkischen Truppen in Boizenburg entschloß sich Johann Albrecht von Mecklenburg zu der lange verweigerten Teilung des Landes mit seinem Bruder Ulrich. Die Zwistigkeiten zwischen Lauenburg und Ratzeburg wurden dadurch beseitigt, daß der bisherige Bischof austrat und ein mecklenburgischer Prinz ihm nachfolgte. Auch hier wirkte Herzog Heinrich mit; indes ließ man ihn auch hier nicht allzu weit um sich greifen. Die starke Haltung, welche Holstein annahm, hinderte ihn, dahin vorzudringen. Der Kaiser selbst, der jetzt zwar wieder mit Heinrich in Verbindung getreten war, aber auch mit Holstein gut stand, hätte es nicht gewünscht.

Durch den Gang, den diese Ereignisse genommen,

geschah nun notwendig, daß die Franzosen in dem Feldzuge von 1554, wiewohl sie deutsche Truppen genug an sich zogen, doch keine Hilfe von dem inneren Deutschland her empfingen.

Im Juni brach der König mit drei großen Heerhaufen in die Niederlande ein, die sich außer mehreren anderen der festen Plätze Marienburg, Boudignes und Dinant bemächtigten. Dinant gehörte zu dem Bistum Lüttich, das der König ungefähr aus demselben Gesichtspunkte ansah wie Metz und Cambrai, und dem er es nicht vergeben konnte, daß es mit dem Kaiser in so enge Verbindung getreten. Indessen sammelte der Kaiser, den die Nachrichten von den Niederlagen des Markgrafen von anderweiten Sorgen befreiten, alle seine Macht zu Namur. Er wollte jedoch sein Glück nicht nochmals auf einen Schlachttag wagen und ließ geschehen, daß die Franzosen vor seinen Augen über die Sambre gingen und sich nach dem Hennegau zogen; sie bezeichneten ihren Weg mit Verwüstungen eben der blühendsten Orte, der Paläste zu Binche, der Gärten zu Marimont, welche sich Königin Maria mit großen Kosten eingerichtet hatte, — angeblich, um ähnliche Verwüstungen, die in Frankreich geschehen waren, zu rächen; — dann aber ging das kaiserliche Heer, bei dem wir Graf Günther von Schwarzburg an der Spitze einer schwarzen Reiterschar finden, die sich nicht wenig hervortat, den Franzosen nach, drängte sie nach Artois, entsetzte Renty und drang zuletzt selbst in die Pikardie ein.

Während dessen hatten sich die Kreise, an welche die Exekutionsmandate des Kaisers gerichtet gewesen, zu Worms versammelt, um jeder Einwirkung, welche Frankreich vermöge seiner alten Verbindungen auf Deutschland ausüben könne, zu widerstehen. Sie vereinigten sich, daß dem Angegriffenen oder auch nur Gefährdeten von allen anderen unverzügliche Hilfe bis auf den Betrag eines doppelten Römermonats geleistet werden sollte.

Das war jedoch nicht mehr zu befürchten. Kriegsbandenführer konnten sich vielleicht für Frankreich erheben; dagegen war eine nachhaltige Verbindung eines mächtigen Fürsten mit diesem Lande jetzt nicht mehr zu besorgen.

Nach alle dem, was geschehen und worüber man sich vereinigt, hatte keiner mehr weder die alten Antriebe, einen Bund dieser Art einzugehen, noch auch Aussicht, dadurch etwas zu erreichen.

Da aber der Kaiser hiezu nur wenig beigetragen und auch er seinerseits des Reiches nicht mehr mächtig war, so geschah, daß das Schwanken der allgemeinen Verhältnisse Deutschland überhaupt nicht mehr so unmittelbar berührte und ergreifen konnte wie bisher. Es blieb mehr sich selber überlassen.

Und hiedurch waren die Dinge so weit gereift, daß man daran denken durfte, endlich auch die große Frage, von der die allgemeine Unruhe hauptsächlich ihren Ursprung genommen, die religiöse, zur Entscheidung zu bringen.

Fünftes Kapitel.

Reichstag zu Augsburg 1555.

Im Sturme des Krieges war die Überzeugung von der Notwendigkeit einer religiösen Aussöhnung entsprungen; schon der Passauer Vertrag war die Frucht desselben; durch die beiden seitdem entstandenen Bündnisse, das heidelbergische und das fränkisch-braunschweigische, in welchen Stände des einen und des anderen Bekenntnisses einander zu Hilfe gekommen, hatte sie weiteren Grund und Boden gewonnen; wie ganz anders als einst, da das Nürnberger und das schmalkaldische Bündnis die exklusiv konfessionellen Gegensätze repräsentierten und gegeneinander in die Waffen zu bringen drohten! Allein mit alledem war doch noch nichts ausgemacht, noch befestigt; nach mehr als zwei Jahren war es noch nicht zu dem Reichstage gekommen, dem der Passauer Vertrag die wichtigsten Festsetzungen vorbehalten hatte: vielen däuchte es schon wieder gefährlich, daß ein so eifrig katholischer Fürst, wie Herzog Heinrich, zuletzt das Schwert in der Hand hielt und sich an allen seinen alten Feinden rächen durfte.

Als endlich König Ferdinand, dem der Kaiser volle Gewalt erteilt hatte, „abzuhandeln und zu beschließen,

absolute, ohne alles Hintersichbringen", den versprochenen Reichstag eröffnete, zu Augsburg den 5. Februar 1555, schien ihm an dem Religionsfrieden wenig zu liegen; bei weitem größeren Nachdruck legte er in seiner Proposition auf die Erneuerung des Landfriedens und eine durchgreifende Exekutionsordnung. Einrichtungen zur Sicherstellung des Besitzstandes gegen Unternehmungen, wie die letzten, wurden, wie von ihm, so von der Majorität der Fürsten, besonders den geistlichen, gefordert. Was der fränkische Bund vollbracht, die Stellung und Verfahrungsweise Herzog Heinrichs, hatte deren ganzen Beifall.

Auf einem Kreistage zu Frankfurt gegen Ende 1554 war ein Entwurf in diesem Sinne vorgelegt worden, der die Macht in wenigen Händen vereinigt hätte, nach der Wahl der ständischen Mehrheit in den Kreisen; die geistlichen Fürsten, welche zahlreich erschienen waren, wünschten, daß vor allem anderen dieser Entwurf auf dem Reichstag vorgenommen und durchgeführt würde.

Unmöglich aber durften die Protestanten dies geschehen lassen, oder auch nur überhaupt die Einrichtung einer starken exekutiven Gewalt zugeben, ohne vorher über die wichtigste gesetzliche Frage, den religiösen Frieden, beruhigt zu sein. Unter den Umständen jener Zeit mochten die Gegner, da das Gedächtnis an die letzten Ereignisse noch frisch war, wohl nicht daran denken, die Protestanten zu bekriegen; aber wie leicht konnten die Dinge sich ändern: eine starke

Reichsgewalt in katholischen Händen, gegen die sie nicht rechtsbeständig gesichert waren, konnte ihnen einmal so gefährlich werden, wie es der Kaiser geworden war.

Es sieht wie eine nichtsbedeutende Formfrage aus, wenn man vorläufige Beratungen darüber eröffnete, welcher Gegenstand zuerst vorgenommen werden solle, der Religionsfriede oder der Landfriede; aber es ist eine Differenz, welche die Summe der Dinge berührt. Die Protestanten fürchteten, wenn über den Landfrieden beschlossen sei, werde man ihnen den Religionsfrieden erschweren, vielleicht, ehe derselbe bewilligt worden, den Reichstag abbrechen.

In dem Kurfürstenrate wurde auch diese Angelegenheit, wie jetzt alle anderen, zuerst vorgenommen, lange jedoch ohne Erfolg; fünfmal ward Umfrage gehalten, ohne daß man zu einer Mehrheit hätte gelangen können; schon geschah der Vorschlag, daß man die verschiedenen Meinungen dem Fürstenrate referieren solle.

Die weltlichen Stimmen, welche auf die Priorität des Religionsfriedens drangen, hatten jedoch den Vorteil, daß ihre Forderung den vorhergegangenen Beschlüssen besser entsprach. In dem Passauer Vertrage hieß es, daß der Reichstag die Religionssache bald anfangs vornehmen solle; sie erinnerten ihre geistlichen Kollegen, daß auch sie jenes Abkommen „bei ihren fürstlichen Ehren, in guter rechter Treue und bei dem Worte der Wahrheit bekräftigt“: würde man

von demselben auch nur in einem Punkte abweichen, so würde alles, was darin bestimmt sei, zweifelhaft oder ungültig werden. Dazu kam, daß das Kollegium, wenn es sich entzweite, an seiner Autorität verlor, was den geistlichen Mitgliedern so wenig erwünscht war, wie den weltlichen.

Kurfürst Johann von Trier, ein geborener Isenburg, der auch sonst als ein gemäßigter und vaterländisch gesinnter Mann erscheint, wie wir denn wohl anführen dürfen, daß ihn Sebastian Münster wegen der Förderung rühmt, die er ihm vor den meisten anderen Fürsten zu seiner Kosmographie getan, erwarb sich das Verdienst, endlich, bei der sechsten Umfrage, auf die Seite der weltlichen Stimmen zu treten. Dadurch war die Mehrheit entschieden; doch hatte es auch dabei nicht sein Verbleiben: Köln und Mainz folgten dem Beispiele Triers nach. Ganz einhellig und in solchen Ausdrücken, in welchen alle Andeutung einer ursprünglichen Verschiedenheit der Ansichten vermieden war, faßten die Kurfürsten den Beschluß, daß am Reichstage zuerst über den beharrlichen Religionsfrieden beratschlagt werden solle. In dem Fürstenrate fehlte es nicht an Einwendungen dagegen. Besonders machte man geltend, daß der Profanfriede zunächst bedroht sei und daher die nächste Fürsorge erfordere; kaiserliche Schreiben und neue Zeitungen wurden eingebracht, nach denen ein unmittelbarer Friedensbruch bevorstehen sollte. Auch meinten wohl einige, sei erst der Religionsfriede beschlossen, so werde

man auf die Einrichtungen des Landfriedens nicht mehr Bedacht nehmen.

Und wenigstens diese letzte Besorgnis brachte auf die geistlichen Kurfürsten einen gewissen Eindruck hervor; aber die weltlichen gaben ihnen ihr Wort, daß nach der Festsetzung des Religionsfriedens die Beratung über den Profanfrieden unfehlbar folgen solle. Aller Widerrede zum Trotz mußten am Ende auch die Fürsten sich fügen.

Es hat acht Tage lebhaften Kampfes gekostet, ehe man so weit kam; der Ausfall desselben aber gab nun auch für die Hauptsache, zu der man nunmehr schritt, eine größere Sicherheit.

Beratungen über den Religionsfrieden.

Von allen Forderungen, welche die Protestanten jemals aufgestellt, war die wichtigste, daß ihnen ein nicht mehr durch die Aussicht auf eine konziliare Beschlußnahme beschränkter, sondern ein unbedingter immerwährender Friede bewilligt würde.

Nicht als hätten sie mißkannt, wie wünschenswert für die deutsche Nation eine religiöse Wiedervereinigung wäre; aber sie wollten dieselbe nicht mehr von einem Konzilium erwarten, schon in bezug auf den Glauben nicht, für den sie eine festere Grundlage gewonnen, als die in der leicht von zufälligen Einflüssen zu bestimmenden Entscheidung hoher Prälaten lag, ebensowenig aber für die äußeren Verhältnisse der

Kirche, wo die Abweichungen, die sie getroffen, das ganze Wesen ihres Staates bedingten.

Von allgemeinem Standpunkt angesehen, war die Frage die: ob es in der abendlichen Christenheit noch ein als unfehlbar betrachtetes höchstes Tribunal geben sollte, dessen Entscheidungen für jedermann verpflichtend seien und mit Gewalt durchgeführt werden müßten. Nicht allein die Allgemeingültigkeit dogmatischer Festsetzungen hing davon ab, sondern auch, und darin liegt noch mehr ihre welthistorische Bedeutung, alle freie Staatenbildung, zunächst das Bestehen der bereits in der germanischen Welt begonnenen minder kirchlichen Gründungen.

Gewährte das Reich einen von keiner konziliaren Entscheidung bedingten Frieden, ward dieser zu einem Reichsgesetz erhoben, so bedurfte es keiner weiteren Konzession der bisherigen obersten Kirchengewalt, die sich auf ihre Orthodoxie zurückziehen mochte, aber doch niemals weiter auf legale Unterstützung der Reichsgewalt rechnen konnte. Vielmehr wäre diese sogar zum Widerstande gegen jeden einseitigen Versuch der Gewalt verpflichtet gewesen.

Über diese Frage waren die Protestanten im Jahre 1545 mit dem Kaiser zerfallen: sie gab, wie wir sahen, den eigentlichen Anlaß zum schmalkaldischen Kriege; nachdem aber der Kaiser gesiegt, war sie noch vollkommener in das allgemeine Bewußtsein getreten: die Vorbereitungen, die dieser nicht ohne Gewalt zur Wiedervereinigung getroffen, darauf die Besorgnis vor

einer nahen Entscheidung des Konziliums hatten die Geister in jene allgemeine Gärung gebracht, aus der das Unternehmen des Kurfürsten Moritz wenigstens zum Teil entsprang und gewiß seine beste Unterstützung zog. Der Umschwung des Glückes, der hieraus erfolgte, brachte dann auch die große Frage sofort wieder in Gang. Der unbedingte Friede war die erste Forderung, welche die Protestanten in Passau aufstellten; sie enthält die Summe dessen, was ihnen notwendig war.

Wir sahen, wie sich der Kaiser auch unter den ungünstigen Umständen, in denen er sich damals befand, nicht bewegen ließ, sie zu bewilligen. Er hatte sich nun einmal von jeher als den Verfechter und Repräsentanten der großen kirchlichen Einheit betrachtet. Er drang auch fortan auf Vergleichung in der Religion und behielt sie sich vor; nur daß er sich mit minderer Bestimmtheit über die Art und Weise, sie zustande zu bringen, ausdrückte: er gewährte nichts als einstweiligen Frieden. Wäre er wieder Herr im Felde geworden, so würde er leicht die Dinge in den alten Gang zurückgeleitet haben. Allein sein Glück war so schwankend gewesen, sein Ansehen im Reiche so sichtbar in Abnahme geraten, daß er, die Kräfte erwägend, die ihm entgegenstanden, nicht mehr hoffen durfte, mit seinem Gedanken durchzudringen.

Aber auch das ließ sich nicht erwarten, daß er ihn aufgeben, oder es nur auf die Gefahr ankommen lassen würde, von dem Reiche zu einem seiner Sinnesweise

entgegengesetzten Beschluß getrieben zu werden. Wie er immer gesagt, eher war er entschlossen, das Reich sich selber zu überlassen.

Dies ist der Grund, weshalb er Verzicht darauf leistete, an dem Reichstage zu erscheinen, und die Verhandlung so ganz seinem Bruder überließ. Wir könnten es schon vermuten; aber wir wissen es auch aus seinem Munde. Was seine öffentlichen Ausschreiben enthielten, erläutert er seinem Bruder in einem Briefe vom 10. Juni 1554 ausführlicher. Er sagte darin, daß Ferdinand als römischer König auf dem Reichstage alles entscheiden möge, was daselbst vorkomme, ohne von seiner Seite Resolution zu erwarten; die Kommissare, die er senden werde, sollen sich doch in die Entscheidung nicht zu mischen haben; diese überlasse er vielmehr dem König und den Ständen vollkommen, nicht in seinem Namen, noch in seiner Vollmacht. „Und euch den Grund hievon anzugeben", fügt er hinzu, „es geschieht allein aus Rücksicht auf die Religion, über welche ich meine Skrupel habe". Er bittet ihn, keinen anderen Grund irgendeiner Art zu vermuten und sich vielmehr an das erinnern zu wollen, was er ihm vollständiger in Villach gesagt habe.

Und nun forderte er zwar auch seinen Bruder auf, nichts anzunehmen, wodurch sein Gewissen beschwert oder der Zwiespalt vergrößert und dessen Abhilfe in allzu weite Ferne gerückt werde; er hegte die Hoffnung noch, das letzte, widerwärtigste Zugeständnis

werde sich vermeiden lassen; war das aber nicht möglich, so wollte er wenigstens nichts damit zu schaffen haben. In ihm hatte sich die religiöse Überzeugung mit dem Selbstgefühle des Staatsmannes durchdrungen, der den Schimpf nicht erleben will, den Gedanken fallen lassen zu müssen, den er mit allen Mitteln lange Jahre daher zu verwirklichen getrachtet. Mochte dann sein Bruder mit sich selber zu Rate gehen und die Dinge so weit führen, als er vermochte.

Nun leuchtet ein, wie sehr sich hiedurch die Lage der Dinge änderte. Der Kaiser, der bei den Verhandlungen in Passau der sonst bei den Anwesenden allgemein gewordenen Überzeugung von der Notwendigkeit des unbedingten Friedens allein Widerstand geleistet, zog sich zurück und ließ denselben freien Lauf.

Freilich fehlte noch viel, daß die Sache damit entschieden gewesen wäre.

An dem Reichstage wurde das geistliche Interesse bei weitem stärker repräsentiert, als in Passau. Überdies war es aber jetzt durch die Tätigkeit des braunschweigisch-fränkischen Bundes um vieles besser gesichert und der Bedrängnisse überhoben, welche damals zur Nachgiebigkeit genötigt hatten. Auch ist es doch ganz etwas anderes, eine Sache vorläufig für wünschenswert zu erklären, wie dort geschehen war, und sie auf immer zu bewilligen, welches letztere der Erfolg eines Reichstagsbeschlusses werden mußte.

Glücklicherweise war das Kurfürstenkollegium fried-

lich gesinnt. Die geistlichen Kurfürsten waren noch eben die, welche durch die albrechtischen Züge erfahren hatten, wohin Religionskriege führen; wer stand ihnen dafür, daß nicht bald ein neues kriegerisches Oberhaupt sich aus den Reihen ihrer Gegner erhob? Zwei von ihnen waren Mitglieder des heidelbergischen Bundes und dadurch noch besonders zu einem gemäßigten Verfahren gegen die Genossen einer anderen Konfession verpflichtet.

Das mußte denn auch in dem Fürstenrate unter anderen auf Herzog Albrecht von Bayern wirken, der demselben Bunde angehörte und der sich auch sonst als ein schlechter Freund der Spanier und ihrer Tendenzen auswies.

Schon der Ausfall der vorläufigen Frage hatte das Verhältnis beider Räte, das Übergewicht des kurfürstlichen, im allgemeinen herausgestellt.

In diesem kam nun auch die Frage von dem unbedingten Frieden zuerst zur Verhandlung, und zwar zunächst in einem Ausschuß desselben, der dadurch gebildet wurde, daß nicht die gesamten Gesandtschaften erschienen, sondern von jeder nur ein Rat.

Und hier wurden nun anfangs einige sehr abweichende Gedanken geäußert. Eine geistliche Stimme riet, den Abschied von 1530 zugrunde zu legen; die weltlichen erwiderten, daß dies das Mittel sein würde — denn gegen diesen Abschied hatte sich die ganze Bewegung des Protestantismus erhoben —, nicht Frieden zu stiften, sondern den alten Haß zu erneuern. Köln

meinte, man möge kaiserlicher Majestät nochmals die Vergleichung anheimstellen: eben dahin aber hatte man bis jetzt gearbeitet, dem Kaiser die Sache aus der Hand zu nehmen; er selbst ließ sich nicht träumen, daß dies nochmals geschehen konnte. Nach einigem Hin- und Herreden mußte man notwendig auf die in Passau gefaßten Gesichtspunkte und Vorschläge zurückkommen. Der Kanzler von Mainz übernahm es, aus dem Abschied von 1544, der jetzt endlich wieder zu Ehren kam, und den Passauer Beschlüssen einen Entwurf zu neuen Artikeln zusammenzuziehen, die in der Tat die Grundlage des Religionsfriedens geworden sind. Wie sie der Kurfürstenrat annahm, so ward darin nicht allein die in Passau beliebte Formel wiederholt, daß man zwar auf eine Vergleichung durch christliche, freundliche Mittel denken werde, der Friede aber bestehen solle, auch wenn die Vergleichung nicht zustande komme, sondern diese ward auf den Vorschlag der sächsischen Gesandten durch den Zusatz noch verstärkt: „es solle in alle Wege ein beständiger, beharrlicher, unbedingter, für und für ewig währender Friede beschlossen und aufgerichtet sein".

Eine vorläufige Frage erhob sich hiebei noch, wie nämlich die beiden Parteien zu bezeichnen seien, zwischen denen der Friede geschlossen werde. Trier machte den Vorschlag, die einen als Bekenner der alten katholischen Religion, die anderen als Verwandte der Konfession, die im Jahre 1530 übergeben worden, aufzuführen. Es verdient bemerkt zu werden, daß die

weltlichen Kurfürsten schon das erste zurückwiesen: denn auch auf der anderen Seite bekenne man eine einzige katholische Kirche; selbst den Ausdruck „Verwandte der alten Religion“ gaben sie nur zu, weil er schon im Passauer Vertrage gebraucht worden; aber noch viel bemerkenswerter und auffallender ist es, daß sie die ausdrückliche Beschränkung auf die im Jahre 1530 übergebene Konfession verwarfen. Sie erinnerten sich, daß die kleine, auf die Herstellung der Eintracht in der Abendmahlslehre bezügliche Abänderung der ursprünglichen Worte von den Gegnern schon öfters hatte benutzt werden wollen, sie zu entzweien. Nicht allein Pfalz stimmte gegen die Namhaftmachung der Jahrzahl, sondern auch Sachsen war dagegen. Der sächsische Bevollmächtigte erklärte, die Dinge so enge einzuziehen, würde Mißtrauen erzeugen; hier handle man nicht von Religionsartikeln, sondern vom Frieden; am besten werde man tun, wenn man auch hier dem passauischen Vertrage folge, worin die Konfession im allgemeinen genannt worden, ohne das Jahr.

Und so war der Beschluß, einen Frieden aufzurichten, der unberührt von den Differenzen der religiösen Systeme, der protestantischen Meinung und Verfassung im ganzen und großen ein ungefährdetes Dasein gewähren, aller Gewaltsamkeit aus religiösem Grunde zwischen den verschiedenen Ständen auf immer ein Ende machen sollte.

Als nun aber dieser Entwurf in den Fürstenrat kam, fand er den größten Widerspruch.

Der päpstliche Nuntius Morone erinnerte die geistlichen Fürsten, welche hier die Mehrzahl ausmachten, an die Pflicht, mit der sie dem römischen Stuhle verwandt seien.

Hierauf erklärte Bischof Otto Truchseß von Augsburg, daß er von dem vorgelegten Entwurf des Friedens weder viel noch wenig bewilligen könne; er vermaß sich, ehe er auf Verhandlungen darüber eingehe, Leib und Leben, alles, was er auf Erden habe, zu verlieren.

Viele andere meinten, daß man von einem künftigen Austrag in der Religion nicht absehen, nur einen beschränkten Frieden zugestehen, alle Streitigkeiten darüber zur Deklaration des Kaisers stellen müsse.

König Ferdinand machte noch einen Versuch, die ganze Beratung auf den Landfrieden zurückzuführen. Er ließ die kurfürstlichen Gesandten persönlich zu sich kommen, um sie dazu zu vermögen, und legte im Reichsrate darauf bezügliche Supplikationen vor.

Dagegen aber ergriffen die protestantischen Mitglieder des Fürstenrates den Entwurf der Kurfürsten mit aller Teilnahme, die er verdiente; besonders zeigte sich Christoph von Württemberg, den man als „den Rädelsführer der Partei“ bezeichnete, unerschütterlich.

Indessen würden sie schwerlich durchgedrungen sein, hätten sie nicht von außen her einige Unterstützung bekommen.

Im März 1555 vereinigten sich die Häuser Sachsen, Brandenburg und Hessen, wie berührt, zur Erneuerung ihrer alten Erbverbrüderung. Es war recht das Gegenteil von den religiösen Entzweiungen, die bei einem ähnlichen Vorhaben im Jahre 1537 zu Zeitz zwischen ihnen ausgebrochen, daß sie jetzt dem römischen König einmütig ihren Entschluß erklärten, an der Augsburgischen Konfession festzuhalten und in religiösen Dingen keine Stimmenmehrheit anzuerkennen. Sie beschworen ihn, sich nicht durch fremde, der deutschen Nation vielleicht feindselig gesinnte Leute von dem hochbeteuerten passauischen Vertrag abführen zu lassen, vielmehr die Zusage, die er einst gegeben, einen beharrlichen Frieden aufrichten zu wollen, nunmehr zu erfüllen. Der sächsische Gesandte weiß nicht auszudrücken, wie viel guten Namen diese Erklärung der erbverbrüderten Fürsten mache, auch in der Stadt Augsburg; in öffentlicher Predigt habe man Gott dafür Danksagung dargebracht.

Ferner aber geschah, daß nach dem Tode des Papstes Julius (am 24. März 1555) die beiden heftigen Gegner des Entwurfs, Morone und Truchseß, beides Kardinäle der römischen Kirche, den Reichstag verließen, um sich zum Konklave zu begeben.

Da dergestalt die einen verstärkt, die anderen geschwächt wurden, so überwog allmählich die mildere Meinung. Die geistlichen Fürsten nahmen zwar nicht, wie ihre weltlichen Kollegen, den kurfürstlichen Entwurf förmlich an; sie machten vielmehr in dem be-

sonderen Gutachten, das sie eingaben, viele Ausstellungen dagegen; aber sie wiesen ihn doch auch nicht geradehin von sich: sie gingen auf die Hauptgrundlagen ein, freilich mit dem Vorbehalt, soweit es ihre geistliche Amtspflicht erlaube.

Merkwürdig, welchen Eindruck sie durch diese Erinnerung wie durch jene frühere doch noch einmal bei ihren Amtsbrüdern, den Erzbischöfen, im Kurfürstenrate hervorbrachten. Es schien fast, als wollten diese jetzt auf dieselbe Weise sich verklausulieren. Nicht von ihnen, meinten sie, rühre die Einwendung her; da sie aber einmal vorgebracht worden, würden sie ohne Tadel sich nicht weigern können, ihr beizupflichten. Die weltlichen Räte erinnerten: sie rühre von Leuten her, die dem Papste mehr verwandt seien, als dem Reiche. Sie wollten nichts davon hören, daß jene sich wenigstens Zeit ausbaten, um von ihren Herren Bescheid über diese neue Schwierigkeit einzuholen; dann, sagten sie, würden auch sie Resolution von den ihren verlangen; bis wohin dann jede weitere Beratung unterbleiben müsse; sie hatten den Mut, die Sitzung ohne weiteres abzubrechen. Denn das leuchtete im ersten Augenblicke ein, daß unter einem solchen Vorbehalt, der dem Einfluß des römischen Stuhles, auf den er sich hauptsächlich bezog, Tor und Tür geöffnet hätte, an keine Beendigung des religiösen Streites, keine Festsetzung des Friedens zu denken gewesen wäre. Was der Kaiser schon nicht hatte bewilligen wollen, war von dem Papste nimmermehr

zu erwarten. Wohl fühlten das auch die geistlichen Räte: sie bereuten ihren Mißgriff fast in demselben Augenblick, in dem sie ihn begangen. Schon indem man nach Hause ging, näherten sich einige von ihnen den brandenburgischen Gesandten mit begütigenden Worten. Bald darauf erschien der mainzische Kanzler in der Wohnung der sächsischen Abgeordneten und bat sie, die gewöhnliche Post an ihren Herrn, durch welche sie von diesem Ereignis hätten Nachricht geben müssen, nicht abzufertigen. Er verwarf jetzt diese Klausel selbst mit den stärksten Ausdrücken. In den Erzbischöfen und Kurfürsten war von jeher ein lebendiges Gefühl der Autonomie des Reiches, die sie auch im Gegensatz gegen Rom behaupteten. Den anderen Tag ließen sämtliche Stimmen jenen Vorbehalt fallen.

Nun erst konnte der Beschluß, den beharrlichen Frieden zustande zu bringen, einigermaßen gesichert scheinen, vorausgesetzt, daß man sich über die einzelnen Bestimmungen, die dabei getroffen werden mußten, einverstehen würde.

Am leichtesten kam man mit dem Artikel über die Jurisdiktion zustande. Die geistlichen Fürsten beider Kollegien sahen ein, daß der Vorbehalt der Jurisdiktion den Frieden, ja das Dasein des Protestantismus überhaupt unmöglich machen würde. Sie mußten nur darüber beruhigt werden, daß man nicht die Kapitel aus protestantischen Städten verjagen wolle. Unter dieser Bedingung gaben sie zu, was ohnehin nicht mehr zu ändern stand. So leicht es aber auch

ward, so liegt hierin doch im Grunde die Summe der Dinge. Das Bestehen der protestantischen Kirchen gewann erst dadurch allgemeine rechtliche Anerkennung. Was einst Philipp von Hessen im ersten Eifer dem Kurfürsten von Mainz hatte abzwingen wollen, ward jetzt durch Reichsbeschluß allen Evangelischen gewährt.

Auch bei dem Artikel über die geistlichen Güter erhoben sich nicht so viele Schwierigkeiten, als man an sich hätte erwarten sollen und als selbst noch der erste Entwurf, der eine Menge Ausnahmen zum Vorteil einzelner Personen enthielt, erwarten ließ. Die sächsischen Gesandten erwarben sich das Verdienst, einen annehmbaren Vorschlag einzubringen. Er lautete dahin, daß alle eingezogenen Güter, welche nicht Reichsunmittelbaren angehörig gewesen, in dem Frieden begriffen sein, niemand ihrethalben angefochten werden solle. Dahin waren schon lange alle Erklärungen der protestantischen Fürsten gegangen, daß man nicht diejenigen Güter, auf welche das Reich gegründet sei, angreife, sondern nur die anderen, welche in jedem Lande gelegen, zu verwenden gedenke. Es war eine andere Frage, die sich bei pfälzischen Ansprüchen erhob, ob es nicht wieder einem Zweifel unterliege, in welche der beiden Kategorien jede Stiftung gehöre: genug, daß man den Grundsatz anerkannte. Ob aber nicht über die Verwendung der dergestalt der Hierarchie entfremdeten Güter etwas bestimmt werden sollte? Mainz war nicht dafür. Was

gegeben, sagte der Kanzler, sei für voll gegeben worden; sie seien doch weg: wer wolle ihnen nachfragen? Dagegen ward von den Fürsten eine Klausel beantragt und wirklich in den Abschied gebracht, nach welcher das nur von den Gütern gelten sollte, die schon zur Zeit des Passauer Vertrages eingezogen gewesen.

Überhaupt, was bereits geschehen, ließ man sich gefallen; die großen Irrungen erhoben sich über das, was in Zukunft geschehen dürfe.

Die weltlichen Kurfürsten forderten auf den Vorschlag der Pfalz, daß der Friede allen denen zugute kommen müsse, die ihrer Konfession auch in Zukunft beitreten würden. Noch einmal regte sich hierüber in den geistlichen die Voraussetzung, daß der alte Zustand der allein rechtliche gewesen; und Köln meinte wohl, jede weitere Neuerung müsse ernstlich verboten werden. Die weltlichen versetzten: ob es nicht heiße, den Frieden in Unfrieden verkehren, wenn man diejenigen mit dem Schwerte verfolgen wolle, die zu ihnen träten? Die Verhandlungen über diesen Artikel mußten unterbrochen werden; es dauerte einige Zeit, ehe sich die geistlichen von den Begriffen losrissen, die allerdings den alten Einrichtungen zugrunde lagen und die Geister lange Jahrhunderte beherrscht hatten. Unter Vortritt von Mainz gaben sie endlich zu, daß die Anhänger der Augsburgischen Konfession nicht angegriffen werden sollten, „zu welcher Zeit sie auch derselben verwandt geworden“. Ein neuer Sturm erhob sich, als dieser Entwurf in den Fürstenrat kam.

Die weltlichen Fürsten, die sonst nicht nachzugeben pflegten, zogen diesmal vor, die letzte Klausel wegzulassen und einfach dabei stehen zu bleiben, daß niemand wegen der Augsburgischen Konfession angegriffen werden dürfe. Und war das nicht im Grunde dasselbe? Die Zeitbestimmung diente nur, Widerspruch zu erwecken. Schon genug, daß der Friede nicht ausdrücklich auf die bereits Beigetretenen beschränkt wurde. Geistliche und weltliche Kurfürsten trugen kein Bedenken, hierin dem fürstlichen Kollegium nachzugeben.

Damit aber näherte man sich einer anderen Frage, der wichtigsten und in sich selbst schwierigsten, die bei den Bestimmungen des Friedens überhaupt vorgekommen ist.

Wie nun, wenn auch diejenigen die Konfession annahmen, welche die Hochstifte des Reiches innehatten? Durch die Bestimmungen, die man getroffen, wären auch sie in den Frieden eingeschlossen gewesen. Erzbischöfe und Bischöfe, die geistlichen Kurfürsten selbst hätten Protestanten sein können. Dem evangelischen Bekenntnis wäre die Aussicht eröffnet worden, im Laufe der Zeit noch einmal zur vollen Herrschaft im Reiche zu gelangen.

Man gab wohl an, daß hiemit das Bestehen des Reiches überhaupt gefährdet sei, aber ohne Zweifel mit Unrecht. Die Einwendung, daß die Stifte erblich werden würden, ließ sich leicht widerlegen. Man brauchte nur, wie die anwesenden Räte vorschlugen,

durch eine besondere Reichskonstitution festzusetzen, daß dies nicht geschehen dürfe, daß die Hochstifte bei ihren Wahlen und ihrer sonstigen Verfassung zu lassen seien; dann lag hierin sogar das einzige Mittel, die Einheit des Reiches durch die Gleichheit des Bekenntnisses in geistlichen und weltlichen Herrschaften wiederherzustellen und für immer aufrechtzuerhalten. Aber unleugbar ist, daß der Vorschlag die größte Gefahr für den Katholizismus einschloß. Bei weitem die meisten Reichsfürsten waren evangelisch, und leicht konnten alle Stifte von ihnen eingenommen werden. Man darf sich nicht wundern, wenn sich die Geistlichen lebhaft zur Wehr setzten. Sie schlugen vor, das Zugeständnis, daß niemand wegen der Religion angegriffen werden solle, ausdrücklich auf die weltlichen Stände zu beschränken, so daß es niemals auf geistliche angewendet werden könne. Sie führten aus, daß Entsetzung von Amt und Würden die natürliche Folge des Übertrittes sei. Die weltlichen Räte antworteten, einmal, daß dadurch der Friede wieder gefährdet werde: die Konfessionsverwandten würden ihre Freunde und Blutsverwandten nicht um der Religion willen entsetzen lassen, — und sodann: sei es nicht schimpflich für die Konfession, daß sie nur von Weltlichen, nicht auch von Geistlichen bekannt werden solle? Es liege eine Art von Strafe darin, daß jemand des Bekenntnisses halber von den geistlichen Würden ausgeschlossen sei. Mochten sie aber auch sagen, was sie wollten, diesmal drangen sie nicht

durch. Mainz, das sonst in den meisten Stücken den Weltlichen beigetreten war, hielt jetzt auch deshalb fest, weil soeben, nach dem Tode Heusenstamms, ein neuer Erzbischof, Daniel Brendel, eintrat, der Rücksicht auf die päpstliche Konfirmation nehmen mußte. Aber auch die Weltlichen gaben nicht nach. Was in den anderen Punkten glücklich vermieden worden, geschah in diesem: dem römischen Könige wurden zwei entgegengesetzte Gutachten eingereicht.

Die Reichsstädte, welche noch immer die Nachwehen ihrer Niederlage von 1547 fühlten, zumal da sie sich 1552 nicht wieder zu einem gemeinschaftlichen Interesse vereinigt hatten, nahmen das an, worüber sich die oberen Stände verglichen, und stimmten bei, daß wegen des Unverglichenen der König angegangen werde.

Und so kam noch einmal unendlich viel auf König Ferdinand an, in den verglichenen Artikeln auf seine Beistimmung, in den unverglichenen auf seine Entscheidung.

Ehe er sie gab, nahmen die Stände nun auch die anderen Angelegenheiten von mehr weltlicher Natur vor, Profanfrieden und Kammergericht wie im Anfang beschlossen worden.

Wir haben ihrer schon öfter gedacht; erst jetzt aber, nachdem man über die Grundsätze des religiösen Friedens einverstanden war und die Reichsgewalt nicht mehr zur Unterdrückung der doch auch auf Reichshilfe begründeten protestantischen Einrichtungen gebraucht

werden konnte, bekam ihre Erörterung Bedeutung für die definitive Gestalt der Dinge.

Beratungen über Frieden und Recht.

Darüber war man längst einig, daß die Bestimmungen des Landfriedens, dessen Grundlagen aus einer Zeit stammten, wo von der religiösen Entzweiung noch nicht die Rede war, und dessen Mängel dann öfter verbessert worden, an und für sich wohlüberlegt und zutreffend seien, und daß es nur an der Handhabung mangele.

Für diese hauptsächlich hatten die Kreise, die sich vor dem Jahre zu Frankfurt versammelt, durch eine neue Exekutionsordnung sorgen wollen.

Der Entwurf, den sie gemacht, ward jedoch schon darum nicht angenommen, weil er sich allzusehr auf den damaligen Augenblick, die vorgegebene Gefahr vor Markgraf Albrecht, bezog, so daß Brandenburg selbst die Einleitung verwarf; es ward vielmehr bestimmt, die alten Reichsbeschlüsse zugrunde zu legen. Allein darum war jener Entwurf nicht unnütz; unaufhörlich ward er berücksichtigt, und gerade der Gegensatz verleiht den neuen Festsetzungen zum Teil ihren Charakter.

Alles kam hiebei auf eine weitere Ausbildung der Kreisverfassung an. Erwägen wir, wie bedeutend diese in den späteren Zeiten des Reiches gewesen ist, wie alle lebendige Handhabung der höchsten Gewalt

darauf beruhte, so sind doch diese Beratungen nicht ohne große Wichtigkeit für unsere Geschichte.

Der erste Mangel, über den man mit Recht Klage führte, lag darin, daß, wenn ein Stand Vergewaltigungen erlitt, erst ein Kreistag ausgeschrieben werden mußte und, wenn dieser dann auf Hilfe schloß, doch noch immer einige Zeit vorüberging, ehe man sich vorbereitet hatte, dieselbe zu leisten.

In Frankfurt nun hatte man den Entwurf gemacht, in jedem Kreise einen Obersten aufzustellen, der mit den ihm von den Ständen desselben beizugebenden Räten, welche aber von der Pflicht gegen ihre besondere Obrigkeit entbunden werden müßten, Beschlüsse fassen und Unternehmungen beginnen dürfe, in denen ihm sämtliche Kreisstände beizustehen schuldig sein sollten. Wie aber die Macht eines Kreises selten zum Widerstand hinreiche, hatte man es weiter ratsam gefunden, zwei Generalobersten im Reiche aufzustellen, einen über die sechs oberländischen, einen andern über die vier niederländischen Kreise, die von der Gesamtheit dieser Kreise, jedoch mit Vorwissen des Kaisers und unter Vorbehalt seiner Genehmigung, ernannt werden und auf eine ähnliche Weise den allgemeinen Zuzug zu bestimmen haben sollten, wie die Obersten in den einzelnen Kreisen.

Ein Entwurf, der den beiden Fürsten, welche zu Generalobersten erwählt worden wären, eine ungemein tief eingreifende, allen anderen überlegene Macht verschafft haben würde.

Nicht mit Unrecht bemerkte Joachim II., dies sei mehr die Verfassung eines Bundes, — wie denn wirklich die Anordnungen aus denen des schwäbischen und des schmalkaldischen Bundes zusammengesetzt zu sein scheinen —, als eine Reichsordnung. Die Kurfürsten kamen bald überein, jene Generalobersten überhaupt gar nicht zuzulassen und auch den Kriegsobersten nur soviel Macht beizulegen, als zur Verteidigung erforderlich sei, nicht eine solche, die sie mißbrauchen oder mit der sie den Ständen beschwerlich fallen könnten.

Wie das gesamte Exekutionswesen auf den Ordnungen beruhte, welche das Reichsregiment in den ersten Monaten seines Bestehens, Ende 1521, Anfang 1522, vorgenommen, so hatte sich auf den Grund der damals beliebten Bezeichnungen ein Herkommen gebildet, kraft dessen in jedem Kreise ein Fürst das Amt der Berufung der Stände und der allgemeinen Leitung der Geschäfte erhielt, den man um das Jahr 1550 den „kreisausschreibenden“ zu nennen anfing. Der Vorschlag geschah, zunächst von Sachsen, daß allemal der ausschreibende Kreisfürst zugleich auch Oberster sein solle, wie denn wirklich später beiderlei Befugnisse beinahe ganz ineinander geflossen sind und dann das wichtigste Vorrecht gebildet haben, das einem Reichsfürsten überhaupt zustand.

Eben deshalb aber, weil sich dies voraussehen ließ, fand der Gedanke großen Widerspruch. Brandenburg, das mit Sachsen in einem Kreise saß, ihm aber noch

den Vorrang lassen mußte, war nicht minder dagegen, als die geistlichen Kurfürsten, die alsdann von ihrem weltlichen Kollegen in der Pfalz überflügelt zu werden fürchteten. Es entstand eine Mehrheit in dem kurfürstlichen Rate, die den Beschluß faßte, daß die Wahl des Obersten den Ständen jedes Kreises anheimgestellt bleiben solle, von denen dann der kreisausschreibende Fürst oder auch ein anderer gewählt werden könne. Die ihm beizugebenden Gehilfen wollte man nicht Räte nennen, was eine Art von Unterordnung unter ihn auszudrücken schien, sondern Zugeordnete. Man bedingte noch ausdrücklich, daß dem Kreisausschreibenden oder dem Obersten durch dies sein Amt keinerlei Vorrang zufallen solle. Die Frage entstand, ob nicht wenigstens die von den verschiedenen Ständen zu ernennenden Zugeordneten ihrer besonderen Eidespflicht gegen dieselben zu erledigen seien. Ursprünglich war Brandenburg sowie einige andere Stimmen dagegen. Da man aber dann festsetzen wollte, daß der Zugeordnete die Versammlung verlassen müsse, sooft über eine seinen Herrn angehende Angelegenheit beratschlagt werde, so zog auch Brandenburg die Auskunft vor, daß derselbe zwar der Beratschlagung beiwohnen, aber auf diesen Fall seiner besonderen Pflicht entlassen werden möge. Wir sehen, wie sorgfältig man Bedacht nahm, daß nicht durch die neue Einrichtung der schon begründeten Landeshoheit Eintrag geschehe. Übrigens aber war man sehr bereit, das Notwendige zu leisten. Dem Obersten und

den Verordneten ward die Befugnis gegeben, dringenden Falles einen doppelten Romzug auf den Kreis auszuschreiben. Gegen den Vorschlag von Sachsen, welches für jeden Kreis die Verpflichtung forderte, 500 Mann zu Pferde und 1000 Mann zu stellen, ward die Einwendung gemacht, daß die Kreise ungleichen Vermögens und nicht wohl zu gleichen Leistungen anzustrengen seien, und man hielt für besser, bei den Reichsanschlägen stehen zu bleiben. Auch war man einverstanden, daß nicht jedem Kreise die Sorge für sich selbst überlassen werden dürfe, sondern daß in jedem erheblichen Falle deren fünf zusammentreten, die Kosten tragen und die Mannschaften stellen sollten. Die Anführung bestimmte man allemal dem Obersten desjenigen Kreises, welcher der überwältigte sei und die Hilfe der anderen in Anspruch nehme. Die Säumigen wurden mit den schwersten Strafen bedroht.

Als dieser Entwurf in den Fürstenrat gelangte, ging es damit, wie es mit den übrigen Entwürfen gegangen war: die geistlichen Fürsten suchten ihn nach ihren eigentümlichen Bedürfnissen und Gesichtspunkten umzugestalten.

Da sie besorgten, die neue Einrichtung dürfte doch in den Händen der weltlichen Fürsten ihnen zum Nachteil gereichen, so suchten sie die Ernennung der Kreisobersten womöglich in die Hände des Kaisers zu bringen, von dem sie ihrerseits Rückhalt und Unterstützung erwarteten. In diesem Sinne arbeitete besonders der Kanzler des Bischofs von Augsburg,

Dr. Braun. Die allgemeine Stimmung aber war nicht der Art, um ein solches Vorhaben zu befördern. Nachdem der Einfluß des Kaisers seit mehreren Jahren so tief herabgekommen, konnte man nicht daran denken, denselben auf diesem Wege zu erneuern. Von jenen Vorschlägen wurden einige schon innerhalb des Fürstenrates beseitigt; die übrigen zu verwerfen blieb den Kurfürsten überlassen, deren Gutachten zuletzt in diesem wie in den meisten anderen Punkten angenommen und zum Reichsgesetz erhoben ward.

Und nicht allein gegen innere Unruhen sollte die neue Ordnung dienen, sondern man beschloß, sie auch bei den Angriffen auswärtiger Feinde in Anwendung zu bringen.

Nur erhob sich hiebei der Zweifel, ob die Verpflichtung, einem Kreise zu Hilfe zu kommen, auch auf den niederländischen erstreckt werden solle, der in einem beinahe fortwährenden Kriege mit Frankreich lag. Die Sache würde gar nicht haben in Frage kommen können, wenn sich die Niederlande ernstlich zum Reiche gehalten, besonders, worauf alles ankam, sich dem Kammergerichte unterworfen hätten. König Ferdinand verteidigte eine Zeitlang die Ansprüche der Niederlande. Die Einwendung aber, daß eine auf die Handhabung des Landfriedens bezügliche Ordnung unmöglich denen zugute kommen könne, von denen die Reichsgerichtsbarkeit in Landfriedensbruchsachen gar nicht einmal anerkannt werde, wußte er nicht zu beseitigen. Er erlangte nur soviel, daß es durch eine

neue Klausel in den Willen des Kaisers gestellt wurde, ob er sich mit seinen Niedererblanden jener Jurisdiktion unterwerfen wolle.

Wir sehen wohl, zum Vorteil Karls V. und seiner kaiserlichen Macht gereichten diese Beschlüsse mit nichten.

Die exekutive Gewalt geriet dadurch ebensogut in die Hände der Reichsstände, wie ihnen die legislative dem Herkommen nach fast ausschließend zustand. Die Anwendung der für das Innere erfundenen Einrichtungen auf die äußeren Verhältnisse beschränkte jeden Dienst, der dem Kaiser für seine Kriege daraus entspringen konnte, auf Verteidigung. Und auch davon wurden nun seine Niederlande noch ausdrücklich ausgeschlossen. Wie viele Mühe hatte er es sich im Jahre 1548 kosten lassen, um die Anerkennung der Niederlande als eines Reichskreises zu bewerkstelligen! Aber die Bedingung, die er dabei gemacht, die Exemtion von den Reichsgerichten, hob jetzt den Nutzen auf, welchen er sich davon versprochen. Die Stände sagten kein Wort über den burgundischen Vertrag: sie ließen ihn unangetastet stehen; aber der Defensivverfassung im Reiche, welche sie beschlossen, gaben sie eine solche Entwickelung, daß sie auf eximierte Lande, wie jene, nicht mehr bezogen werden konnte. Es war dabei nicht einmal Vorbedacht, kein übler Wille; es entsprang ganz aus der Natur der Dinge.

Auch in einer andern großen Reichsangelegenheit, der Sache des Kammergerichts, mußte man nach allem,

was vorgegangen, und nach den in Passau gefaßten Beschlüssen von den Anordnungen des Kaisers zurücktreten.

In dem Vertrage zu Passau war nach manchem Hin- und Herhandeln zuletzt Förderung bei dem Reichstage verheißen, daß die Verwandten der Augsburgischen Konfession von dem Kammergericht nicht mehr ausgeschlossen würden.

Der Zweideutigkeit dieses Ausdruckes suchten sich jetzt einige geistliche Mitglieder des Kurfürstenkollegiums zu bedienen, um ihren Rat zu begründen, daß man alles beim Alten lassen möge: denn nicht zu eigentlicher Beschlußnahme, nur zur Förderung seien sie verpflichtet.

Nun leuchtet aber ein, daß unbeschränkte Teilnahme am höchsten Gericht eines der größten Interessen der Protestanten ausmachte: sie würden sonst in allen ihren Angelegenheiten der Einwirkung einer feindseligen Meinung ausgesetzt gewesen sein; unaufhörlich hatten sie darum gekämpft, und wenn es irgend eine Sache gab, worin sie nicht nachgeben konnten, so war es diese.

Bald lenkte auch der Kanzler von Mainz ein, indem er bemerkte, daß in dem Artikel des Vertrages von einer Förderung mit Erfolg die Rede sei, eine solche aber nicht stattfinden könne, wenn man nicht selbst einwillige.

Es bedurfte weiter nichts, um allem Widerspruch ein Ende zu machen. Man nahm jetzt an, daß die

Sache durch den Passauer Vertrag bereits entschieden sei, und hatte nichts weiter zu tun, als einige Artikel der Kammergerichtsordnung darnach abzuändern.

Man setzte fest, daß Kammerrichter, Beisitzer und andere Gerichtspersonen so gut dem augsburgischen Bekenntnis wie der alten Religion anhängig sein, daß sie nicht, wie auch hier vorgeschlagen ward, auf die geistlichen Rechte, sondern auf gemeine, des Reiches Rechte und den jetzt bewilligten Friedstand in der Religion sowie auch, was auf Vorschlag von Mainz hinzugefügt ward, auf Handhabung des Landfriedens verpflichtet werden, daß sie endlich den Eid zu Gott und dem heiligen Evangelium leisten sollten.

Eben dies war die Summe dessen, was die Protestanten von jeher gefordert und was ihnen notwendig war. Auch der Fürstenrat nahm es an.

Noch ein Gedanke kam vor, der jedoch kein vorzugsweise protestantisches, sondern ein allgemeines reichsfürstliches Interesse hatte: die Achtserklärungen zu beschränken, mit denen früher das Gericht, später auch der Kaiser ziemlich gewaltsam vorgeschritten war. Was die Achten des Gerichts gegen Fürsten anbelangt, so hielt das kurfürstliche Kollegium für gut, daß jedes Urteil dieser Art erst einem aus Abgeordneten des Kaisers, des Königs, der Kurfürsten und deputierten Fürsten bestehenden Ausschuß vorgelegt werden solle, der dann entweder auf eine Vergleichung hinarbeiten oder die Exekution des Spruches vorbereiten würde. Aber mit Recht ward hiegegen eingewandt, daß man

damit einen unstatthaften Unterschied zwischen Fürsten und anderen Ständen mache, oder, wie der König sagte, daß man die förderlichen Wege, die bisher zur Bestrafung des Übels vorgenommen worden, eher verhindern werde. Die Kurfürsten konnten damit nicht durchdringen und ließen ihren Antrag fallen.

Daß die Acht, die man mit Mühe der kaiserlichen Gewalt zugunsten des Gerichtes abgerungen, nun auch noch einer Vorberatung der Fürsten unterworfen werden sollte, war gleichsam zu viel und hätte das Recht in eine Sache der Konvenienz verwandelt. Schon genug, daß das Gericht überhaupt ein ständisches war und dies durch paritätische Einrichtung nun erst recht vollständig wurde. Die alten, zwei Menschenalter früher festgesetzten Normen gehörten dazu, um die neuen Einrichtungen und den gleichen Anteil der Evangelischen möglich zu machen, woran nicht hätte gedacht werden können, wenn das Gericht noch wie einst an den Hof gebannt gewesen wäre.

Damit sich aber nicht wiederholen möchte, was früher öfter geschehen, daß das Kammergericht sich um die durchgegangenen Veränderungen, wenn sie nur dem Reichsabschied einverleibt waren, wenig gekümmert hatte, ward der Beschluß gefaßt, daß die Ordnung mit den Veränderungen neu gedruckt werden, als eine neue Ordnung gelten, die Beisitzer sie beschwören sollten.

Dergestalt vereinigte man sich über die weltlichen Angelegenheiten, wie man sich, einen Punkt ausge-

nommen, über die geistlichen vereinigt hatte. Die eine Seite ergänzte gleichsam die andere. Beide zusammen bildeten ein neues Stadium in der Entwickelung des Reiches.

Indessen, wir wissen, noch war man damit nicht zu vollem Beschluß gelangt: an dem einen Streitpunkte konnte noch alles scheitern.

Beschlußnahme.

Schon an und für sich konnte Ferdinand mit seinen Freunden nicht geneigt sein, so große Zugeständnisse zu machen, wie man ihm zumutete. Einen ganz anderen Gang der Dinge hatte er erwartet. Er beklagt, daß er zu dem, was er wünsche, schwerlich noch gelangen werde und dagegen zugeben solle, was ihm widerwärtig sei. Da er mit dem erneuerten Antrag, auf Kosten des Reiches eine Kriegsmacht unter Herzog Heinrich ins Feld zu stellen, nicht durchdrang, so faßte er den Gedanken, und zwar mit Beistimmung seines Bruders, der nicht mehr eingreifen wollte, aber noch zu Rate gezogen ward, den Reichstag auf künftiges Frühjahr zu prorogieren, und brachte es förmlich in Vorschlag. Die Bevollmächtigten fragten bei ihren Fürsten darüber an; allein die meisten, vor allen aber die protestantischen, erklärten sich mit Entschiedenheit dagegen. Sie fürchteten die Unterhandlungen, die in diesem Augenblicke mit Frankreich und den Osmanen gepflogen wurden: sie meinten wohl,

es könne noch einmal etwas Ähnliches geschehen, wie im Jahre 1545, und die Kriegsgewalt des Kaisers, von den übrigen Feinden frei, gegen sie gebraucht werden. Dem Könige mochten einige seiner geistlichen Freunde beipflichten; allein sie wagten sich aus Rücksicht auf die Protestanten nicht zu äußern.

Und auch von den Geistlichen wünschten manche eine unmittelbare Entscheidung, weil ein Verschieben derselben von den Gegnern zu ihrem Vorteil ausgelegt werden könne. Der König mußte sich entschließen.

Von kirchlicher Seite versäumte man nichts, um auf seinen Entschluß einzuwirken. Von Rom aus wurde er aufmerksam gemacht, daß der Gehorsam, den der deutsche Kaiser noch finde, auf den Bischöfen beruhe: würden sie vernichtet und die protestantischen Fürsten dann Herr werden, so würde es auch um das Haus Österreich geschehen sein; man gewann die Angesehensten des geistlichen Standes, sich gegen den König in diesem Sinne auszusprechen. Sein Beichtvater, mit dem darüber geredet ward, erinnerte ihn auf das nachdrücklichste, nichts gegen die kirchliche Freiheit zu tun, nichts, was sein Gewissen beschweren würde; er drohte selbst die Seelsorge für ihn aufzugeben, wenn dies geschähe.

Am 30. August 1555 trat nun Ferdinand mit seiner Resolution hervor; sie lautete für die Protestanten nicht sehr tröstlich. Er weigerte sich, die vornehmste Bestimmung anzunehmen, daß der Friede dauern solle, die Vergleichung möge nun erfolgen oder nicht;

außerdem aber trat er in Beziehung auf die Ausschließung der Protestanten von den Stiften dem Gutachten der geistlichen Fürsten bei und verteidigte es mit neuen Argumenten.

Es muß wohl dahingestellt bleiben, ob er es mit der ersten Weigerung ernstlich meinte. Das Zugeständnis, das in jener Formel lag, war schon in Passau gemacht und damals von ihm selbst nicht verworfen worden; es war jetzt bereits angenommen und die Grundbedingung aller anderen Festsetzungen. Er konnte nicht erwarten, mit seinem Widerspruche durchzudringen. Am 6. September erklärte er in der Tat den Protestanten in einer mündlichen Konferenz, daß er von seinem Widerspruch ablassen und den unbedingten Frieden in der Formel, wie sie ihn vorgeschlagen, annehmen wolle. Dagegen aber forderte er sie auf, ihm in dem anderen Punkte, dem geistlichen Vorbehalt, beizustimmen. Er bat sie, sich auch von ihrer Seite etwas gefallen zu lassen, sowie er manchen sauren Bissen habe verschlucken müssen; aber er erklärte auch auf das bestimmteste, daß er davon nicht weichen könne: sein Ansehen bei auswärtigen Fürsten, sein Gewissen gebiete es ihm; wolle man die Bestimmung nicht förmlich annehmen, so möge man ihm wenigstens gestatten, sie aus königlicher Machtvollkommenheit auszusprechen; wolle man auch das nicht, nun wohl — er habe bei seiner Ehre geschworen, davon nicht abzulassen —, so möge lieber alles andere ebenfalls rückgängig werden.

Ein Moment voll Entscheidung, wie für diese Beratung, so für die gesamte Zukunft des Reiches.

Der König war dadurch stark, daß er in diesem Moment die Geistlichen alle auf seiner Seite hatte. Die protestantischen Räte aus beiden Kollegien hielten für ratsam, sich über die dem Könige zu gebende Antwort in diesem außerordentlichen Falle zuerst untereinander zu beraten.

Und da drangen nun viele auch ferner auf die Verwerfung des geistlichen Vorbehaltes, von dem in dem Passauer Vertrage keine Erwähnung geschehen und der dadurch stillschweigend schon aufgegeben sei; daß die Festsetzung dem König anheimgestellt werde, ändere in der Sache nichts, da man sie ja doch bewilligen müsse; eine solche Beschränkung des Bekenntnisses dürfe man sich nicht gefallen lassen.

Andere jedoch erwiderten, diese sei vielleicht so groß nicht, wie sie scheine. Der Übertritt ganzer Kapitel werde in der vorgeschlagenen Formel nicht verboten; auch werde den Kapiteln nicht aufgelegt, sondern nur zugelassen, Bischöfe, die der Konfession beigetreten, durch andere, altgläubige, zu ersetzen. Trotz der Beschränkung, die in dem Vorbehalt liege, sei der Friede vorteilhafter, als jemals ein anderer, und man werde ihn nicht ausschlagen dürfen.

Dieser Meinung war vornehmlich Kurfürst August von Sachsen. Auf die Anfrage seiner Räte bemerkte er zwar alle die Nachteile, die aus einer Satzung, wie die vorgeschlagene, entspringen müßten; aber er

verwarf sie nicht entschieden, besonders, wenn in dem Abschied angegeben werde, daß die Stände sich nicht dazu vereinigt, und unter der Voraussetzung, daß man ihm eine Gegenforderung bewillige, die er jetzt erst zur Sprache brachte. In vielen bischöflichen Gebieten waren nämlich Städte und Adel großenteils evangelisch; wenn man sie nicht in Schutz nahm, so stand zu befürchten, daß die geistlichen Fürsten einmal Gewalt gegen sie brauchen möchten. Kurfürst August forderte, daß sie durch einen besonderen Artikel im Frieden die Versicherung empfangen sollten, bei ihrer Religion bleiben zu können.

Nach einigem Bedenken traten die übrigen evangelischen Stände diesem Vorschlage bei. Brandenburg erklärte, es halte sich in Dingen dieser Art gern an Sachsen, das die vornehmsten Theologen auf seinen Universitäten habe, von denen auch diese Sache beratschlagt worden sei.

Allein um so heftiger erhob sich der Widerspruch der Geistlichen. Sie bestanden darauf, daß jede Obrigkeit das Recht habe, über die Religion in ihrem Lande zu verfügen. Sei den Konfessionisten bisher Duldung von ihnen gewährt worden, so sei das durch ihren freien Willen geschehen; vielleicht, daß es ihnen gefalle, ein andermal ihre alte Befugnis zu erfrischen und in Übung zu bringen.

Forderung und Widerrede veranlaßten eine allgemeine Aufregung. König Ferdinand sagte, er habe schon geglaubt, im Hafen zu sein; da steige ihm plötz-

lich noch dies neue Unwetter mit einem Ungestüm auf, das alles zerrütten könne.

Soviel erkannte er bei einer nochmaligen Konferenz mit den Protestanten, daß diese in den Vorbehalt auch auf die bedingte Weise, wie es geschehen sollte, nicht willigen würden, wenn man ihnen nicht dagegen auch ihr Verlangen erfülle; da die bischöfliche Würde nun einmal der alten Religion vorbehalten wurde, so hielten sie es für eine Gewissenspflicht, ihre Glaubensgenossen vor möglichen Gewaltsamkeiten zu schützen. Wollte Ferdinand den Frieden noch zustande bringen, so mußte er nicht allein selbst ihnen beitreten, sondern auch allen seinen Einfluß dazu anwenden, die Gegenpartei herbeizubringen. Er stellte seinen geistlichen Freunden vor, daß ohne jenes Zugeständnis der Friede nur ein halber Friede sei und dem Bedürfnis nicht genüge. Da sie doch noch Schwierigkeiten machten, eröffnete er ihnen, er werde sie nicht von dannen gehen lassen, bis sie sich mit ihm verglichen hätten. Sein fester Wille bewirkte zuletzt, daß sie sich fügten. Sie machten nur die Bedingung, daß dieser Beschluß nur als eine Deklaration, und zwar nicht in offenem Abschied, erscheine.

Auch nachdem man so weit gekommen, fand sich noch eine Schwierigkeit in der Form. In dem Abschied ward jede einen Artikel desselben verändernde Erläuterung für unstatthaft erklärt. Es mußte erst eine Derogation dieser Bestimmung aufgesetzt und von den Geistlichen bewilligt werden, und zwar mit

einer Klausel, auf welche besonders die Protestanten drangen, daß eine weitere Erläuterung nicht mehr zugelassen werden könne.

Und nun wäre nur noch übrig gewesen, auch über die in Passau gegen die Reichsverwaltung in Anregung gebrachten Beschwerden zu Rate zu gehen.

Man ließ die Sache in Augsburg nicht aus der Acht. Die Entfremdung des Reichsiegels, die hohen Taxen der kaiserlichen Kanzlei und andere Dinge kamen im Kurfürstenrate zur Sprache. Man schlug wohl vor, daß jeder Stand seine besonderen Beschwerden aufsetzen und die Versammlung alsdann ein Verzeichnis aller dem König überreichen möge. Sollte man aber nach einem so großen Umschwung der Dinge nochmals die alten Gehässigkeiten hervorsuchen? Sachsen urteilte, es sei jetzt nicht mehr schicklich, nachdem das vortreffliche Werk des unbedingten Friedens zustande gekommen. Von allen Erinnerungen ward nur die eine beliebt, daß nach der Zusage des Kaisers ein mit Deutschen besetzter Hofrat mit einem deutschen Präsidenten errichtet werden möge.

So kam es am 25. September 1555 zum Reichsabschiede von Augsburg.

Man wird eingestehen müssen, daß die Bestimmungen über den geistlichen Vorbehalt und die religiöse Autonomie bischöflicher Untertanen künftige Zwistigkeiten wohl befürchten ließen; indes man konnte nun einmal nicht weiter kommen. Diese Bestimmungen drückten ungefähr das Verhältnis der

Macht aus, welches sich damals in den beiden Parteien entwickelt hatte; sie waren mehr eine Auskunft für den Augenblick, als ein Gesetz für alle Folgezeit.

Dagegen enthielt der Friede übrigens abschließende Festsetzungen von höchstem Werte.

Wie wir öfter bemerkt, der Protestantismus ist nicht bekehrender Natur. Er wird sich jedes Beitrittes, der aus Überzeugung entspringt, als eines Fortganges seiner guten Sache freuen, sonst aber schon zufrieden sein, wenn ihm nur selber verstattet ist, sich, ungeirrt von fremder Einwirkung, zu entwickeln. Dies war es, wonach die evangelischen Fürsten vom ersten Augenblick an strebten. Unaufhörlich aber hatte man es ihnen streitig gemacht, und die gefährlichsten, allen Besitz umwälzenden Kriege hatten sie darüber bestanden. Jetzt endlich gelangten sie zum Ziele: es ward ihnen ein unbedingter Friede gewährt.

Es mag nur wie ein leichtes Wort erscheinen, wenn es heißt: der Friede soll bestehen, möge die Vergleichung erfolgen oder nicht; aber darin liegt die Summe der Dinge, die große Änderung der Verfassung.

Fortan war nicht mehr so viel daran gelegen, ob ein päpstliches Konzilium die Protestanten verdammte oder nicht: kein Kaiser, keine Partei in den Reichsständen konnte ferner daran denken, die konziliaren Dekrete mit Gewalt gegen sie auszuführen, und Grund davon hernehmen, sie zu erdrücken.

Auch waren es nicht einzelne Meinungen, die man

duldete, wozu Karl V. sich wohl entschlossen hätte: es war ein ganzes System der Lehre und des Lebens, das zu eigener, selbständiger Entwickelung gedieh.

Was Luther in dem ersten Moment seines Abfalles, bei dem Kolloquium in Leipzig, in Anspruch genommen, Unabhängigkeit von den Glaubensentscheidungen des Papstes wie der Konzilien, das war nunmehr durchgesetzt.

Die Vergleichung in der Religion, die man noch in Aussicht stellte und wohl auch versuchte, hatte zwar noch immer ein großes deutsches Interesse, minder ein allgemeines; man möchte sagen: für die Welt war es wichtiger, daß sich die gesetzliche Trennung erhielt, die allein eine freie Bewegung nach dem nun einmal festgestellten Prinzip möglich machte.

In Rom empfand man es nicht wenig, daß fortan kein deutscher Fürst wegen „ketzerischer Bosheit“ verfolgt werden sollte. Aber von dem Begriff der Ketzerei sollte überhaupt nicht mehr die Rede sein. Die Anhänger der Augsburgischen Konfession traten den Mitgliedern der alten Kirche vollkommen ebenbürtig gegenüber; sie wollten dieser selbst nicht die Bezeichnung „katholisch“ zuerkennen, da auch ihr Bekenntnis eine heilige allgemeine Kirche voraussetzte. Eine Andeutung des Vorzuges der römischen Kirche würden sie in dem Reichsabschiede nicht geduldet haben. So sei es jetzt, sagt der Nuntius Delfino, und nicht anders; er schreibe es mit Tränen in den Augen.

Und von der größten Bedeutung war es nun, daß

die bischöfliche Jurisdiktion in den Gebieten der protestantischen Fürsten aufgehoben wurde. Der Gedanke, die geistliche Gerichtsbarkeit wiederherzustellen, wurde aufgegeben, weil dann an keinen Frieden zu denken gewesen wäre. Die weltlichen Fürsten mit ihren Ständen wurden gleichsam Erben der Bischöfe. Und da ihnen nun auch die eingezogenen Stifte verblieben, so ward ihre Unabhängigkeit von der Hierarchie überhaupt auf haltbarer Grundlage befestigt.

Zugleich wurden die Reichsordnungen nach der im 15. Jahrhundert angebahnten Tendenz erst eigentlich durchgebildet.

Die Feindseligkeiten des Kammergerichtes waren nicht allein beseitigt, sondern dieser Gerichtshof hatte durch den Anteil, der den Protestanten daran zu nehmen gestattet ward, nunmehr erst die ständische Verfassung wahrhaft erlaubt, welche ursprünglich beabsichtigt worden. Daß auch die religiöse Abweichung niemanden davon ausschließen sollte, darin lag die volle Durchführung des ursprünglichen, auf gleichen Anteil aller zielenden Gedankens. Die Kammergerichtsordnung von 1555 ist immer als ein Reichsgrundgesetz betrachtet worden; im westfälischen Frieden hat man sich darauf bezogen; später ist nur der Entwurf einer Veränderung zustande gekommen.

Und dabei hatte man doch eine gewisse Einheit erreicht, eine Verfassung zum Widerstande gegen innere und äußere Feinde gegründet, die wenigstens alle diejenigen wirklich gesichert hat, die sich ihr angeschlossen.

Daß auch diese Einrichtung großenteils ständischer Natur war, gehörte zu dem Ganzen der neuen Ordnung der Dinge.

Wie ganz anders nunmehr, als zu jenen Zeiten, wo die Reichstage sich unter dem Vorsitz päpstlicher Legaten versammelten, die einseitigen Berechtigungen des geistlichen und des weltlichen Oberherrn nichts als Verwirrung veranlaßten!

Noch bestanden aber die beiden Gewalten, von welchen man sich losriß. Noch lebte der Kaiser und war in der Nähe, der den Einrichtungen einen ganz anderen, einen dynastischen und religiösen Charakter zu geben gesucht hatte. Noch hielt das Papsttum alle seine Ansprüche fest und war mächtig genug, um sie nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Wir haben zu betrachten, welches Verhältnis sich nach beiden Seiten hin in diesem Augenblicke bildete.

Sechstes Kapitel.

Abdankung Karls V.

Die Aufmerksamkeit des Kaisers war in den letzten Jahren zwar von Deutschland nicht abgewendet, aber doch bei weitem mehr auf England gerichtet, wo ein Ereignis eintrat, das alle alten Tendenzen seiner Politik nach dieser Seite hin noch einmal belebte.

Eduard VI., unter dem die weltlichen und geistlichen Angelegenheiten von England einen ihm so widerwärtigen Gang genommen, starb im Juli 1553; nach kurzem Widerstreben einer von der Bevölkerung, namentlich auch der protestantischen, nicht unterstützten Partei bestieg die Tochter Heinrichs VIII. von seiner katholischen Gemahlin, Maria, Geschwisterkind mit dem Kaiser, den englischen Thron.

Das gute Verhältnis, das sich hierauf sogleich bildete, genügte jedoch dem Kaiser noch nicht. Er wollte es nicht dabei lassen, daß England in dem Kriege zwischen ihm und dem Könige von Frankreich nur neutral sein sollte; die Zeit schien ihm gekommen, wo der Gedanke Ferdinands des Katholischen, eine immerwährende Verbindung zwischen Spanien, England und den Niederlanden zustande zu bringen, noch besser ausgeführt werden könne, als dieser es ver-

mocht: er bot der neuen Königin, mit der er einst selbst verlobt gewesen, die Hand seines Sohnes, des Prinzen Philipp von Spanien, an, dessen erste Gemahlin vor ein paar Jahren gestorben war. Der römische König brachte einen seiner Söhne in Vorschlag; man wird sich aber nicht wundern, daß der Kaiser darauf nicht einging. Kam es darauf an, die antifranzösische und zugleich katholische Politik des westlichen Europa zu konsolidieren, so war hiezu der künftige Beherrscher Spaniens und der Niederlande bei weitem geeigneter, als ein machtloser Erzherzog. Es war die Zeit, in welcher Kurfürst Moritz in der Schlacht blieb und die französischen Angriffe Widerstand zu finden anfingen. Karl V. glaubte den Glücksstern noch einmal aufgehen zu sehen, unter welchem seine früheren Unternehmungen gelungen waren; noch einmal stiegen seine weltumfassenden dynastischen Gedanken ihm auf.

Es ist bemerkenswert, daß die eifrigsten Geistlichen der alten Kirche, wie gut katholisch Philipp II. auch war, diese Vermählung nicht unbedingt guthießen. Ihrem Enthusiasmus hätte es besser entsprochen, wenn eine jungfräuliche Königin ihre Sache ergriffen, das Schisma abgeschafft, die alten Gebräuche und Lehren wiederhergestellt hätte. Sie sagten ihr wohl selbst, die Sorge für die Sukzession an der Krone möge sie Gott überlassen, der sie so wunderbar erhoben. Der römische Hof aber billigte die Verbindung. Papst Julius erklärte, einen Gemahl müsse

die Königin haben, der ihr die vielen Feindseligkeiten, von denen sie bedroht werde, bestehen helfe; mit einem Eingeborenen dürfe sie sich jedoch nicht vermählen, denn ein solcher würde, um sich zu halten, den anderen Großen zu viele Zugeständnisse machen müssen; nur ein Prinz von so großer und so naher eigener Macht, wie König Philipp, werde sie gegen äußere und innere Feinde verteidigen können und durch sein Ansehen die Wiedervereinigung des Reiches mit der Kirche befördern. Und die Hauptsache: Maria selbst, obgleich um vieles älter, gab einen ganz unwiderstehlichen Drang kund sich mit Philipp zu vermählen. Sie hörte so viel von ihm, daß sie ihn liebte, ehe sie ihn gesehen hatte. Auch schien es ihr ehrenvoll, daß sich eben der reichste und mächtigste Prinz, den es in der damaligen Welt gab, um ihre Hand bemühte; das religiöse Motiv rechtfertigte die übrigen; genug, sie willigte ein.

Im März 1554 kam der Ehetraktat zustande, durch welchen eine ganz neue Aussicht für die Zukunft eröffnet ward. Der älteste Sohn aus dieser Ehe sollte dermaleinst England und die sämtlichen burgundischen Erblande vereinigen. Neben der spanischen und der deutschen wäre noch eine dritte, eine englische Linie des Hauses Österreich entstanden.

Aber auch für die nächste Zukunft hatte der Traktat viele Bedeutung. Philipp erhielt den Titel eines Königs von England und die Befugnis, an der Verwaltung teilzunehmen.

Und das muß man zugestehen, daß Philipp, der nun nach England kam — am Tage des heiligen Jakob, des Apostels von Spanien, am 25. Juli, ward die Vermählung vollzogen —, sich in seinem neuen Verhältnis mit vieler Klugheit betragen hat. Keinen Eingriff, noch viel weniger irgendeine Gewaltsamkeit, wie allgemein gefürchtet ward, ließ er sich zuschulden kommen. Vielmehr machte er wohl manche Rechte, die ihm zustanden, besonders in bezug auf sein Einkommen, nicht geltend. Es war für ihn eine Ehrensache, nichts von England zu brauchen, eher etwas zu geben, als zu nehmen. Seine ganze Hofhaltung bestritt er mit spanischem und niederländischem Geld; in langer Reihe sah man Wagen und Saumrosse, mit seinen Schätzen beladen, durch die Straßen der Hauptstadt nach dem Tower ziehen. Er nahm Engländer in seinen Dienst, belohnte diejenigen, welche der Königin besondere Treue bewiesen, sagte Pensionen zu und ließ sie richtig auszahlen. Da die Königin sehr bald in allem Ernste glaubte, guter Hoffnung zu sein, so gewann Philipp, dem in den Ehepakten für den Fall des Ablebens seiner Gemahlin die Vormundschaft über den Thronerben versichert worden, von Tag zu Tag einen größeren Einfluß.

Es leidet keinen Zweifel, daß seine Anwesenheit zur Herstellung des Katholizismus in England mächtig beigetragen hat.

Schon war eine starke Richtung dahin vorhanden,

die wohl auch daher rührte, daß die so eifrig protestantisch gesinnten Häupter der vorigen Regierung nach dem Ableben Eduards zu weit gegriffen, das Prinzip der einmal festgestellten Thronfolge verletzt und einen Weg eingeschlagen hatten, der wirklich zur Erneuerung der Bürgerkriege hätte führen können. Unmittelbar nach der Krönung der Königin versammelte sich ein Parlament, das fast wie jene, welche während der Bürgerkriege von den jedesmaligen Siegern versammelt worden, zu Beschlüssen schritt, die den früheren geradezu entgegengesetzt waren. Zunächst hielt man noch an der von Heinrich VIII. gegründeten Vereinigung geistlicher und weltlicher Macht fest, kehrte aber zu der von diesem König eingeführten Religionsform zurück und widerrief die unter Eduard VI. angenommenen Statuten. Natürlich geschah das nicht ohne großen Widerspruch, wie die Königin selbst sagt, „nicht ohne heftige Disputation und eifrige Arbeit der Getreuen"; aber es geschah. Nach einiger Zeit konnte man den Gedanken fassen, zu einer noch größeren Unternehmung zu schreiten. Im November des Jahres 1554 sollte auch die Religionsform Heinrichs VIII. aufgehoben und der Gehorsam gegen die römische Kirche überhaupt hergestellt werden. Ich finde, daß der Kaiser über die Art und Weise, dies zu bewirken, zu Rate gezogen ward. Auf seine Erinnerung trug man Sorge, den hohen Adel über die Besorgnis zu beruhigen, daß die von ihm in Besitz genommenen geistlichen Güter zurück-

gefordert werden könnten. Und so stark wuchs nun die katholische Meinung unter dem Einfluß des Hofes und der vorwaltenden Stimmung des Augenblicks an, daß sich das Parlament wirklich entschloß, und zwar beinahe einmütig, die Begründung einer englischen Kirche, auch soweit sie unter Heinrich VIII. gediehen, aufzugeben und unter den Gehorsam des Papstes zurückzukehren.

Auf den Kaiser machte es einen großen Eindruck, daß diese Rückkehr eines Königreiches in den Schoß der alten Kirche mit der Aussicht zusammentraf, ein Geschlecht katholischer Könige, sein eigenes Geschlecht, in demselben fortgepflanzt zu sehen. Er sagte wohl, wenn er schon halbtot sei, würden ihn Nachrichten dieser Art wieder ins Leben zurückrufen. Er sah darin eine unmittelbare Fügung des Himmels und gab zu vernehmen, sein Sohn sei noch zu großen Dingen bestimmt, für England und für die Christenheit.

Wäre der Thronerbe geboren worden, den man in öffentlichen Gebeten von Gott gleichsam forderte, mit beinahe frevelhaft-stürmischer Überzeugtheit, daß das Heil der Welt darauf beruhe, und einer unglaublich sicheren Erwartung, so würde Philipp wirklich in England Fuß gefaßt, alle neuen Einrichtungen würden Festigkeit gewonnen haben.

So wunderbar ist in der Verfassung der europäischen Staaten die Verflechtung des Persönlichen und des Allgemeinen, daß es wie eine Art von Weltbegebenheit erschien, als das nicht geschah, sondern

die Meinung der Königin über ihren Zustand sich endlich als ein Irrtum auswies.

Man fühlte sogleich, daß sich dann die von ihr unternommene Herstellung nicht über ihren Tod hinaus erhalten würde. Durch eine Kombination günstiger Umstände war sie zustande gebracht worden: mit denselben mußte sie verschwinden. Zu tief war bereits die evangelische Lehre in die Gemüter gedrungen. Man sah es bei den blutigen Verfolgungen, welche Maria verhängte und mit denen sie ihren Namen zum Abscheu der späteren Geschlechter gemacht hat. Sie brachte damit nur Märtyrer hervor, deren erhabene Standhaftigkeit an die ersten Zeiten des Christentums erinnerte und auf die Masse stärker wirkte, als die Predigten jemals hätten wirken können, die man damit abzustellen gedachte. Auch waren die evangelischen Lehren schon viel zu weit verbreitet: der venezianische Gesandte will versichern, daß es unter den jüngeren Männern, von weniger als 35 Jahren, vielleicht nicht einen einzigen von rein katholischer Farbe mehr gebe. Und wie hätte Philipp auch nur hoffen dürfen, sich alsdann persönlich dort zu halten? Man hatte sich wohl gehütet, ihm irgendein von dem Leben seiner Gemahlin oder dem Dasein eines Erben unabhängiges Recht zu gewähren, und war jetzt weit entfernt, ihm die Krönung, die er wünschte, zu bewilligen. Vielmehr gärte in der Tiefe der ganze nationale Widerwille, der seiner Ankunft vorausgegangen, dessen Ausbruch zu verhüten so viele

Vorsicht nötig gewesen; auch sein Name war durch die blutigen Exekutionen befleckt, als deren Beförderer er galt. Und dazu kam, daß die Staatsverwaltung, die freilich seit 20 Jahren hauptsächlich auf die geistlichen Einkünfte angewiesen war, jetzt, da diese wegfielen — wie denn die Königin ihr Gewissen nur durch Zurückgabe aller der Krone zugefallenen Kirchengüter beruhigen zu können meinte —, aus dem regelmäßigen Gange wich, drückende Maßregeln ergriffen, Schulden gemacht und dann doch die nötigsten Zahlungen nicht geleistet wurden. Es trat ein Zustand ein, wo man nur noch in der Voraussetzung gehorcht, die bestehende Regierung werde doch nicht lange dauern, wozu hier die schlechte Gesundheit Marias allen Anlaß gab. Aller Augen richteten sich bereits auf die nächste Nachfolgerin, die Tochter Heinrichs und der Anna Boleyn, Mylady Elisabeth. Welch ein Jubel empfing sie, wenn sie während der Verfolgungen, die auch sie ihresteils erlebte, in den Straßen von London erschien, noch in der Blüte der Jugend, aber angegriffen, bleich, geistvoll und stolz! Bald boten ihr die Mitglieder der vornehmsten Häuser wetteifernd ihre Dienste an; sie konnte als die Königin der Zukunft angesehen werden.

Obwohl Maria noch ein paar Jahre lebte, so mußte doch die Absicht, in welcher der Kaiser sie mit seinem Sohne vermählte, schon im Sommer 1555 als gescheitert betrachtet werden. Man erzählt, er sei gewarnt gewesen; aber diese religiös-dynastischen Kom-

binationen waren stärker als seine sonst in Berechnung geübte Klugheit und Voraussicht: sie rissen ihn mit sich fort.

Sehr begreiflich ist die Ungeduld, mit der er die Nachricht von der Niederkunft der Königin Maria erwartete; er hat den englischen Gesandten einst früh um fünf Uhr an sein Bett kommen lassen, um ihn wegen eines darüber verbreiteten Gerüchtes zu fragen: — nur ungern und langsam überzeugte er sich von der Richtigkeit ihres Vorgebens.

Hätten die Dinge in England sich befestigt, wäre dann, worüber von London aus eifrig unterhandelt ward, ein Friede mit Frankreich zustande gekommen, so möchte der Kaiser wohl auch auf der Prorogation des deutschen Reichstages bestanden und der Konzession des Religionsfriedens ernsten Widerspruch entgegengesetzt haben.

Statt der Erstarkung des Prinzipes der alten Kirche aber, die man erwartete, brach in der Mitte derselben noch einmal ein neuer Zwiespalt aus.

Im Mai 1555 bestieg ein Mann den römischen Stuhl, den der Kaiser von jeher als seinen persönlichen Feind hatte betrachten müssen, Johann Peter Caraffa, als Paul IV., der nun, weit entfernt, sich dem Kaiser anzuschließen, wie Julius III., oder auch nur wie Paul III. mit seinen Feindseligkeiten an sich zu halten, ganz offen damit hervortrat, bei der ersten Gelegenheit die Anhänger des Kaisers verfolgte und nach wenigen Monaten schon so weit war, daß er

einen seiner Vasallen aufforderte, seine Truppen fertigzuhalten, um die Bewegungen der Kaiserlichen zu unterdrücken. Der alte Hader zwischen Kaisertum und Papsttum brach nochmals aus. Wenn es dem kaiserlich-toskanischen Heer unter dem Marchese von Marignano um diese Zeit gelang, Siena wieder zu erobern, Stadt und Gebiet, auch Portercole (April bis Juni), und spanisch-deutsche Besatzungen daselbst einzuführen, so gewannen dagegen die Franzosen an einem Papste, der ihre alten Absichten auf Neapel offen begünstigte, und um den sich alle Mißvergnügten aus den italienischen Ländern des Kaisers sammelten, einen stärkeren Rückhalt, als sie seit vielen Jahren gehabt. Man mußte sich auf einen Krieg gefaßt machen, der das ganze System der spanischen Herrschaft in Italien, welches infolge der letzten Kriege aufgerichtet worden, noch einmal in Frage stellen und vielleicht ein entgegengesetztes, das der französischen Übermacht, herbeiführen konnte.

Man darf sich nicht verhehlen, daß diese Lage von Europa auch auf die deutschen Angelegenheiten eine große Rückwirkung ausgeübt hat. In einem Augenblick, wo sich die Türken zwischen Donau und Drau gegen Österreich ausbreiteten und die Grenzen gefährdeten, hatte es keine Hilfe weder vom Kaiser noch vom Papste zu hoffen. Der König war nur auf Deutschland und seine Erblande angewiesen. Daß dem so war, machte den Abschluß des Religionsfriedens dringend notwendig. Auch der Kaiser konnte sich

dieser Überzeugung nicht verschließen. Lange Zeit hatte er dem König auf keine Anfrage geantwortet; endlich, gegen den Schluß des Reichstages sprach er ihm seine Anerkennung darüber aus, daß er es bei den Reichsständen noch so weit gebracht habe, als dies der Fall war, für sich selbst freilich mit der erneuerten Erklärung, daß er sich in die Religionsangelegenheiten nicht einlassen wolle.

Überhaupt aber war er seit einiger Zeit damit beschäftigt, sich von den Geschäften zurückzuziehen.

Die Vermählung seines Sohnes mit Königin Maria hatte er dadurch gefeiert, daß er denselben seiner Gemahlin auch an Rang gleichstellte, ihm das Königreich Neapel übertrug, und zwar nicht allein dem Titel nach; gleich darauf ward es im Namen Philipps mit allen bei einem Thronwechsel herkömmlichen Formen in Besitz genommen. Auch Mailand übertrug er ihm und belehnte ihn mit Siena, ehe dies noch erobert war. Hatte er ihn nicht zu seinem Nachfolger im Kaisertum machen können, so überließ er ihm wenigstens diese italienischen Länder, an die ihm freilich kein anderer Rechtstitel zustand, als die alte Oberherrlichkeit der Kaiser darüber. Diese Übertragung ist der Akt, durch welchen diese Länder ihren alten Zusammenhang mit dem Reiche, das dabei in keiner Weise zu Rate gezogen ward, vollends verloren haben. Damals war damit noch eine innere Regierungsveränderung verknüpft. Die bisherigen Repräsentanten des Kaisers in Italien konnten sich

nicht mehr halten. Don Diego Mendoza, dem wir erst in Flandern, dann in England begegnen, begab sich nach Spanien. Ferrante Gonzaga ward nach den Niederlanden berufen und dort einer strengen Untersuchung seines Verhaltens unterworfen, die zwar mit persönlicher Freisprechung, aber doch nicht mit Herstellung in sein Amt endigte. Im Juni 1555 erschien der Herzog von Alba als Generalvikar Philipps II. in Italien; die toledanische Partei, der auch der Herzog von Florenz angehörte, behielt unter dem Einfluß des neuen Fürsten zunächst den Platz. Und auch hiebei konnte es sein Verbleiben nicht haben. Lange Zeit brachte man, auch nach der Übertragung, alle Geschäfte, die sich auf Italien bezogen, zunächst an den kaiserlichen Hof. Erst nachdem hier Beratung darüber gepflogen und vorläufig Beschluß gefaßt war, wurden sie dem königlichen Hofe zu London mitgeteilt. Dadurch entstand nun nicht allein eine neue, sehr unzuträgliche Verzögerung, sondern bald gaben sich auch Meinungsverschiedenheiten der Minister und der Höfe kund. „Was wir hier diesseits machen,“ heißt es in einem Schreiben vom Hofe Philipps, „wird von Euch da drüben verdorben, und von uns, was Ihr jenseits macht“. Nachdem Mendoza und Gonzaga gefallen, konnte sich auch Granvella, ja selbst Königin Maria, welche bisher die Regierung in der Nähe des Kaisers ungefähr in demselben Sinne geleitet, wie jene in Italien, nicht länger in ihrer Autorität behaupten. Das neue System, das Philipp

gründete, trieb das alte mit Notwendigkeit aus seiner Stelle.

Da ereignete sich nun, daß Donna Juana, die Mutter des Kaisers, deren Name, mit dem ihres Sohnes vereinigt, noch immer an der Spitze aller königlichen Erlasse stand, nach einem besonders heftigen Ausbruch ihres Wahnsinns endlich verstarb. Um die Vorkehrungen zu treffen, die hiedurch erforderlich wurden, und den Spaniern die Genugtuung zu geben, die sie in Anwesenheit eines Fürsten aus dem regierenden Hause von jeher erblickten, schien es nötig, daß entweder Karl selbst oder Philipp nach Spanien ginge.

Eine Zeitlang schwankten die Meinungen in Brüssel, welcher von beiden diese Reise unternehmen würde; ein ernstlicher Zweifel konnte aber wohl niemals obwalten.

Dem Kaiser hatten seine Ärzte längst geraten, sich nach einem wärmeren Himmelsstrich, in reinere Luft zurückzuziehen. Den jungen König würde dagegen eine Entfernung vom Mittelpunkt der Geschäfte, an denen er kaum Anteil zu nehmen begonnen hatte, um allen Einfluß darauf und auch um sein Ansehen in Europa gebracht haben; die Gegner des Hauses wünschten nichts Besseres. Wenn sich dagegen der Kaiser entfernte und Philipp in den Niederlanden blieb, wie er denn daselbst im September 1555 erschien, so war die natürliche Folge, daß die Regierung auch dieser Lande, wie der italienischen, an ihn überging. Die

bisherige Verwaltung hätte ohnehin neben seinen Ministern keinen Augenblick bestehen können.

Man hatte damals gemeint, Königin Maria, die auch während der Anwesenheit des Kaisers die Leitung der Regierung in ihrer Hand behielt, habe sie ungern aufgegeben; urkundlich findet sich nur, daß sie den Kaiser kurz vorher auf das dringendste ersucht hat, sie von dieser Last zu befreien: denn nur bis auf die Rückkehr ihres Neffen habe sie dieselbe übernommen; als Frau sei sie, besonders in Kriegszeiten, doppelt unfähig, sie zu führen. Unter den Gründen, die sie angibt, dürfte der folgende der wahrhafteste sein. Ein untergeordneter Fürst habe darin, sagt sie, eine schwerere Stellung als ein regierender, weil dieser nur zur Rechenschaft gegen Gott verpflichtet sei, jener aber zur Rechenschaft zugleich gegen Gott und den souveränen Fürsten selbst; sie hege die vollkommenste Hingebung gegen ihren Neffen; dennoch würde es für sie in ihren Jahren eine harte Sache sein, nachdem sie dem Kaiser bis zum Ende gedient habe, wieder von vorn mit dem A-B-C anzufangen; sie wolle bei einem Gott und einem Herrn und Meister bleiben. Wie auch die Worte lauten, dabei bleibt es doch, daß sie unter dem König, ihrem Neffen, die Regierung nicht zu führen entschlossen war.

Von dem hört man, daß er des Landes und seiner Hilfsquellen vollkommen Meister sein wollte, um der schwierigen Lage, in der man sich befand, gewachsen

zu sein. Nach einigem Schwanken gab der Vater ihm nach.

Gegen Ende des September kündigte der Kaiser den vornehmen Herren und den Ständen der Provinzen seine Absicht an, nach seinen spanischen Königreichen zu gehen und, weil ihm seine Gesundheit sich den Mühseligkeiten und Reisen, wie die bisher unternommenen, zu unterziehen verbiete, so daß eine Rückkehr nicht in Aussicht stand, zugleich seinen Entschluß, die diesseitigen Landschaften an seinen Sohn abzutreten, welcher von ihnen schon als ihr künftiger Herr und Fürst anerkannt worden sei. Von einer Verzichtleistung auf die Gesamtregierung geschah dabei keine Andeutung; aber von weitester Aussicht war es doch, daß er den Entschluß aussprach, die Niederlande, die als die vornehmste Grundlage seiner persönlichen Weltstellung angesehen werden konnten, bei Lebzeiten an seinen Sohn zu überlassen. Er forderte die Provinzen auf, ihre Deputierten, mit den erforderlichen Vollmachten versehen, demnächst nach Brüssel zu schicken, um der Übertragung beizuwohnen.

Hie und da fand sich doch in einer und der anderen Provinz einige Widerrede. Man meinte, wohl der Abdankung beiwohnen, aber den neuen Fürsten als solchen nicht anerkennen zu können, bevor er persönlich in ihrer Mitte erschienen sei. Nachdem die Sache einmal beschlossen war, gab sich Königin Maria alle Mühe, diesen Widerspruch zu beseitigen; die Vollmachten wurden in der bestimmten Form, in der man

sie brauchte, in die Provinzen geschickt und, als die Deputierten ankamen, dem Kaiser erst vorgelegt.

Auch die Ritter des Goldenen Vließes waren einberufen; in deren Versammlung begann am 21. Oktober 1555 der feierliche Akt der Abdikation. Der Kaiser zeigte sich weder kirchlich noch politisch sehr friedfertig gestimmt. Er eröffnete dem Kapitel, daß er dem Könige Heinrich II. von Frankreich den Michaelsorden zurückzuschicken gedenke, nicht allein wegen der andauernden Feindseligkeit, die ihm derselbe beweise, sondern auch, weil er Ketzer und Verräter in seinen Orden aufgenommen. Die Frage ward erhoben, ob Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der des Luthertums verdächtig sei, noch ferner zu dem Kapitel berufen werden könne. Die Hauptsache der Verhandlung war, daß der Kaiser den Versammelten seine Absicht ankündigte, wie die Regierung der diesseitigen Länder samt Burgund, so auch die Würde eines Hauptes und Souveräns des Ordens vom Goldenen Vlies, die an dieselbe sich knüpfe, auf seinen Sohn, den König von England, zu übertragen. Philipp trat einen Augenblick ab, während dessen die Ritter sich besprachen. Man kann denken, daß sich keine Stimme gegen den Vorschlag erhob; doch sollte keine Form unbeachtet bleiben. Als Philipp wieder eintrat, ward er als der neue Souverän des Ordens beglückwünscht, und man faßte den Beschluß, demgemäß dessen Siegel zu verändern.

Hierauf, am 25., versammelten sich die Mitglieder

der Stände im kaiserlichen Palast. Es war derselbe Saal, in welchem Karl vor vierzig Jahren für mündig erklärt worden und damit die Regierung von Brabant angetreten hatte. Jetzt waren die Deputationen aus den gesamten Provinzen beisammen; nach der unter denselben hergebrachten Rangordnung nahmen die Abgeordneten, die von jeder aus den drei Ständen genommen waren, ihre Plätze auf den Bänken ein.

Es war um drei Uhr nachmittags — denn früher erlaubte der Zustand seiner Gesundheit dem Kaiser nicht, auszugehen —, als er mit seinem Hof in die Versammlung eintrat. Jedermann erhob sich. Der Kaiser, der an einem Stab einherging, stützte sich überdies mit seiner Hand auf die Schulter des Prinzen von Oranien, indem er nach seinem erhöhten Sitze schritt; zu seiner Rechten nahm sein Sohn, zu seiner Linken seine Schwester Platz.

Nachdem einer seiner gelehrten Räte die Proposition der Übertragung vorgetragen hatte, ergriff er selbst das Wort. Er hielt ein Papier in den Händen, auf dem er sich einige Notizen verzeichnet hatte; seine Stimme war noch laut genug, um allenthalben verstanden zu werden. Er erinnerte an jenen seinen Eintritt in die Regierung, an den bald darauf erfolgten Tod seines Großvaters, Ferdinands des Katholischen, der ihn nach Spanien zu gehen genötigt, und an die Kaiserwahl in Deutschland, um die er sich hauptsächlich zum Vorteil der diesseitigen Landschaften bemüht habe. Er zählte die mancherlei Reisen auf, die

er von einem Lande nach dem anderen, zu Land und zur See, habe unternehmen, und gedachte der Kriege, die er notgedrungen habe führen müssen. Von diesen Mühseligkeiten leitete er den elenden Zustand her, in dem er sich befinde. Und schon längst habe er die Unzulänglichkeit seiner Kräfte für eine so große Last empfunden; aber nachdem der Krieg wieder ausgebrochen, habe er sie auch auf keine andre Schulter wälzen wollen, zumal da auch sein Sohn noch zu jung gewesen wäre, um sie zu übernehmen; er habe alles getan, was in seinen Kräften gestanden, er bedauere nur, daß es nicht mehr gewesen sei. Er erwähnte dann mit einem dankbaren Lobspruch des Eifers, mit dem sich seine Schwester der Regierung angenommen; von ihr würden sie auch erfahren haben, wieso die letzten Unterhandlungen mit Frankreich gescheitert seien; es tue ihm leid; doch anders sei es nicht: er könne ihnen den Frieden nicht verschaffen. Aber den Krieg zu führen fühle er sich nunmehr vollkommen unfähig; dagegen sei sein Sohn zu männlichen Jahren gelangt; es sei lediglich Besorgnis vor der Widerwärtigkeit, die aus seiner eigenen Unfähigkeit, seinem Berufe zu genügen, entspringe, wenn er seine Stelle und die Niederlande an ihn abtrete.

Die Rede des Kaisers war darauf berechnet, seine Abdikation als eine Notwendigkeit, selbst als eine Pflicht zu motivieren. Daran knüpfte er eine Ermahnung zum Gehorsam gegen den neuen Fürsten, zur

Eintracht und zu streng-katholischer Kirchlichkeit; er bat die um Verzeihung, denen er wider seinen Willen Unrecht getan haben möge. Nicht das etwa, fügte er noch hinzu, tue ihm leid, daß er die Herrschaft aufgebe, sondern es schmerze ihn, daß er das Vaterland, worin er geboren worden, und so viele treu ergebene Vasallen verlassen müsse; der Tod seiner Mutter rufe ihn nach Spanien. Die Anwesenden wurden von dem Gefühl ergriffen, welches sich beim Anblick der Vergänglichkeit menschlicher Größe und des irdischen Daseins der Gemüter unwiderstehlich bemächtigt; dem Kaiser selber stiegen die Tränen auf.

Auch Königin Maria legte in dieser Versammlung das Amt einer Regentin nieder. Sie bat wegen der Fehler, die sie begangen haben möge, um Verzeihung; mit frauenhafter Verbindlichkeit fügte sie hinzu, wenn deren nicht mehr vorgekommen sind, so verdanke sie das nur dem Beistand und guten Rate der Stände selbst. Dabei hatte sie jedoch ein sehr bestimmtes Gefühl von der Veränderung der Gesinnungen der Menschen, in bezug auf den Fürsten sowohl, wie in der Religion. — So sprechen andere Besorgnis vor den unerfahrenen Leuten, die in die Verwaltung eintreten würden, und vor deren neuen Maßregeln aus.

Ein Moment voll Schicksal und Zukunft! Da war der mächtige Kaiser, der bisher die großen Angelegenheiten der Welt verwaltet hatte; mit denen, die ihm zunächst standen, beinahe der Generation, die ihn umgab, nahm er Abschied. Neben ihm erschienen die

Männer, denen die Zukunft gehörte, Philipp II. und der Prinz von Oranien, in denen sich die beiden entgegengesetzten Direktionen repräsentierten, die fortan um die Weltherrschaft kämpfen sollten.

Unverzüglich empfing der neue Fürst von den Ständen den Eid der Treue; — sogleich zeigte sich, daß die begonnene Veränderung dabei nicht stehen bleiben würde.

Da widrige Winde und ein Krankheitsfall den Kaiser an sofortiger Abreise verhinderten, so wurden die wichtigsten Sachen, auch wenn sie z. B. Italien betrafen, wie denn der florentinische Gesandte den Auftrag hatte, den Kaiser von allem in Kenntnis zu setzen, nach wie vor an ihn gebracht. Er wies sie nicht von sich; da er aber nicht gesund genug war, sie zu erledigen, und nur die Antipathien und Reibungen der beiderseitigen Minister darüber erwachten, so führte dies zu einer Krisis, aus der die vollständige Abdankung hervorging.

An sich leuchtet ein, daß bei den engen Beziehungen, die sich zwischen den Ländern des Kaisers gebildet, eine Trennung derselben in zwei verschiedene Administrationen die größten Schwierigkeiten darbot. Ganz unübersteiglich zeigten sie sich in einem Augenblicke, wo ein neuer, großer Krieg bevorstand. Gegen Ende des Jahres liefen Nachrichten von einem zwischen Paul IV., dem Könige von Frankreich und dem Herzog von Ferrara zu einer neuen Verteilung der italienischen Länder getroffenen Bündnis ein. Man muß be-

kennen, die Minister Philipps II. hatten nicht Unrecht, wenn sie erklärten, die burgundischen und italienischen Länder ohne Beihilfe der spanischen nicht verteidigen zu können. Wir haben unverwerfliche Nachrichten, daß Philipp II., von einigen Italienern, wie Tornabuoni, noch besonders angefeuert, dies seinem Vater eines Tages sehr lebhaft und ernstlich dargestellt hat.

Und zugleich erhob sich in dem Kaiser, bei dem es für sein gesamtes Tun eines äußeren Anstoßes bedurfte, eine Sehnsucht nach Zurückgezogenheit und klösterlicher Büßung, mit der er sich schon lange getragen, zu vollem Bewußtsein.

Noch als seine Gattin lebte, hatten sie sich wohl geträumt, am Ende ihrer Tage, nach abgelegter Herrlichkeit der Welt, in ein paar benachbarten Klöstern zu leben, er in einem Mannskonvent, sie unter Klosterfrauen, und dann unter dem Altar einer Kirche gemeinschaftlich begraben zu werden.

Bei der Rückkehr von dem unglücklichen Unternehmen gegen Algier an die spanische Küste bemerkte man, welchen Eindruck der Friede, die Einsamkeit und die einfache Lebensweise des ersten Klosters, das er antraf, auf ihn machten.

Im tiefsten Geheimnis vertraute er bald darauf, im Jahre 1542, zu Monzon, dem Francisco de Borja seine Absicht, sich einmal in ein Kloster zurückzuziehen, mit ausdrücklichen Worten an.

Damals aber hatte ihn der Strom der Ereignisse

noch einmal ergriffen; im Grunde ist das meiste, was sein Andenken in der Welt unvergeßlich gemacht hat, erst nachher geschehen; er hatte noch einmal den kühnen und großartigen Versuch gemacht, seinen Begriff eines römisch-gläubigen Kaisertums zu realisieren; damit aber war es nun auch vorbei.

Was war ihm an der Macht gelegen, wenn sie ihm nicht mehr zur Ausführung seiner Gedanken dienen konnte? Als er sich in dem Falle sah, den unbedingten Frieden in Deutschland zwar nicht ausdrücklich bestätigen zu müssen — niemals hätte er das getan —, aber ihm doch auch nicht widerstreben zu können, meldete er seinem Bruder, daß er ihm die kaiserliche Würde überlasse. Nur in der besonderen Bedeutung, wie er das Kaisertum gefaßt, hatte es Wert für ihn.

Und dazu kam noch eine Gewissensbedrängnis sehr persönlicher Art, die erst jetzt hervortauchte. Er bekannte, er habe unrecht daran getan, daß er sich aus Liebe zu seinem Sohne nicht zum zweiten Male vermählt habe, und verhehlte nicht, daß er darüber in Sünden gefallen sei, die er jetzt büßen wolle, um sich vor seinem Ende mit seinem Gott zu vergleichen.

Am 15. Januar 1556, in einer Versammlung der angesehensten Spanier, die sich in den Niederlanden befanden, in Anwesenheit der beiden Königinnen, seiner Schwestern, übertrug der Kaiser auch die spanischen Königreiche an seinen Sohn.

In allen spanischen Hauptstädten, auf der Halb-

insel selbst und in den Vizekönigreichen auf einer anderen Hemisphäre, wurden darauf die Fahnen für den König Don Felipe den Zweiten erhoben, nicht anders, als ob König Carlos, für sie dieses Namens der Erste, bereits gestorben sei.

So rasch und leicht konnte es nun aber mit der Übertragung des Kaisertums nicht gehen.

Wie Ferdinand später erzählt, langte unmittelbar vor dem Schlusse des Reichstages von 1555 der kaiserliche Geheimschreiber Pfinzing bei ihm in Augsburg an mit der mündlichen und schriftlichen Anzeige, daß Karl das Kaisertum ihm abzutreten wünsche, und zwar unverweilt: noch die damalige Reichsversammlung sollte die Sache zu Ende bringen. Ferdinand zeigte, wie unmöglich dies sei, da die Versammlung noch an demselben Tage geschlossen werden müßte und die Sache ohnehin nicht vor den Reichstag, sondern vor die Kurfürsten gehörte. Er versichert, er habe alles getan, um den Kaiser von diesem Gedanken zurückzubringen: viermal nacheinander, durch Pfinzing und Gusman, dann durch seine Söhne Ferdinand und Maximilian, habe er ihm Gegenvorstellungen machen lassen; es sei aber alles vergeblich gewesen.

Manche wollten vermuten, Ferdinand habe absichtlich gezögert, die Sache in Gang zu bringen, um nicht etwa seinem Neffen Gelegenheit zur Erneuerung seiner alten Versuche zu geben, wie denn wenigstens der Einwand, den die Kurfürsten machten, daß man nicht so viele Häupter auf einmal haben könne, durch

die Abdankung wegfiel. Allein ich finde davon keinen Beweis. Noch vor dem Reichstage hatte der Kaiser seinem Bruder die Versicherung gegeben, daß seine Absicht nicht dahin gehe, nach seiner Art nicht ausdrücklich, aber unzweideutig; daran hielt er fest.

In dem Briefwechsel zwischen beiden Brüdern in den Jahren 1555 und 1556, soweit ihn das Brüsseler Archiv aufbewahrt, findet sich überhaupt das alte herzliche Verhältnis wieder, das früher so lange obgewaltet; war etwas dazwischen vorgefallen, so war das nun so gut wie vergessen.

„Wo ich auch sein möge," schreibt Karl am 19. Oktober 1555 zu einer Zeit, wo von seiner nahen Abreise die Rede war, „immer werdet Ihr in mir meine alte brüderliche Zuneigung finden, und ich will alles dafür tun, daß sich unsere Freundschaft auch unter den Unseren fortsetze."

„Ich darf versichern," antwortete Ferdinand, „daß ich nichts mehr wünsche, als in der Untertänigkeit und brüderlichen Freundschaft, die ich bisher gegen Ew. Majestät gehegt, bis ans Ende zu verharren; so bleibe es auch unter unserer Nachkommenschaft; ich werde die Meinen anweisen, daß sie denselben Weg wandeln."

Noch einmal versichert hierauf der Kaiser seinen Bruder der Liebe, die er ihm schuldig sei: das wisse der, der sie geschaffen; ein großer Trost würde es ihm gewesen sein, Ferdinand noch einmal vor seiner Abreise zu sprechen.

Ferdinand sendete wenigstens Maximilian, der sonst nicht in Gnaden gestanden; aber jetzt ward auch dies Verhältnis ausgeglichen; alle gegenseitigen Ansprüche wurden freundlich gehoben, und Maximilian muß gestehen, daß er sehr gut behandelt worden sei.

Sorgfältig vermied der Kaiser jede weitere Teilnahme an Geschäften, die mehr als bloße Kanzleisachen waren. Zu der Reichsversammlung, die im Juli 1556 in Regensburg eröffnet ward, verweigerte er, Abgeordnete zu schicken, was er doch noch vor dem Jahre getan, so daß er jetzt auch gar nicht mehr gefragt werden konnte. „Ich werde mich," schreibt Ferdinand, „dem Wunsche Ewr. Majestät fügen und im Namen Gottes, so weit er es mir eingeben wird, die Geschäfte führen." Man sieht, es ist das Gefühl des Beginnens, das sich in diesem Briefe ausspricht; die Leitung dieser Versammlung ist der Anfang der selbständigen Reichsverwaltung Ferdinands.

Endlich, im September 1556, kam dann auch die Zeit, wo der Kaiser wirklich von Zeeland aus nach Spanien unter Segel ging. Es war eine seiner letzten Handlungen in diesseitigen Landen, daß er eine Gesandtschaft, an deren Spitze Wilhelm von Oranien stand, abordnete, um den Kurfürsten seine Verzichtleistung zugunsten seines Bruders anzukündigen. In der Urkunde sind die Ausdrücke, die jede Bedingung dabei ausschließen, recht absichtlich gehäuft. Es heißt darin, er trete demselben das heilige Reich und römische Kaisertum ab, samt dessen Verwaltung, Titel,

Hoheit, Szepter und Krone, mit allen und jeglichen Rechten, frei, vollkommen, unwiderruflich.

Wenn Ferdinand nicht rascher vorschritt, so liegt das nur daran, daß die Dinge in Deutschland überhaupt langsam gehen und vor allem gut vorbereitet sein wollen.

Als die Kurfürsten zuerst, doch nur im allgemeinen, Nachricht von dem Vorhaben der Übertragung des Reiches erhielten und zu einer Zusammenkunft deshalb eingeladen wurden, fürchteten sie fast, es werde nur von der Verwaltung die Rede sein, und Karl werde sich Titel und Krone vorbehalten wollen.

Sie urteilten, daß dies nicht genügen würde, und nicht unmerkwürdig sind die Gründe, die Sachsen und Brandenburg, welche bei Gelegenheit einer festlichen Zusammenkunft darüber berieten, dagegen anführten.

Sie meinen, dann könne es dem Kaiser unter veränderten Umständen wohl beikommen, die Verwaltung einmal wieder zu ergreifen, Truppen ins Reich zu führen, einen Fremden zum Kaiser zu machen und die Kurfürsten, die ihre Stimme dazu nicht geben wollten, mit Gewalt zu erdrücken. Oder im Gegenteil, wenn das nicht geschehe, der Kaiser nur den Namen führe und nicht das Amt verwalte, so könne der Papst daher Anlaß nehmen, die kaiserliche Krone auf Frankreich, wie er ohnehin wünsche, zu übertragen.

Überhaupt aber müsse womöglich der Gefahr ein

Ende gemacht werden, daß der König von Frankreich, durch seine Kriege mit dem Kaiser veranlaßt, gegen das Reich um sich greife; leicht könne derselbe sonst den Rheinstrom gewinnen.

Wir sehen wohl: diese Kombination, nach welcher ein Fürst, dessen Macht auf außerdeutschen Verhältnissen beruhte, die Krone innehatte und dadurch entweder, wenn er stark und mächtig war, die Freiheit des Reiches gefährdete oder, wenn er das nicht war, die Grenzprovinzen dem gewaltsamen Umsichgreifen seiner Feinde aussetzte, wünschten sie abgestellt zu sehen. Eine Übertragung der Verwaltung verwarfen sie nur als unvollständig; aus demselben Grunde aber waren sie sehr geneigt, die Verzichtleistung anzunehmen.

Eine Zeitlang war die Mahlstatt der Versammlung zweifelhaft. Ferdinand wünschte einen den Erblanden bequem gelegenen Ort, etwa Eger oder auch Ulm; die Kurfürsten beharrten auf dem für die Wahlhandlungen durch das Herkommen festgesetzten Frankfurt; darüber ward dann weitläufig hin und her geschrieben, und es dauerte bis in den Anfang des Jahres 1558, ehe man — und zwar eben in Frankfurt — zusammenkam.

Am 25. Februar 1558 hörten die Kurfürsten das Anbringen des Prinzen von Oranien, der sich entschuldigte, daß sein Beglaubigungsschreiben von so altem Datum sei.

Da der Antrag mit den Wünschen, die sie hegten,

zusammentraf, so fiel jeder Widerspruch weg. Sie ergriffen nur die Gelegenheit, durch die von dem römischen Könige zu beschwörende Kapitulation den zuletzt getroffenen Reichseinrichtungen eine neue Festigkeit zu geben.

Noch einmal wurde hier der zu Passau vorgelegten Beschwerden gedacht; wir finden sie aufs neue Punkt für Punkt von den kurfürstlichen Räten begutachtet; allein, wenn man sich schon in Augsburg überzeugt hatte, daß die meisten durch die dort beschlossenen Einrichtungen von selbst erledigt worden, so war das jetzt, da Würde und Verwaltung des Kaisertums auf immer an Ferdinand übergingen, noch mehr der Fall; — man hielt für hinreichend, sie demselben, wie sie waren, zu übergeben, damit er selbst sehen möge, was davon noch abzustellen sei.

In der Kapitulation dagegen ward nun die Verpflichtung auf die Reichsbeschlüsse des Jahres 1555 überall, wo die Gegenstände derselben in Erwähnung kamen, so nachdrücklich wie möglich eingeschaltet. Ferdinand gelobte, den Religionsfrieden sowohl als den Landfrieden und dessen Handhabung, wie sie im Jahre 1555 aufgerichtet worden, und die dort zustande gekommene revidierte Kammergerichtsordnung stät und fest zu beobachten. Er versprach, nichts dagegen weder selbst zu verfügen, noch sich von einzelnen Ständen bewilligen zu lassen, noch auch anzunehmen, wenn es ihm bewilligt würde. Alle früheren Reichsordnungen sollten nur gültig sein, insofern

sie mit den Beschlüssen vom Jahre 1555 übereinstimmten.

Am 14. März 1558 beschwor zuerst Ferdinand in Gegenwart sämtlicher Kurfürsten in der Kurkapelle der Bartholomäuskirche diese Kapitulation; hierauf setzte ihm der Erzkämmerer des Reiches, Kurfürst Joachim II., die goldene Krone auf; dann begaben sie sich sämtlich auf eine dort vor dem Chor aufgerichtete Bühne. Indem sie sich hier nach althergebrachter Ordnung niedergelassen, zur Rechten des Kaisers Mainz und Pfalz, zur Linken Köln, Sachsen und Brandenburg, vor ihm Trier — die Unterämter von Pfalz und Sachsen, Seldeneck und Pappenheim, standen mit Reichsapfel und Schwert vor Ferdinand, Joachim II. hielt das Szepter selbst in seiner Hand —, stiegen von der anderen Seite eine breite Brücke, welche die Kirche mit der Bühne verband, die Bevollmächtigten Karls V., der Prinz von Oranien und der Vizekanzler Seld, hinauf. Seld verlas die kaiserliche Vollmacht und die Urkunde der Zession, Dr. Jonas die der Annahme von seiten Ferdinands, die denn hauptsächlich enthielt, daß er mit dem Rate der Kurfürsten, den er sich erbat, zu regieren gedenke. Hierauf ward König Ferdinand als erwählter römischer Kaiser proklamiert. Im Namen der Kurfürsten begrüßte ihn der Erzkanzler des Reiches, im Namen der Reichsfürsten, die sich sehr zahlreich eingefunden, Christoph von Württemberg; Ferdinand gelobte, ihre Privilegien zu halten. Man sah, daß sich alle,

welches auch ihre religiösen Meinungen sein mochten, wieder als eine Einheit fühlten, auf dem Grunde des von keiner künftigen dogmatischen Festsetzung abhängigen immerwährenden Friedens. Der Gottesdienst, mit welchem sie die Feierlichkeit beschlossen, war so eingerichtet, daß die einen und die anderen demselben beiwohnen konnten.

Man fühlte, daß es auch außerhalb der dogmatischen Gegensätze etwas gebe, das doch auch Religion sei, obgleich es sich nicht so leicht aussprechen ließ; hauptsächlich aber sah man, daß jenseit der Fragen über Mein und Dein, die daraus entsprungen, und jenseit aller damit zusammenhängenden politischen Irrung noch etwas Gemeinsames liege, was man schlechterdings festhalten müsse, die Idee des Reiches. Karl V. hatte in dem Kaisertum ein ihm zugefallenes, von ihm persönlich geltend zu machendes Recht gesehen; jetzt kam dasselbe wieder an die Gemeinschaft der Fürsten zurück. In jenem Verzeichnis der Beschwerden wird der Begriff des heiligen Reiches festgehalten; es wird als ein solches bezeichnet, das auf dem Wege freier Wahl sich selbst und der ganzen Christenheit ein weltliches Haupt zu setzen habe und nach den alten Rechten und Herkommen, mit Wissen, Willen und Rat der Stände zu regieren sei. Man faßte dabei sehr gut die doppelte Beziehung der inneren Ordnung und des äußeren Ranges, auf denen es beruht, die miteinander gegründet worden, nicht

an die Person, sondern an die Gemeinschaft geknüpft waren, und die man nicht fallen lassen durfte. Ein jeder fühlte wohl, daß er außerhalb dieser Vereinigung nur wenig bedeute.

Besonders waren die sechs Kurfürsten davon durchdrungen.

Gleich bei der Einladung zu einer persönlichen Zusammenkunft hatten Sachsen und Brandenburg den Gedanken gefaßt, dieselbe zur Erneuerung des Kurfürstenvereins zu benutzen, der lange Zeit die vornehmste Macht im Reiche gebildet. Sie waren der Meinung, auch das frühere Ansehen des Kollegiums lasse sich wiedergewinnen, wenn es nur in allem zusammenhalte, was die Wohlfahrt des Reiches und die eigene Hoheit anlange.

Es kam ihnen hiebei zustatten, daß die Erinnerung an die alten Rechte durch ein neues Verdienst wieder belebt worden war. Wie wir sahen, waren die Einrichtungen des Reichstages von 1555 in alle dem, worin man sich vereinigt hatte, das Werk des Kurfürstenrates.

In dem neuen Vereine nun, der wenige Tage nach dem Akte der Renunziation, am 18. März, zustande kam, gelobten die Kurfürsten vor allem, über diesen Ordnungen zu halten und einander zu Hilfe zu kommen, wenn einer von ihnen „dem Frieden in Religions- oder Profansachen zuwider“ angegriffen werden sollte. Bei dem Entwurf der Kapitulation hatten sie sich das Recht vorbehalten wollen, nur in ihrem

eigenen Rate zu deliberieren, nicht zu einem Ausschuß aus beiden Räten genötigt zu werden, was in der letzten Versammlung ihnen und der gemeinen Sache so vorteilhaft gewesen war; — Ferdinand hatte jedoch aus Rücksicht auf das Fürstenkollegium Bedenken getragen, dies zu genehmigen; sie halfen sich dadurch, daß sie in dem Vereine übereinkamen, zu einem solchen Ausschuß niemals einzuwilligen. Mit besonderem Nachdruck verpflichteten sie sich, einander nicht etwa um der Religion oder der Zeremonien willen von den Wahlen auszuschließen oder dazu unfähig zu achten. Sie betrachteten sich fortwährend als die vordersten Glieder des römischen Reiches und, auch nachdem die Hälfte von ihnen sich von der römischen Kirche getrennt hatte, in ihrer Gesamtheit als die Säulen des Reiches und der Christenheit. Sollte sich jemand, wer auch immer, unterwinden, das heilige Reich der deutschen Nation zu entziehen und auf eine andere zu übertragen, so wollen sie sich gemeinschaftlich dagegensetzen; keiner soll den anderen verlassen. Das schwören sie einander, alle in der von den Protestanten angenommenen Formel: bei Gott und dem heiligen Evangelium.

In dieser Urkunde finden sich Ausdrücke, die an den frühesten Kurverein vom Jahre 1338 erinnern; ein späterer, von 1446, wird darin ausdrücklich erwähnt, die Goldene Bulle zu wiederholten Malen. Wie wir bemerkten, daß alle seit Friedrich III. versuchten Reichseinrichtungen durch die Beschlüsse von 1555

vollendet und erst recht festgestellt wurden, so gab es dem neuen Zustande, der sich in deren Folge bildete, noch eine besondere Gewähr, daß die Erneuerung der kurfürstlichen Macht sich damit verband, deren Wurzeln in noch bei weitem ältere Zeiten zurückreichen.

Freilich konnte sich nun auch niemand wundern, wenn der Repräsentant der in den hierarchischen Jahrhunderten gebildeten Rechtgläubigkeit und geistlich-weltlichen Gewalt, der römische Papst, sich diesen Dingen widersetzte.

Paul IV. haßte ohnehin das Haus Österreich, dem er das Emporkommen der protestantischen Meinungen zuschrieb; er konnte Ferdinand nicht vergeben, daß unter seinen Auspizien ein Reichsabschied zustande gekommen war, wie der augsburgische von 1555. „Was könne," heißt es in einem seiner Schreiben, „dem katholischen Glauben Widerwärtigeres begegnen, als was dort in Augsburg beschlossen worden?" Der römische Hof hat ihn niemals anerkannt.

Ebenso lief es aber allen Begriffen Pauls IV. von der päpstlichen Oberhoheit auch über das Kaisertum entgegen, daß Karl V. demselben entsagte, ohne mit ihm darüber Rücksprache genommen zu haben, und zwar in die Hände der Kurfürsten, nicht in die seinen. Er erklärte die ganze Entsagung für null und nichtig, für nicht minder ungültig die darauf erfolgte Wahl, die von Ketzern, ja von Häresiarchen vorgenommen worden. Er äußerte Zweifel selbst über die persön-

liche Befähigung Ferdinands, der da lebe wie Eli und sich nicht darum kümmere, daß sein Sohn Maximilian den Abtrünnigen beigetreten sei. Den Gesandten Ferdinands, Martin Gusman, wollte er lange Zeit nicht sehen: „bei Nacht sei er gekommen,“ rief er aus, „bei Nacht möge er sich entfernen;“ nachdem Gusman eine Zeitlang in Tivoli gewartet, ward er endlich zwar vorgelassen, aber nur als Privatmann und um die Einwendungen zu hören, welche eine Kongregation von Kardinälen gegen das Verfahren der Deutschen erhob. Der römische Hof stellte die Forderung auf, der neue Kaiser solle zuerst auf seine Würde wieder Verzicht leisten und erwarten, was dann der Papst verordnen werde.

So weit war es nun doch im Reiche gekommen, daß sich niemand um diesen Widerspruch bekümmerte. Es war eine Zeit gewesen, wo die Fürsten auf den Wink des Papstes zu neuen Wahlen schritten; jetzt waren sie alle, geistliche wie weltliche, in der Absicht einverstanden, das Ansehen des Reiches gegen denselben aufrechtzuerhalten. Viele Worte darüber zu wechseln, schien nicht einmal nötig. Nur der Kaiser ließ durch den Reichsvizekanzler Seld eine Widerlegung der päpstlichen Ansprüche ausarbeiten. Vielleicht das Merkwürdigste darin ist, daß auch das Interesse des Reiches zu einer ausdrücklichen Verwerfung der päpstlichen Satzungen aus den letztvorhergegangenen Jahrhunderten nötigte. So ernstlich der Kaiser und sein Kanzler sonst an der hergebrachten Kirchenlehre fest=

halten, so sehen sie sich doch auf ihrem Standpunkt endlich zu einer Opposition getrieben, die eine gewisse Verwandtschaft mit dem ersten Auftreten des Protestantismus hat. Die ganze politische Entwickelung des Reiches wäre nun einmal ohne Gegensatz gegen das Papsttum gar nicht möglich gewesen. Wie die Kurfürsten, so mußte jetzt auch der Kaiser auf die Zeiten Ludwigs des Bayern zurückkommen. Aventins Darstellung derselben und Lupold von Bebenburg sind für Seld große Autoritäten.

Während dieser Irrungen lebte nun Karl V. schon längst in dem Zufluchtsort, den er sich ausersehen.

In Estremadura, in der Vera von Placenia, die einen alten Ruf gesunder Luft genießt, in der Mitte von Baumpflanzungen, die von frischen Quellen und Bächen vom Gebirge belebt sind, liegt das Hieronymitenkloster Juste, das damals aus zwei Klostergebäuden und einer Kirche bestand, an dem Abhang eines Hügels, der es vor den Nordwinden schützt, in vollkommener Einsamkeit. Dahin hatte sich der Kaiser bald nach seiner Ankunft in Spanien begeben.

Man dürfte nicht glauben, daß er ein Klosterbruder geworden wäre. Er wohnte nicht in dem Kloster, sondern an der Kirche war ihm ein nicht etwa glänzendes und prachtvolles, aber nach seinen niederländischen Gewohnheiten und den Erfordernissen seines Gesundheitszustandes für Sommer und Winter eingerichtetes geräumiges Wohnhaus erbaut; eine

zahlreiche Dienerschaft, die noch den Apparat einer Hofhaltung darstellte, war bei ihm geblieben; sie wohnte zum Teil in benachbarten Ortschaften. Innerhalb der Klosterräume blieb das Bereich der Mönche und der fremden Gäste sorgfältig geschieden; der Hausshofmeister liebte die Berührung mit den Mönchen nicht; er suchte sie von jedem kleinen Dienst auszuschließen.

Dem Kaiser bekam das Landleben unter dem südlichen Himmel vortrefflich; niemals hatte er sich besser befunden, als im Sommer des Jahres 1557, dort in der Mitte der Orangegärten, zwischen denen sein Haus lag, und in denen sein Gärtner Blumenpflanzungen nach seiner Anordnung anlegte. Seine Umgebung hatte Befehl, keine Besuche anzunehmen, und in dem Kloster war es so still, als wäre er nicht anwesend. Oder vielmehr, es ward noch stiller durch ihn; er bemerkte mit Mißfallen, daß zuweilen Frauen an die Pforte kamen und mit den Mönchen redeten; auf seinen Wunsch ward es abgestellt. Man hatte dafür gesorgt, daß der Blick aus seinen Zimmern, der über die Klostergärten hinführte, durch nichts Fremdartiges gestört wurde. Sein Vergnügen war, wenn er sich wohlbefand, nach einer kleinen, ein paar Armbrustschüsse entfernten Einsiedelei zu lustwandeln, unter dem Schatten dichtgepflanzter Kastanienbäume, welche vor der Sonne dieses Himmels schützten; zuweilen machte er den Weg auf einem Saumtier oder in seinem Tragsessel. Den gottesdienstlichen Hand-

lungen beizuwohnen war ihm religiöse Pflicht und zugleich Vergnügen. Er besaß Geschmack und Unterscheidungsgabe für die Musik; die Oberen des Ordens hatten nicht versäumt, ihre besten Stimmen in dem Kloster zu vereinigen. Seine Wohnung war in eine solche Verbindung mit der Kirche gesetzt, daß er in den Tagen der Krankheit den Gesang und die Feier der Messe in seinem Schlafzimmer vernehmen konnte. Des Nachmittags wurden gelehrte Unterhaltungen gepflogen, Stellen aus den Kirchenvätern oder den Paulinischen Briefen gelesen, Predigten gehört; doch nahm sich der Kaiser nicht übel, auch wegzubleiben, wenn etwa eben Briefschaften von seinem Sohne oder von seiner Tochter, welche die Regentschaft in Spanien führte, eingelaufen waren. Es liegt ein idyllischer Reiz über dieser Verbindung von Landleben und Klostereinsamkeit, der Weltentsagung eines Fürsten, dessen Tun und Lassen beide Hemisphären erfüllt hatte. Aber seine Zurückgezogenheit war doch weit entfernt, eine absolute zu sein; sie wurde unaufhörlich durch Geschäfte unterbrochen. Zuweilen sind es die Beziehungen der Familie, welche die Aufmerksamkeit des Kaisers beschäftigten. Unter anderem findet sich, daß er nach dem Tode König Johannes' III. von Portugal im Jahre 1557 Francisco de Borja, der damals in den Jesuitenorden getreten war, nach Lissabon schickte, unter dem Scheine einer Visitation dortiger Kollegien, aber in der Tat, um zu bewirken, daß in die neue Huldigung der junge

Don Carlos, sein Enkel, aufgenommen werde. Wie hätte aber überhaupt ein Fürst in seiner Weltstellung und Vergangenheit den großen Angelegenheiten, aus deren Mitte er im Moment einer Bewegung geschieden war, der er nicht mehr gewachsen zu sein glaubte, fremd bleiben können? Im Jahre 1557 traten sie noch einmal in eine Krisis ein.

Zwischen dem Papst und dem Könige von Frankreich wurde eine Allianz geschlossen, welche die Herrschaft des Hauses Österreich in seinen italienischen Landschaften und selbst diesseit der Pyrenäen, damit aber seine gesamte Macht bedrohte. In dieser Gefahr schickte Philipp II. seinen vertrautesten Minister, Ruy Gomez de Sylva, nach Juste und ließ seinen Vater auffordern, ihm nicht allein mit seinen Ratschlägen, sondern auch mit seiner persönlichen Tätigkeit beizustehen und das Kloster zu verlassen: denn es werde ja auch andere Orte geben, die seiner Gesundheit zuträglich seien; schon sein Wiedererscheinen werde die Feinde in Furcht setzen. Der Kaiser antwortete: in dem Kloster gedenke er zu bleiben; aber auch von da aus werde er seinen Sohn mit Rat und Tat unterstützen können. Und wenn es im damaligen Momente hauptsächlich darauf ankam, in Spanien die zur Fortsetzung des Krieges nötigen Geldmittel herbeizuschaffen, so hat der Kaiser, der den Minister bei diesem Geschäfte mit seinem alten Ansehen auf das nachdrücklichste und wirksamste auch vom Kloster aus unterstützte, einen großen Einfluß auf die allgemeinen

Geschäfte ausgeübt. Er war doppelt glücklich, daß die spanisch-niederländischen Waffen noch einmal glänzende Siege erfochten, und daß auch Paul IV. bezwungen wurde. Nur mit den Bedingungen war er unzufrieden, die der Herzog Alba dem Papste gewährte; er hatte gewünscht, die weltliche Gewalt desselben noch viel enger eingeschränkt zu sehen.

Solange der Mensch atmet und lebt, kann er sich dem Kampfe der Elemente, welche die Welt bewegen, und den Wechselfällen desselben nicht entziehen. Indem der weltliche Bestand des Papsttums fester begründet wurde, als der Kaiser gewünscht hätte, wurde er inne, daß die Gegner der geistlichen Autorität desselben, in denen er seine eigenen Feinde sah, sich in seiner Nähe regten. Plötzlich entdeckte man kleine Gemeinden protestantischer Tendenz in Valladolid und Sevilla. Augustin Cazalla, der während des schmalkaldischen Krieges um ihn gewesen und noch in Juste vor ihm gepredigt hatte, wies sich selbst als ein Lutherisch-Gläubiger aus. Der Kaiser war darüber betroffen, ja erschüttert. Am Ende seiner Tage mußte er erleben, daß ein Mann, der sein Gewissen eine Zeitlang geleitet, die Meinungen bekannte, mit denen er sein ganzes Leben gekämpft hatte. Seitdem sie durch ihre mächtige Wiedererhebung vor fünf Jahren sein Glück zerstört hatten, waren sie ihm vollends unerträglich geworden. Mit dem Gefühl, als sei das geistliche und weltliche Heil von Spanien in Gefahr, forderte er seine Tochter und die Inquisition auf,

diese Regungen mit der Wurzel auszurotten, ohne Ansehen der Person und mit unerbittlicher Strenge, und zwar auf der Stelle: denn sonst würden sie unüberwindlich werden; ihn habe die Erfahrung belehrt, daß ohne Gleichförmigkeit der Religion weder Ruhe noch Wohlfahrt möglich sei. Die Inquisition schritt zu ihren Verhaftungen. Der Kaiser sprach den Wunsch aus, die Ketzer verbrannt zu sehen.

Er soll in diesem Augenblick bereut haben, daß er an Martin Luther trotz des sicheren Geleites, das er ihm gegeben, nicht die Strafe der Ketzer vollstreckt habe. Es ist die universalhistorisch größte Handlung Karls V., daß er damals das gegebene Wort höher stellte, als die kirchliche Satzung. Aber die Stimmung und Sinnesweise jener Zeit, die Verflechtung der Angelegenheiten in Deutschland und in Italien, welche damals die Schonung zu einer Art von Notwendigkeit machte, waren in Vergessenheit geraten; man fühlte nur die widerwärtigen Folgen, die daraus für den ungeirrten Bestand der alten Kirche und die Machtstellung des Hauses Österreich-Burgund entsprungen waren; der Kaiser soll gemeint haben, er hätte das Geleit brechen sollen, da Luther einen höheren Herrn beleidigt habe, als er selber sei. So wäre er zu der Identifizierung der göttlichen Dinge mit den kirchlichen Anordnungen auf Erden zurückgekehrt. Dazu mag dann der Aufenthalt in dem exklusiv rechtgläubigen Königreich das Seine beigetragen haben; selbst in dem Arzt erwachten Skrupel, daß

er eine französische Bibel bei sich hatte. Dahin führte auch die tägliche unmittelbare Berührung mit den Hieronymiten des Klosters. Diese können nicht genug rühmen, mit welchem Eifer der Kaiser, so oft es ihm möglich war, ihrem Gottesdienste beiwohnte; jeder Donnerstag war für ihn ein Festtag des Corpus Christi. Von dem Gefühl der Nichtigkeit des menschlichen Daseins zeigte er sich doppelt durchdrungen, als er auch das Kaisertum aufgegeben hatte: er war weder König noch Kaiser mehr; er wollte in der Messe nur noch mit seinem Taufnamen genannt sein. Die Beziehung des Ewigen und des Vergänglichen, des individuellen Lebens zu Gott, wie sie die katholische Kirche faßt und in ihren Formen ausprägt, das Geheimnis des Jenseits beschäftigten sein Gemüt bis zu krankhafter Erregung. Er wurde nicht müde, die Exequien seiner Eltern, seiner Gemahlin, einer der verstorbenen Schwestern feiern zu lassen und ihnen beizuwohnen. Nicht unerhört war es, daß man noch bei seinen Lebzeiten seine eigenen Exequien beging; die Kirche hatte dafür eine Modifikation der Feierlichkeit eingeführt. Aber das war ihm nicht genug. Die Hieronymiten versichern mit der größten Bestimmtheit, daß er selbst eine solche Feier veranstaltet und ihr in Person beigewohnt habe; er habe gesagt, er sehe es lieber, daß das Licht vor ihm hergehe, als ihm nachfolge. Mag man es aber annehmen oder nicht, so erhellt aus anderen Zeugnissen unleugbar, daß der Kaiser mit diesem Gedanken umging. Und

hauptsächlich auf die kirchliche Anschauung, in der er lebte, kommt es an. Sehr charakteristisch ist es nun, daß er, in diese dunklen geistlich-phantastischen Gedanken vertieft, in denselben Tagen doch auch den Interessen seines Hauses, die noch immer sehr gefährdet waren, die eingehendste Aufmerksamkeit gewidmet hat. Da es die niederländischen Geschäfte notwendig machten, forderte er seine Schwester Maria auf das dringendste auf, trotz alle dem, was zwischen ihnen verabredet worden, noch einmal dahin zurückzugehen und die Regierung zu übernehmen. Denn sie könne, sagte er ihr, dem allgemeinen Wohl und ihrem Hause keinen größeren Dienst leisten. Dazu aber kam es doch nicht. Seine Schwester war nicht geneigt, mit der Welt noch einmal anzuknüpfen, und ihn selbst rief sein Geschick von hinnen. Die übermäßige Hitze des Sommers 1558, welche einer ganzen Anzahl seiner niederländischen Begleiter das Leben kostete, machte auch dem seinen ein Ende. Er starb am 21. September 1558.

Sein dynastischer Ehrgeiz war immer zugleich ein kirchlicher gewesen. Am Ende seiner Tage hat er oft für die Einheit der Kirche gebetet: „in deine Hände, o Herr," hörte man ihn sagen, „habe ich deine Kirche übergeben." Er starb in dem Gedanken, der sein Leben ausgemacht hatte.

Für eine Kirche von politisch-religiöser Einheit, die ganze abendländische Welt umfassend, wie er sie gedacht, war kein Raum mehr in Europa. Der Ge-

danke selbst ist niemals wieder so lebendig in die Seele eines Menschen gekommen, wie Karl V. ihn hegte. Schon genug, wenn die südlichen Nationen sich der vordringenden Bewegung nur selber erwehrten; von den nördlichen, einmal in der Abweichung begriffenen, war keine Rückkehr zu erwarten.

Und beruht denn — so darf man fragen — die Einheit der Christenheit wirklich so ausschließend auf dem gleichen religiösen Bekenntnis? Sehen wir weiter um uns, so hat sie sich auch unter den Gegensätzen behauptet, welche die gemeinsame Grundlage nicht verleugnen können, sich unaufhörlich aufeinander beziehen, einer ohne den anderen nicht zu denken sind. Zuletzt ist der gleichartige Fortschritt der europäischen Kultur und Macht an die Stelle der kirchlichen Einheit getreten. Was diese verloren hatte, das Übergewicht über die Welt, ist durch jene im Laufe der Jahrhunderte wiedererworben worden.

Wie weit übertreffen die göttlichen Schickungen menschliche Gedanken und Entwürfe!

Noch nicht zwei Monate nach Karl starb Maria von England, und die protestantischen Tendenzen, die nur durch die Voraussicht ihres baldigen Todes vom Ausbruch zurückgehalten worden, traten nun in neuer Kraft, durch die Prüfung, die sie bestanden, erst des nationalen Geistes recht mächtig geworden, hervor. Königin Elisabeth bestieg den Thron, und die Herrschaft des Papsttums hörte auch in England auf.

In Deutschland bemerkten die evangelischen Fürsten auf der Stelle, wie viel das auch für sie zu bedeuten habe. Aus ihren Briefen ergibt sich, daß sie sehr wohl die Verstärkung wahrnahmen, die das von ihnen ergriffene System dadurch erhielt.

Siebentes Kapitel.

Fortgang und innerer Zustand des Protestantismus.

Wenn man im fünfzehnten Jahrhundert wirklich der Meinung gewesen ist, wie man denn viel davon gesprochen hat, daß sich das Ansehen und die Macht des alten Kaisertums in Europa wiederherstellen lasse, so war es dahin nun freilich nicht gekommen. Vielmehr hatte die Verbindung des Reiches mit einem über zwei Welten hin mächtigen Kaiser, wie Karl V., nur neue Verluste nach sich gezogen.

Die Siege, welche die Deutschen mit den Spaniern in Verbindung in Italien erfochten, führten doch nur dahin, daß die eröffneten Reichslehen, auf deren Erträge man wohl einst die Verwaltung des Reiches zu gründen gedacht, an den Prinzen von Spanien übergingen und von Deutschland vollends losgerissen wurden. Die Niederlande bildeten zwar dem Namen nach noch einen Kreis des Reiches; aber in ihrer inneren Verwaltung waren sie von den Anordnungen der Reichsgewalten vollkommen unabhängig. Daß der Kaiser Geldern und Utrecht in Besitz genommen, war für diese ein eigentlicher Verlust. Und dabei war der Kaiser doch in seinem Kriege mit Frankreich zuletzt der Schwächere geblieben, so daß der Einfluß

der Franzosen in Lothringen überwog und die Grenzlande der französischen Zunge, die so viele Jahrhunderte hindurch behauptet worden, geradezu verloren gingen. Wohl gelang es König Philipp II., kurz darauf das Gleichgewicht zwischen beiden Mächten herzustellen: Frankreich mußte sich entschließen, alle seine Eroberungen herauszugeben; nur die behielt es, die es über das Reich gemacht. Die Eidgenossenschaft und Böhmen mit seinen Nebenlanden, obwohl Glieder des Reiches, waren niemals in die Kreise desselben eingezogen. Wie hätte man daran denken können, die im fünfzehnten Jahrhundert von Polen losgerissenen preußischen Landschaften wieder herbeizubringen? In dem Überreste derselben, dem östlichen Ordenslande, hatte man das einzige Mittel, eine gewisse Selbständigkeit für bessere Zeiten zu retten, darin gesehen, daß man sich der polnischen Krone unter einem erblichen Fürsten freiwillig anschloß. Daß die Livländer sich nicht zu einem ähnlichen Schritte vereinigen konnten, mußte bald ihre völlige Entfremdung zur Folge haben.

Der vornehmste Grund von alledem lag darin, daß die Begriffe von Kaiser und Reich nicht mehr ineinander aufgingen. Wir bemerkten oft, daß gerade der Kaiser, selbst im Zenit seiner Macht, die sorgfältigsten Vorkehrungen traf, seine Erblande von den Einwirkungen des Reiches zu befreien. Dagegen wollten auch die Stände nicht zu einem Anhang der großen

teils auf fremdartigen Weltverhältnissen beruhenden kaiserlichen Macht werden. Während in allen benachbarten Ländern die erbliche Gewalt fortschritt und zu Unternehmungen nach außen erstarkte, brach in Deutschland ein Widerstreit zwischen dem Oberhaupt und den Ständen aus, der mit der Abdankung des ersten endigte. Wir wissen, daß die Unruhen von 1552 nicht von den religiösen Irrungen allein herrührten, sondern nicht weniger durch den Widerwillen der in ihrer Autonomie gefährdeten Reichsstände gegen das Aufkommen einer durchgreifenden oberherrlichen Gewalt veranlaßt wurden. Glück genug, daß man in den Stürmen und Verwirrungen jener Tage nicht noch größeres Mißgeschick erfuhr, daß nicht, wozu es sich einen Augenblick wohl anließ, der Gegensatz eines französischen und eines kaiserlich-spanischen Anhanges Deutschland geradezu in zwei Parteien zersetzte.

Und waren wohl überhaupt jene Versuche, die Reichsverfassung zu verbessern, dazu angetan, dem Reiche eine starke Stellung nach außen zu verschaffen? Was auch dann und wann beabsichtigt worden sein mag, die Einrichtungen, zu denen es wirklich gekommen ist, waren doch nur friedlicher Natur. Der Kaiser ward als die Quelle des Rechtes, als der Ausdruck und Inbegriff der Würde und Hoheit des Reiches verehrt; Macht aber sollte ihm von Anfang nicht gegeben werden; diese sollte allein in der Vereinigung der Stände ihren Sitz haben.

Was sich aus diesem Grunde erreichen ließ, war nun doch erreicht worden.

Eifersüchtig hatte man den Vorrang festgehalten, der dem Reiche in dem Verein der abendländischen Völker von jeher zukam und auf welchem das Verhältnis der Stände, die Abstufung ihrer Macht und ihres Ranges nun einmal beruhte, und demselben sogar eine festere, unabhängige Anerkennung verschafft. Der Anspruch der Päpste, über das Reich zu verfügen, entlud sich nur noch in Worten; in der Sache selbst erschien er matt und kraftlos.

Überhaupt war den Einwirkungen des römischen Stuhles, der früher, selbst in weltlicher Beziehung, eine wahrhafte Gewalt im Reiche ausmachte, eine Grenze gesetzt worden. Oder sollte es heutzutage jemanden geben, dem es als ein Nachteil erschiene, daß päpstliche Legaten nicht ferner deutsche Reichstage eröffneten, der römische Hof nicht mehr zur Bestätigung von Zöllen, zur Schlichtung von Rechtshändeln herbeigezogen wurde, noch Kontributionen in Form des Ablasses ausschreiben durfte?

Wir können sagen: die Gedanken des vierzehnten Jahrhunderts, wie sie dem ältesten Kurfürstenvereine und der Goldenen Bulle zugrunde liegen, und das Bestreben des fünfzehnten, an die Stelle der Willkürlichkeiten, welche der kaiserliche und der päpstliche Hof von der Ferne her ausübten, wobei sie doch den eingerissenen Gewaltsamkeiten nicht im mindesten steuern konnten, Ordnung, Frieden und Recht einzu-

führen, waren jetzt erst vollzogen; die ursprünglich beabsichtigte ständische Verfassung war in großen, umfassenden und friedbringenden Konstitutionen befestigt.

Es liegt am Tage, daß das Emporkommen der protestantischen Meinung an allen diesen Dingen den größten Anteil hatte. Zu der Opposition gegen das Papsttum gab sie zugleich Berechtigung und weiteren Antrieb. Dem Kaisertum, dem sie an sich nicht entgegen war, mußte sie sich doch wegen seiner Verbindung mit der geistlichen Macht widersetzen. Erst unter ihrem Einfluß kamen Landfriede, Kammergericht, Exekutions- und Kreiseinrichtungen zu bleibender Gestalt; mit dem Religionsfrieden zusammen bildeten sie ein einziges, zusammenhängendes, schützendes System. Wer es nicht annahm, gehörte nicht mehr im vollen Sinne des Wortes zum Reiche.

Dadurch geschah nun aber wieder, daß die protestantische Entwickelung fortan unter dem Schutze der Reichsgemeinschaft stand. Das Reich hatte sich verpflichtet, keiner Verdammung der Evangelischen, die etwa das Konzilium aussprechen möchte, Folge zu geben.

War es nicht ein allgemeiner Gewinn, daß die hierarchische Macht, die alles weltliche und geistliche Leben der Nationen nach ihren einseitigen Gesichtspunkten zu leiten das Recht zu haben glaubte, endlich einen unüberwindlichen Gegensatz gefunden hatte? Es war das Werk des eigentümlichen deutschen

Genius, der jetzt zuerst auf den Gebieten des selbstbewußten Geistes schöpferisch eintrat und ein Moment der großen welthistorischen Bewegung zu bilden anfing.

Und dies geschah nun nicht allein, ohne daß die große Institution des Reiches, in welcher die Nation seit so vielen Jahrhunderten lebte, verletzt worden wäre, sondern mit einer inneren Befestigung seiner ständischen Ausbildung.

Es ist schon gesagt worden und hat eine unzweifelhafte Wahrheit, daß die Reichsgeschichte, in die sich seit dem Abgang der großen Häuser des alten Kaisertums niemals alle Kräfte recht zusammenfassen, erst wieder ein großes Interesse gewinnt, seitdem die religiöse Neuerung sich erhob. Man beschäftigte sich wieder mit einer Angelegenheit, die aller Anstrengung und Aufmerksamkeit würdig war. Einen Augenblick hatte es den Anschein, als sollte die Neuerung alle Elemente durchdringen und den vollen Sieg behalten. Da das nicht geschah, so war es wenigstens ein Glück, daß sie dazu beitrug, den allgemeinen Einrichtungen festere Formen zu geben. Auf den beiden Gegensätzen und ihrem Verhältnis beruhte fortan das Reich.

Es lag nun alles daran, fremde Einwirkungen, sei es der Meinung oder des Interesses, nicht wieder eingreifen und das eben Gegründete zersprengen zu lassen. Dann konnten die geistigen Momente, die das Reich enthielt, die althistorischen, die seiner Bildung zugrunde lagen, und die neuen, den Fortgang der

Entwickelung bedingenden, sich in friedlichem Beisammensein noch inniger durchdringen.

Noch schritt das protestantische Element unaufhörlich fort.

Was Kurfürst Friedrich von der Pfalz zwar unternommen, aber doch nicht mit voller Entschiedenheit ausgeführt, die Reformation der Rheinpfalz, davon ließ sich dessen Nachfolger, Ottheinrich, durch keine Rücksicht abhalten. Elsässische und württembergische Theologen wirkten dabei zusammen; bei der Reformation der Universität Heidelberg ward Melanchthon zu Rate gezogen.

Den deutschen Fürstenhäusern, die bereits in so großer Mehrzahl die Sache der Reform ergriffen, gesellte sich im Jahre 1556 auch Baden bei; Markgraf Karl von Baden-Durlach sah besonders dahin, daß seine neue Kirchenordnung der nachbarlichen gleichförmig ausfiel. Viele Priester alten Glaubens nahmen sie an.

Und da, wo die Fürsten zögerten, ergriffen die Stände diese Angelegenheit. Im Frühjahr 1556 ward Herzog Albrecht von Bayern durch die beharrliche Weigerung der weltlichen Mitglieder des Landtages, vorher auf seine Propositionen einzugehen, genötigt, den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und die Straflosigkeit der Übertretung der Fastengesetze zu bewilligen. Das Versprechen, welches er gab, „so viel an ihm sei, dafür zu sorgen, daß das Wort Gottes durch taugliche Seelsorger im Sinne der apo-

stolischen Kirche verkündet werde“, ließ die weiteste Auslegung zu, so bestimmt auch die Worte gewählt waren.

Durch ähnliches Andringen der Stände ward auch Kaiser Ferdinand in demselben Jahre bewogen, die Generalmandate, durch die er dem Gebrauch des Kelches im Abendmahl und anderen Abweichungen Einhalt zu tun gedroht hatte, fürs erste einzustellen und die Zugeständnisse, die in Böhmen und Mähren unwiderruflich geworden, jetzt auch in den österreichischen Herzogtümern eintreten zu lassen. In Schlesien gab er auf, die von Fürsten und Ständen vorgenommenen Veränderungen rückgängig zu machen.

Es wäre eine Täuschung gewesen, hätte man die Einwilligung des römischen Hofes zu diesen Schritten erwarten wollen. Mit heftigen Scheltworten empfing Paul IV. den klevischen Abgeordneten Masius, der im Juli 1556 nach Rom gekommen war, um einen verwandten Antrag zu machen. Er ergoß sich in Ausrufungen über die Undankbarkeit der Deutschen gegen die Kirche, welche doch das Kaisertum von den Griechen auf sie übertragen habe; der Abfall der Nation werde verursachen, daß ihr durch die Türken ebenso geschehe, wie diese einst den Griechen getan.

Diese Fürsten mußten sogar in bezug auf ihre altgläubigen Untertanen sich selber helfen. Man kennt die Strenge, mit welcher Herzog Wilhelm von Kleve seine Rechte bei der Besetzung der Pfarrstellen festhielt und keinerlei Eingriff einer fremden geistlichen

Jurisdiktion in seinem Lande gestattete; seine Edikte haben allen späteren Regierungen zur Norm gedient. Österreich und Bayern lagen mit den Bischöfen der Diözesen, zu denen ihre Landschaften gehörten, in unaufhörlichem Hader. Auf den Synoden zu Salzburg 1549 und 1550, zu Mühldorf 1553, erhoben die Geistlichen laute Klagen, daß man ihre Gerichtsbarkeit nicht achte, ihre Immunitäten verletze, ihnen ungewohnte Lasten auflege. Die Fürsten verteidigten sich damit, daß sie den Bischöfen Vernachlässigung ihrer geistlichen Pflichten schuld gaben. Es blieb dabei, daß in den weltlichen Gebieten die kirchlichen Angelegenheiten hauptsächlich unter dem Einfluß fürstlicher Räte, nur mit Zuziehung eines und des anderen gegebenen Klerikers, verwaltet wurden. Wenn man die Untersuchungen über angebliche Wiedertäufer ansieht, die in Bayern noch dann und wann vorkommen, so findet man, daß solche von den herzoglichen Religionsräten veranlaßt, von einer Provinzialregierung und dem Pfleger eines kleinen Bezirks geführt werden, ohne alle eigentliche Teilnahme der bischöflichen Gewalt, der man nur zuletzt einen als schuldig betrachteten Priester zu kanonischer Strafe ausliefert.

Nicht so durchaus verschieden, wie es scheinen sollte, ist das Verhältnis der weltlichen Fürsten der alten Kirche zu den Bischöfen von dem, was sich in den Landschaften der Augsburgischen Konfession bildete. Nur erwehrte man sich hier der bischöflichen Jurisdiktion vollständig und mußte daran denken, sie ander-

weit zu ersetzen. Wir dürfen nicht versäumen, auf diese Seite des Ereignisses noch einen Blick zu werfen.

Grundzüge der protestantischen Kirchenverfassung.

Wie der alte Zustand des mittelalterlichen Staates auf einem Zusammenwirken der geistlichen und weltlichen Gewalt beruhte, so entsprang die Neuerung zunächst daher, daß, als die Bischöfe die Anhänger lutherischer Lehren zu bestrafen versuchten, die Fürsten ihnen dabei ihren weltlichen Arm nicht mehr liehen. Dies allein reichte hin, der bischöflichen Jurisdiktion, welche bisher, z. B. in Sachsen, ziemlich beschwerlich gefallen, ein Ende zu machen. Die Erzpriester und Diakonen, oder Offizialen und Kommissare, durch welche sie bisher ausgeübt worden und die, da sie mit ihrer Einnahme an die Sporteln verwiesen waren, sich selten ein Vergehen hatten entschlüpfen lassen, erschienen nicht mehr.

Nachdem aber dieses ganze System gefallen, sah man doch auch, daß es etwas Gutes gehabt hatte und nicht ganz zu entbehren war.

Man trug Bedenken, Ehesachen, die bisher einen so bedeutenden Zweig der geistlichen Jurisdiktion gebildet, geradezu an die weltlichen Gerichte zu überweisen, weil der Richter, wie die Theologen oftmals wiederholten, darin dem Gewissen raten müsse.

Ferner bedurfte der geistliche Stand, der früher jede

Unbill, die er erfuhr, als ein Verbrechen gegen die allgemeine Kirche geahndet, jetzt eines anderen Schutzes; über Beleidigungen der Patrone oder der Pfarrer hatte er nicht selten zu klagen.

War aber nicht für diesen Stand selber Aufsicht nötig? Gar bald fanden sich auch unter den protestantischen Predigern Leute, die ein unordentliches Leben führten, oder in der Lehre ihrem Gutdünken nachhingen; unmöglich konnte man sie gewähren lassen.

Endlich forderten öffentliche Laster ein Einschreiten auch von kirchlicher Seite heraus; der gemeine Mann, der sonst alle Jahre fünf-, sechsmal vor den Offizial zitiert worden war und jetzt nichts mehr von demselben hörte, mußte auf eine andere Weise im Zaum gehalten werden.

Anfangs war der Gedanke, einen Teil dieser Befugnisse und Pflichten an die Pfarrer und Superintendenten übergehen zu lassen, an jene den Bann und die Ehesachen, an diese Aufsicht und Schutz. Es finden sich Zitationen, welche Luther im Namen des Pfarrers von Wittenberg in ganz juristischer Form erlassen hat.

Allein bald zeigte sich, daß dies nicht ausreiche. Die Pfarrer waren doch der weltlichen Angelegenheiten nicht kundig genug, um nicht zuweilen groben Betrügereien ausgesetzt zu sein, und in den geistlichen vielleicht nur zu heftig. Hauptsächlich aber fehlte es ihnen an allem Nachdruck, aller Zwangsgewalt.

Und woher sollte diese auch überhaupt genommen, worauf begründet werden?

Man konnte sie nicht aus dem päpstlichen Recht herleiten, das man verwarf, noch aus der alten Praxis, die wieder auf dem Rechte beruhte. Auch ließ sich nicht ein Gemeinwille der Mitglieder der Kirchengesellschaft nachweisen, die noch lange nicht hinreichend von dem Prinzip durchdrungen, zum großen Teil erst zu unterrichten, ja zu zähmen waren und noch regiert werden mußten. Es fehlte der neuen Geistlichkeit an einem zu Recht bestehenden Grund ihrer Jurisdiktion.

Die Wittenberger Theologen fühlten diesen Mangel so lebhaft, daß sie endlich Johann Friedrich baten, ihnen einen Kommissar zu geben, einen rechtsverständigen Mann, der die Jurisdiktion aus unmittelbarem Auftrage des Fürsten ausübe.

Die große Wendung für die Verfassung evangelischer Landeskirchen liegt darin, daß Johann Friedrich sich entschloß, diese Bitte zu erfüllen.

Ich denke wohl: er war dazu hinreichend befugt. Die alten Reichsschlüsse hatten die einzelnen Landschaften, in denen eine allgemeine Verwirrung ausgebrochen war, ermächtigt, für sich selber Ordnung zu treffen. Schon hatten die sächsischen Landstände, im Frühjahr 1537 in einem größeren Ausschuß versammelt, wahrscheinlich auf Antrieb des Kanzlers Brück, die Errichtung einiger kirchlichen Behörden, die sie Konsistorien nannten, in Antrag gebracht, haupt-

sächlich zu den Ehesachen und dem Schutz der Pfarrer, und es war beschlossen worden, dieselben aus dem Sequestrationsfond zu besolden. Johann Friedrich entsprach dem Auftrage des Reiches, dem Begehren der Stände, dem dringenden Ansuchen der Theologen selbst, wenn er seine landesfürstliche Macht zur Gründung eines festeren kirchlichen Zustandes anwandte. Er setzte das Konsistorium aus zwei weltlichen und zwei geistlichen Mitgliedern zusammen, die er als seine Beauftragte in Kirchensachen, wie er es ausdrückt, als „seine von der Kirchen wegen Befehlshaber" bezeichnet. Sie sollen in den durch ein beigeschlossenes Gutachten der Theologen bestimmten Fällen — eben in den oben angegebenen — die Befugnis haben, seine Untertanen vorzubescheiden, Verhör zu halten, Untersuchung zu führen und, wofern es nötig, rechtlich zu verfahren. Alle Amtleute, Schösser, Vögte, in den Städten die Räte weist er an, das zu vollziehen, was dieselben verfügen oder erkennen werden.

Einst hatten die Bischöfe die weltliche Macht zu verdrängen gewußt, zuweilen ganze Diözesen zu Fürstentümern umgewandelt. Jetzt trat in weltlichen Gebieten die umgekehrte Entwicklung ein: die fürstliche Macht dehnte ihre Jurisdiktion über geistliche und gemischte Fälle aus, die bisher ein geistliches Forum gehabt.

Die Theologen fanden, daß eine solche Ausdehnung dem ursprünglichen Begriffe der Obrigkeit, wie er in

der Heiligen Schrift vorliegt, nicht allein vollkommen entspreche, sondern durch dieselbe vorausgesetzt, gefordert werde. Durch Stellen des Alten und des Neuen Testaments bewiesen sie, daß die Obrigkeit auch in geistlicher Beziehung Schutz gewähren und das Böse bestrafen müsse.

Das hängt auch damit zusammen, daß die Reformatoren die Kirchen nicht mehr in den Bischöfen, dem geistlichen Stande sahen, sondern eine Teilnahme der Laien, namentlich der angesehensten, an ihren Geschäften für zuträglich und notwendig hielten.

An einen Gegensatz der verschiedenen Stände war hier nicht zu denken, da alle vereinigt nur ein und eben dasselbe Ziel hatten. Die fürstliche Autorität war nicht zu entbehren, um die kirchliche Ordnung wiederaufzurichten. Doch hätte sie allein nicht vorschreiten können; sie bedurfte der Mitwirkung der Geistlichen, und zwar aus dem eigenen, von keinem Auftrage des Fürsten stammenden Prinzipe derselben. Auch an anderen Stellen sollten die beiden Zweige konkurrieren. Bei der jährlichen Visitation aller Kirchen des Bezirkes, die dem Konsistorium aufgetragen ward, sollte sich dasselbe in den Städten mit zwei Mitgliedern des Rates und zweien von den Vorstehern des gemeinen Kastens, in den Dörfern mit den Ältesten oder einigen Mitgliedern der Gemeinde vereinigen, um Wandel und Haushalt des Pfarrers zu prüfen; mit Herbeiziehung des Pfarrers selbst sollte dann das Betragen der Gemeinde untersucht

werden. Kein Mitglied sollte Laster dulden, durch welche der Zorn Gottes über die Menschen komme.

Denn dabei blieb man immer, daß die Kirche ein göttliches Institut sei, welches durch ein Zusammenwirken aller Kräfte aufrechterhalten werden müsse.

Die weltliche Gewalt erbot sich, den Übeltätern, „als die ihren Taufbund verleugnen", ihr Handwerk zu legen, alle bürgerliche Gemeinschaft zu untersagen.

Das erste Konsistorium trat in Wittenberg im Februar 1539 zusammen. Es bestand aus den Theologen Justus Jonas und Johann Agricola sowie aus den Juristen Kilian Goldstein, der anfänglich bestimmt war, den Vorsitz zu führen, es aber abgelehnt hatte, und Basilius Monner, war aber noch sehr formlos. Es mangelte sogar an einem Amtssiegel; die Mitglieder mußten sich bei der Ausfertigung ihrer Petschafte bedienen. Eine eigentliche Instruktion erfolgte erst 1542, die denn zugleich für zwei andere Konsistorien, die in Zeitz und in Saalfeld errichtet werden sollten, bestimmt war; doch fehlte viel, daß alles sogleich ins Werk gesetzt worden wäre.

War doch überhaupt der ganze Zustand noch provisorisch. Bei der ersten Aussicht auf eine allgemeine Reformation im Reich erklärten sich die protestantischen Fürsten bereit, diese kirchliche Jurisdiktion den Bischöfen zurückzugeben, vorausgesetzt, daß die Rein-

heit der Lehre gewahrt und ein ähnliches Institut wie das Konsistorium unter bischöflicher Autorität eingerichtet würde.

Davon erfolgte jedoch, wie wir wissen, das Gegenteil. Das Interim war auf eine vollständige Herstellung der Hierarchie des Reiches abgesehen: bei aller Vorsicht, mit der es sich ausdrückte, neigte es doch so überwiegend zu dem Sinne der alten Kirche, daß dieser notwendig den Sieg hätte davontragen müssen.

In bezug auf die Verfassung ward das Interim selbst da, wo man sonst dazu geneigt war, nicht ausgeführt. So sehr man sich in den moritzischen Landen der kaiserlichen Formel annäherte, so konnten doch die Bischöfe auch hier die Ordination, die mit einer Prüfung in katholischem Sinne verbunden gewesen wäre, nicht wiedererlangen.

Wieviel weniger war daran zu denken, nachdem die ganze Kraft der kaiserlichen Anordnungen gefallen war!

Auf einer Zusammenkunft sächsischer und hessischer Theologen zu Naumburg, im Mai 1554, der von den Oberländern Sleidan beiwohnte, ward der Beschluß gefaßt, auf die früheren Einrichtungen definitiv zurückzukommen. Man erklärte es für unmöglich, die Ordination den Bischöfen zu überlassen, von denen die rechte Lehre nach wie vor verfolgt werde, und beschloß, dieselbe den Superintendenten zu überweisen, bei denen sie dann auch fortan geblieben ist. Etwas ganz

anderes war es in England, wo das große nationalkirchliche Institut, bei allem Wechsel, den es durchmachte, doch in sich selbst unangetastet, zuletzt das evangelische System in seinen Grundlehren annahm; und doch hat auch da die Beibehaltung der Vorrechte des Bistums den heftigsten Widerspruch hervorgerufen. In Deutschland hätte man an die Mysterien des Ordo wohl niemals wieder geglaubt. Man behielt nur den einfachen Ritus der Handauflegung bei, wie man das Vorbild davon in der Schrift fand, und trug dafür Sorge, daß der Erteilung dieser Weihe immer erst Unterweisung und Prüfung vorangingen. Die Konsistorien traten wieder in ihre ursprüngliche Geltung ein. Die Theologen ersuchten nur die Fürsten, ihre Amtleute zu unnachsichtiger Exekution der gefaßten Dekrete anzuweisen, sie wiederholten aufs neue, daß die Erhaltung dieses Institutes ein Gottesdienst sei, der in das Amt der Fürsten gehöre.

Auch hatte es jetzt von seiten der Gegner damit keine Gefahr mehr. Auf der Versammlung zu Augsburg im Jahre 1555 beschloß das Reich, daß den Bischöfen in den zur Augsburgischen Konfession übergetretenen Gebieten kein Anspruch auf die Jurisdiktion mehr zustehe. Es kam gleichsam auf die im Jahre 1526 ausgesprochene Delegation zurück und bestätigte, was infolge derselben geschehen war. Seitdem setzte sich die Konsistorialverfassung überall und auch da durch, wo man bisher die bischöflichen Formen

beibehalten hatte. Sie beruht auf einer Vereinigung des neuen geistlichen Prinzips und der Landeshoheit, die dem Ereignis, wie es sich nun einmal vollzogen hatte, vollkommen entspricht. Die Geistlichkeit hätte sich ohne das Fürstentum nimmermehr behaupten können; dieses dagegen erlangte durch eine ergebene Geistlichkeit eine Ausdehnung seiner Befugnisse, welche auch in katholischen Ländern gesucht, aber doch nicht in so vollem Maße erreicht werden konnte.

Freilich waren damit auch wieder bei weitem größere Schwierigkeiten verknüpft. Es war nur erst ein Grund gelegt, ein Anfang gemacht, und schon sollte man die bedeutendsten, weitaussehendsten Irrungen erledigen.

Von der Lehre war die Absonderung von der alten Kirche und die Einrichtung eines neuen Gemeinwesens ausgegangen. Nichts konnte widriger und bedenklicher sein, als daß man sich über die Lehre wieder entzweite.

Theologische Streitigkeiten.

Vor dem schmalkaldischen Kriege herrschte in der protestantisch-theologischen Welt ein ziemlich allgemeiner Friede. Wohl war kurz vorher der alte Ingrimm Luthers gegen die schweizerische Meinung noch einmal aufgeflammt; eine Bewegung aber war daraus nicht mehr entstanden. Der Zwinglianismus, wie ihn Bullinger bekannte, war, wie berührt, damals in

sehr enge Grenzen eingeschlossen; die deutschen Kirchen hielten an der Wittenberger Konkordie fest. Eine Veränderung, die Melanchthon in dem Wortlaut der Augsburgischen Konfession vorgenommen, ward ihm wenigstens auf der evangelischen Seite noch nicht zum Vorwurf gemacht. Abweichende Meinungen regten sich dann und wann, wie Agricolas von Eisleben oder Osianders in Nürnberg; sie wurden aber leicht beschwichtigt. Die hohe Schule zu Wittenberg, die jedoch bei schwierigen Fragen niemals versäumte, auch andere angesehne, besonders praktische Theologen herbeizuziehen, bildete eine Autorität, vor der sich alles beugte. In ihr selber ließen sich zwar verschiedene Richtungen unterscheiden, die sich an die Sinnesweise der beiden großen Lehrer, Luther und Melanchthon, knüpften; allein sie traten vor einem höheren Einverständnis zurück. Ein unvergängliches Denkmal dieser Gemeinschaft der späteren Jahre ist die neue Ausgabe der Bibelübersetzung, bei der Melanchthon, Cruciger, Bugenhagen und mehrere jüngere den Doktor Luther, jeder mit seiner besonderen Kunde, unterstützten, und die nun nicht wie in den ersten Zeiten in Form einer Flugschrift, sondern als ein Kodex göttlicher Wissenschaft der deutschen Nation dargeboten wurde. Auch sonst übte diese Universität einen unermeßlichen Einfluß aus. Die ganze deutsche Nation, von Livland bis nach Österreich auf der einen, nach Brabant auf der anderen Seite, schickte ihre Jugend zu den Füßen der Wittenberger Lehrer.

Wittenberg war seit Bologna und Paris die erste selbständige hohe Schule, die es gab, keine Kolonie mehr, wie die früheren gewesen. Eher konnten die kleineren protestantischen Universitäten als Pflanzstätten von Wittenberg gelten, von wo aus sie großenteils besetzt worden waren. Wenn man sich hier nur verstand, so brauchte man übrigens keinen Zwiespalt zu fürchten. Der Eid, den die zu Wittenberg kreierten Magister schworen, sich in streitigen Fragen bei den Älteren Rats zu erholen, war darauf berechnet, unreife Meinungsäußerungen und daraus zu besorgenden Zwiespalt zu verhüten, wenn er auch nicht darauf ging, wie ihn einige verstehen wollten, als sollten die wittenbergischen Lehrer immer zuerst gefragt werden.

Wenn die Dinge in diesem Gange geblieben wären, so hätte sich wohl eine ruhige Weiterbildung der Lehre in den Punkten, wo sie noch nicht genügte, namentlich in dem Artikel vom Abendmahl, wo die Grundsätze der Wittenberger Konkordie noch nicht recht durchgearbeitet, zur Allgemeingültigkeit erhoben waren, erwarten lassen.

Aber die großen Ereignisse, der schmalkaldische Krieg und was demselben folgte, unterbrachen auch hier den natürlichen Lauf der Dinge.

Wir gedachten oben der aus dem Interim entsprungenen Händel. Die Metropole der evangelischen Doktrin, in den Bereich der vordringenden Restaurationsversuche gezogen, ließ sich zu Annäherungen herbei, die im Drange des Augenblicks allenfalls ent-

schuldigt, niemals aber die allgemeine Norm werden konnten. Sie mußten vielmehr denen ein Greuel sein, die unter persönlicher Gefahr ähnlichen Zumutungen widerstanden, Flucht und Verbannung vorgezogen hatten, und auch die zurückstoßen, die von der vordringenden siegreichen Gewalt nicht erreicht worden waren. Melanchthon geriet unter dem Einfluß einer provinziellen Politik in eine einseitige Stellung, in der er aufhörte, „den Wagen Israels" zu lenken.

In seiner unmittelbaren Nähe brach ihm darüber Widerspruch aus. Ein junger Lehrer der hebräischen Sprache, Matthias Vlacich von Albona, genannt Flacius, der, einst im Kloster von den Schriften Luthers angeregt, diesen persönlich aufgesucht und, nicht ohne den Zuspruch desselben, unter heftigen inneren Bedrängnissen, von der Rechtfertigungslehre allein durch den Glauben durchdrungen, ihre heilbringende Kraft an sich erprobt hatte, wollte nicht mit ansehen, daß man sich in diesem Hauptartikel jetzt wieder dem alten Systeme annähere. Da er jedoch weder mit schriftlichen, noch mit mündlichen Erinnerungen bei seinen Lehrern Eingang fand, so entfernte er sich lieber aus Wittenberg und begab sich nach den Gegenden, wo man von den Vermittelungsversuchen noch unberührt geblieben war. In Magdeburg vereinigte er sich mit Amsdorf, der sein Bistum verloren hatte und die Versuche seiner früheren Kollegen, sich mit den Feinden zu versöhnen, denen er hatte weichen müssen, wohl nicht anders als ver-

dammen konnte, und mit Nicolaus Gallus, der des Interim wegen von Regensburg ausgewandert war; von Hamburg her kam ihm Westphal, bei dem er sich erst Rats erholt hatte, zu Hilfe. Noch besonders durch jenen Brief an Carlowitz gereizt, trugen sie endlich kein Bedenken, den allgemeinen Lehrer in offenen Schriften anzugreifen. Sie zogen die Differenzen ans Licht, die man früher zu berühren vermieden, und erklärten die Zugeständnisse, zu denen sich Melanchthon widerstrebend hatte bewegen lassen, für eine absichtliche Abtrünnigkeit. Daß er bei der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben das Wort „allein“ weggelassen, oder den Papst nicht mehr geradezu für den Antichrist erklären wollte, schien ihnen eine Anbahnung zu neuer Unterwerfung unter das alte System. Ein theologischer Krieg brach aus, der das Getümmel der Waffen mit seinem Geräusche durchbrach.

Nachdem wir die Rettung des großen Prinzipes betrachtet, was unsere Aufgabe war, wollen wir nicht diese Entzweiung im einzelnen verfolgen; — fassen wir nur auf, wovon hauptsächlich die Rede war.

Die erste Streitigkeit betraf den Artikel über Glauben und gute Werke.

Es konnte niemandem mehr beikommen, das Heil von den gebotenen kirchlichen Werken herzuleiten, oder die Erwerbung desselben damit in Verbindung zu setzen. Dann aber machte die Ausdrucksweise, die man in der evangelischen Kirche beibehielt, daß gute

Werke zur Seligkeit nicht nötig seien, allerdings ein Mißverständnis möglich, welches in jenen Tagen unter dem Volke öfter hervorgetreten ist, als sei schon der historische Glaube an das Mysterium der Erlösung zur Seligkeit hinreichend. Die Behauptung, die Lehre mache dadurch sichere und rohe Leute, gab den Gegnern wieder Waffen in die Hände, und ohne Nutzen wäre es nicht gewesen, ihnen jeden Grund dazu zu entreißen.

Dahin eigentlich ging die Absicht Majors und Osianders, deren Doktrinen die Fehde, die sonst mit dem Interim selbst hätte aufhören müssen, aufs neue belebten.

Georg Major, ein Schüler und treuer Anhänger Melanchthons, blieb bei dem praktischen Gesichtspunkte stehen und lehrte, niemand sei noch selig geworden durch böse Werke, niemand werde es ohne gute Werke. Er war der Meinung, die Wiedergeburt bringe so unfehlbar gute Werke hervor, wie die Sonne Licht und Wärme verbreite; und so sprach er die Lehre aus: gute Werke seien zur Seligkeit ohne allen Zweifel notwendig.

Obgleich sich Osiander gegen die Wittenberger Schule, deren Autorität ihn früher zuweilen beschränkt hatte, namentlich gegen Melanchthon und dessen Anhänger, die Philippisten, in heftigen Widerspruch warf, ging doch seine Meinung eben dahin; nur daß er sie tiefer ergriff und nicht ohne Anklang an die deutsche Mystik und die taulerischen Lehren,

von denen auch Luther einst ausgegangen war, entschieden ausbildete. Das Eigentümliche seiner Meinung ist, daß er, an dem Mittleramt Christi und der Lehre von der Genugtuung durch dessen Leiden und Sterben festhaltend, doch den Artikel von der Erneuerung und Heiligung, die er mit dem Worte Rechtfertigung bezeichnete, stärker hervorhob, als es gewöhnlich geschah, und zu größerer Bedeutung auszubilden suchte. Er war mit dem Begriffe von der Einwirkung des heiligen Geistes nicht zufrieden, indem diese nichts als ein kreatürliches Leben wirke und nur uneigentlich als ein Einwohnen Gottes bezeichnet werden könne; er lehrte vielmehr, daß die Gottheit in ihrer Fülle in denen wohne, welche lebendige Glieder Christi seien, wie in Christo selbst. Die Rechtfertigung bezeichnet er als die in uns wirkende wesentliche Gerechtigkeit Gottes, die ein gerechtes Wollen und gerechte Werke hervorbringt, — das göttliche Licht, das dem Menschen zuteil wird, als dasselbe, das den Tod überwindet, das Leben und Wort Gottes, Christus, Gott selbst. Im wesentlichen das nämliche, was Tauler lehrt, daß Gott sein Wort im Grunde der Seelen spricht, das Wort, in welchem alle Dinge geschaffen sind: nur daß Osiander seine Sätze dem Sprachgebrauche der Zeit annähert und mit aller Gelehrsamkeit schriftmäßiger Theologen zu beweisen sucht. Sei Sinn ist, daß Christi Leiden und Sterben, auf das man gleichwohl allein zu trauen habe, durch den Glauben ergriffen, den Leib der Sünde in uns

zerstöre und allmählich den alten Menschen töte, eben wie Major die innere Notwendigkeit der guten Werke behauptete, nicht die äußere.

Man wird nicht leugnen, daß die Ansichten von hoher Wichtigkeit, einer weiteren Ausbildung höchst würdig waren, wie sie denn auch gleich damals nicht ohne Rückwirkung blieben; aber durchdringen konnten sie nicht, schon darum nicht, weil sie wenigstens das Ansehen hatten, als näherten sie sich dem in Trient ergriffenen System, zu einer Zeit, wo nach kurzem Vermittelungsversuche das Prinzip der Absonderung und des Gegensatzes wieder die Oberhand gewonnen hatte. Man wollte keine Annäherung mehr, weil dadurch diesseits nur Schwanken und Entzweiung, jenseits Bestärkung und neue Umgriffe veranlaßt würden. Melanchthon selbst verwarf die Ausdrucksweise Majors, weil es doch scheinen könne, als werde den Werken Verdienst zugeschrieben, und Major mußte sie endlich fallen lassen. Auch die Osiandristen unterlagen, wiewohl sie mächtige Unterstützung gefunden hatten. Aber der strengeren orthodoxen Partei, die hier den Sieg behalten, wurde darum doch nicht gestattet, ihr Prinzip zu weit auszudehnen. Übertreibende Behauptungen, zu denen sich Flacius und Amsdorf fortreißen ließen, wurden zuletzt allgemein verworfen und namentlich dem ersteren selbst verderblich. Es herrschte in der Gesamtheit so viel gesunder Sinn, daß sie sich aus der unter Luthers Führung eingeschlagenen Bahn, die sich den Katholiken

gegenüber behauptete, nicht auch nach der anderen Seite hin abführen lassen mochte, wo sie in das Sektiererische gefallen wäre.

Währenddessen aber war auch der älteste innere Streit, über das Abendmahl, wieder in Gang gekommen, womit es folgende Bewandtnis hat.

In der Wittenberger Konkordie gaben, wie wir sahen, die beiden Parteien die schroffsten Behauptungen auf, durch die sie sich früher aneinander geärgert hatten. Ohne Zweifel behauptete die lutherische Auffassung das Übergewicht; aber sie erschien doch in sehr milder Gestalt. Jene Änderung in dem Wortlaut der Augsburgischen Konfession bewirkte, daß diese von jedermann angenommen werden konnte.

Wohl waren damit noch nicht alle Bedenken gehoben: noch gab manchem, der sich übrigens anschloß, der Ausdruck des Darreichens oder die Bezeichnung „real, körperlich" Anstoß. Andere wollten sich nicht überzeugen, daß auch Unwürdigen der Leib Christi mitgeteilt werde. Melanchthon suchte in den neuen Ausgaben seines theologischen Lehrbuches, der Loci, einige dieser Zweifel zu heben, wie er z. B. im Jahre 1543 den Ausdruck „körperlich" nach dem Vorgang des Cyrillus besser auslegte, als es bisher geschehen war; nur bewirkte die Furcht, die alten Antipathien Luthers aufzuwecken, daß er äußerst behutsam vorschritt.

Die Konkordie hielt unter diesen Umständen nicht allein in Deutschland die Gemüter vereinigt, sondern

sie drang auch in der Schweiz vor. In Bern und den von dieser mächtigsten Stadt der Eidgenossenschaft abhängigen Landschaften gewannen die lutherischen Ansichten zwischen 1540 und 1546, unter dem Vortritt Simon Sulzers, unbezweifelt die Oberhand. Kalvin, der nach Genf zurückgekommen war und dort seine große Laufbahn begann, ward noch als ein Gegner Zwinglis betrachtet. Recht im Gegensatz mit den Zürichern, welche durch die Behauptung der substanziellen Gegenwart hauptsächlich verhindert waren, sich der Konkordie anzuschließen, bekannte er einst in seiner Konfession über die Eucharistie, welche auch von Butzer unterschrieben worden, die Mitteilung der Substanz des Leibes und Blutes unseres Herrn. Die räumliche Gegenwart nahm er wohl nicht an; aber er tadelt die Schweizer, daß sie in Bekämpfung derselben zu weit gegangen und fast aus der Acht gelassen, wie mit dem Zeichen auch die Wahrheit vereinigt sei. Wir finden ihn im Jahre 1540 unter den deutschen Theologen, welche die Religionsgespräche besuchen; zu Genf fuhr er fort, diese Meinungen zu bekennen.

Sehr auffallend, wie das Unglück des schmalkaldischen Bundes im Gebiete der Eidgenossenschaft sogar auf die rein geistlichen Angelegenheiten zurückwirkte.

Woher es auch rühren mag — wahrscheinlich doch aus der Furcht, durch eine fernere Trennung von Zürich allen Rückhalt zu verlieren —, mit jenem Unglück trat eine Reaktion gegen die lutheranisierenden Meinungen in Bern ein. Man besetzte entstehende

Vakanzen trotz des Widerspruches der angestellten Geistlichkeit mit Anhängern des reinen Zwinglianismus; die Zöglinge der italienischen Schule wurden einst einer Prüfung unterworfen und von sechzehn nur ihrer drei als echte Anhänger Zwinglis befunden, alle übrigen in gefängliche Haft genommen; nach einiger Zeit wurden Sulzer und dessen nächste Freunde durch förmlichen Ratsschluß ihrer Stellen entsetzt, und bald sollte auch in der Waadt nichts anderes anerkannt werden, als was mit den Schlüssen der Berner Disputation übereinstimme. Kalvins nächste Freunde sahen sich in Bern bedroht und mißhandelt. Man eiferte dort über Kalvinismus und Bucerianismus, was man für einerlei hielt; man warf Kalvin dunkle lutheranisierende Lehren, den Begriff der Impanation vor; man tadelte ihn heftig, als er einst nach Lausanne gekommen war, um da zu predigen; in Genf selbst, sagten seine Feinde, müsse er aus dem Kirchendienst gestoßen werden.

Bei den politischen Verhältnissen Genfs, das nur unter dem Schutze von Bern die Reformation angenommen, ließ sich in der Tat nicht denken, daß sich dort eine Lehre halten könne, die hier verdammt wurde.

Wie ein Seufzer aus tiefster Seele bricht in einem Briefe Kalvins der Ausruf hervor: es wäre ehrenvoller gewesen, die geistliche Herrschaft von Rom zu dulden, als die von Bern.

Wohl kam ihm der Gedanke, von Genf, wo die

alten Feinde sich aufs neue regten, abermals zu weichen; aber dagegen machte sich doch wieder die Betrachtung geltend, welch ein treffliches Mittel schon die Lage dieses Ortes zur Ausbreitung der Lehre nach allen Seiten hin darbiete.

Und mußte es denn wirklich zu einem äußersten dieser Art kommen?

Kalvin war sich bewußt, daß der Haß, mit dem man ihn verfolgte, großenteils auf falschen Vorstellungen beruhte, daß er bei seinem Bekennen der positiven Momente, dem Wesen nach, wie sie in der Konkordie ausgedrückt waren, doch keineswegs in allen Streitpunkten mit den Zwinglianern in Widerspruch stand. Wie nun, wenn er versuchte, dies Verhältnis geltend zu machen, indem er sie anerkannte, sich selber Anerkennung zu verschaffen?

Man dürfte nicht sagen, daß hier lediglich von Nachgiebigkeit die Rede gewesen sei: es waltet ein viel höheres und allgemeineres Interesse ob. Kalvin mußte zugleich das Werk fortsetzen, das Butzer nicht hatte zu Ende bringen können, und eine Vereinigung von allgemeiner Bedeutung unternehmen.

Butzer hielt es noch nicht für möglich; er machte einige Artikel namhaft, in welchen man in Zürich niemals nachgeben werde; und Kalvin selbst fühlte, welch eine schwere Sache er unternehme. Wie oft hatte er früher über den Starrsinn der Züricher geklagt, die sich in ihre Meinungen und Feindseligkeiten immer mehr hineingeredet, über das Selbstgenügen

Bullingers, der ein harter Kopf sei! Als er jetzt, im Juli 1549, in Begleitung Farels nach Zürich kam, schien es nicht anders zu stehen als früher, und es war ein Augenblick, wo er zum Ziele zu kommen verzweifelte. Plötzlich aber, sagte er, sahen wir Licht. Vielleicht, daß deutsche Flüchtlinge, wie Musculus von Augsburg, der in Bullingers Hause Aufnahme gefunden, dazu beigetragen hatten, persönliche Vorurteile zu zerstreuen. Rascher, als man hätte glauben sollen, kam zwischen Bullinger und Kalvin eine Vereinigung zustande, der Consensus Tigurinus, in welchem einige Meinungen Zwinglis wiederholt werden, aber dabei doch auch die Grundgedanken der entgegengesetzten Lehre ihr Recht behaupten. Den Satz, daß der Leib Christi auch den Unwürdigen gegeben werde, ließ Kalvin sich nicht entreißen, so vielen Anstoß auch die Schweizer von jeher daran genommen hatten; er erläuterte nur näher, daß die Verheißung zwar nur den Gläubigen zugute komme, welche Christum geistlich genießen, mit dem Zeichen aber doch auch die Wahrheit desselben und ihr Inhalt den Ungläubigen dargeboten werde. Den Ausdruck „darreichen, darreichende Zeichen", der den Sinn der Wittenberger Konkordie so recht eigentlich aussprach und von den Schweizern bisher verschmäht worden war, hielt er fest. Er lehrte unverändert, daß der Leib Christi, welcher dargeboten werde, der nämliche sei, der am Kreuze gelitten. Genug, vom Objektiven des Mysteriums wich er nicht ab. Es läßt sich aber gar nicht

denken, daß er es zu dieser Anerkennung desselben gebracht haben würde, hätte er nicht dagegen wieder einige eigentümliche schweizerische Meinungen zu den seinigen gemacht. Er gab zu, was dort immer behauptet worden, daß in den Sakramenten nur Gottes eigene Kraft wirke, und erklärte sich sehr nachdrücklich gegen die, welche das Göttliche in den Elementen sehen wollten. Wie Zwingli, nahm er an, daß Christus im Himmel wohne und räumlich von der Erde entfernt sei; er fügte nur hinzu, durch seine göttliche Kraft steige er doch zu uns herab. In der Auslegung der Einsetzungsworte pflichtete er den Schweizern unumwunden bei. Ich weiß nicht, ob er nicht vielleicht in einem und dem anderen Punkte, wenigstens im Ausdruck, einen Schritt weiter gegangen ist, als er ursprünglich beabsichtigt hatte; leicht aber gab er zu, was die Summe seiner Ansicht nicht verletzte, womit er übereinstimmen konnte. Ohne Zweifel trägt der Consensus noch ein ziemlich starkes Gepräge des Ortes, wo er geschlossen wurde, der Umstände, unter denen er zustande kam, aller jener provinziellen Bedingungen: als das letzte Wort in der Sache kann er nicht betrachtet werden; aber dabei läßt sich doch, historisch angesehen, nicht leugnen, daß die Ideen der Wittenberger Konkordie, in denen das lutherische Element überwog, dadurch einen Fortschritt machten, an einer Stelle Eingang fanden, wo man bisher noch niemals etwas davon hatte hören wollen: der Consensus ist schon eine neue Konkordie,

nur mit starkem schweizerischen Zusatz. Die Kraft der Formel, zu der man sich vereinigte, liegt darin, daß sie beide Momente enthält. Der Freund Kalvins, Butzer, der einige Abweichungen, die in England vorkamen und von Peter Martyr befördert wurden, nicht billigte, war doch mit dem Consensus einverstanden: er sah darin eine Fortsetzung seines eigenen Werkes.

Es ging auch dieser Formel, wie es Vermittelungen zu gehen pflegt: sie fand auf beiden Seiten Widerspruch.

In Zürich zeigten sich die Anhänger Zwinglis, in Basel die mehr lutheranisierenden Theologen ein wenig verstimmt. Die soeben in Bern emporgekommene Zwinglische Partei verweigerte eine Zeitlang ihre Unterschrift. Es gehörte die ganze Autorität des alten Bullinger dazu, um sie endlich dazu zu vermögen; doch hat es bis in das Jahr 1551 gedauert, ehe man den Consensus durch den Druck bekannt machte.

Kaum aber war es hier so weit gekommen, so erhob sich der Widerspruch von einer anderen Seite her in tumultuarischer Aufwallung.

In einer ähnlichen Stellung, wie damals die Zwinglianer in Bern, welche die lutherischen Meinungen verdrängt hatten, waren die Lutheraner in den niederdeutschen Städten: ihre Herrschaft gründete sich auf eine Unterdrückung zwinglianisierender Meinungen, die hier einmal sehr stark gewesen waren und

jetzt, sobald nur eine Annäherung dazu in Bremen hervortauchte, sich plötzlich wieder lebhaft regten. Dafür, daß Kalvin eine vermittelnde Richtung verfolgt, der diesseitigen Auffassung in ihrem Wesen bei den alten Gegnern Raum gemacht, hatten die Niederdeutschen keine Augen. Sie bemerkten nur die Hinneigung nach der Zwinglischen Seite; sie faßten einige anzügliche Ausdrücke auf, durch welche ihnen das Gedächtnis Luthers verunglimpft zu sein schien, das vielleicht auch mehr hätte geschont werden können; mit heftiger Leidenschaft begannen sie den Krieg. Die früheren, schon in Gang gesetzten Streitigkeiten strömten bald mit dieser zusammen: Melanchthon meinte von Anfang, er sei es hauptsächlich, dem auch dieser Angriff gelte. Mochte denn nun auch Kalvin sie auf den wahren Stand der Dinge aufmerksam machen, so blieben sie dabei, ihn mit Zwingli gleichzuachten. Sie ihrerseits forderten jetzt die schrofferen Ausdrücke der ungeänderten Augsburgischen Konfession zurück; die Wittenberger Konkordie betrachteten sie als nicht geschlossen; ihre Unterscheidungslehre, die Doktrin von der Ubiquität des Leibes, bildeten sie jetzt erst förmlich aus und nahmen symbolische Autorität dafür in Anspruch.

So erfüllte sich das ganze Gebiet der evangelischen Kirche mit innerem Krieg und Hader.

Mängel des kirchlichen Zustandes.

Es leuchtet ein, daß die Konsistorialverfassung, die nur auf die inneren, gleichsam häuslichen Verhältnisse berechnet war, nicht dazu beitragen konnte, den Streit zu heben.

Eben darin lag für die neuen Einrichtungen die große Schwierigkeit, daß es auch kein anderes Institut gab, das dazu geeignet gewesen wäre. Oftmals dachte man auf einer allgemeinen protestantischen Synode eine Ausgleichung zu versuchen. Mächtige Stände, wie Pfalz und Württemberg, haben es mehr als einmal in Vorschlag gebracht, andere, wie Kursachsen, es wenigstens ernstlich in Beratung gezogen. Vor allem wäre dann nötig gewesen, den Anteil der weltlichen Stände festzusetzen, wie denn hiervon schon bei den früheren Entwürfen des allgemeinen Konziliums oft die Rede gewesen war. Man dachte sich zu dem Grundsatz zu bekennen, daß die Mehrheit das Recht der Entscheidung habe und die Minderheit sich ihr unterwerfen müsse. Ob sich aber auch eine Mehrheit hätte gewinnen lassen, in der das Gefühl der Einheit, das Bewußtsein der gemeinschaftlichen Gedanken die Oberhand bekommen hätte? Man dürfte das doch wohl nicht schlechthin in Abrede stellen. Bei einer Zusammenkunft, die im Jahre 1557 zu Frankfurt gehalten wurde, hatten doch die gemäßigteren Tendenzen, wiewohl sie noch nicht zu vollem Verständnis

gelangt waren, das offenbare Übergewicht. Und wie viele gab es, die das Verdächtigmachen alter Ehrenmänner, das Schelten auf den Kanzeln, welches jetzt überhandnahm, auf das ernstlichste mißbilligten! Es wäre schon ein unendlicher Gewinn gewesen, überhaupt die Form einer allgemeinen Verfassung aufzustellen.

Indessen das Ungewohnte, Neue des Gedankens sowie die damit doch auch unleugbar verbundene Gefahr schreckten von seiner Ausführung zurück. Brenz sagte wohl: „Ja, wenn unter den Fürsten ein Konstantin lebte, oder unter den Gelehrten ein Luther!" Melanchthon urteilte, die Sache müsse erst unter den einzelnen Fürsten vorbereitet werden, man müsse der Einigkeit im voraus gewiß sein, ehe man sie unternehme.

Beratung unter den vorwaltenden Fürsten war wirklich das einzige Mittel, das man zur Beilegung der Irrungen ergriff.

Und diese waren nun in der Epoche, in der wir stehen, sehr friedfertig gesinnt.

Wir berührten, wie sie sich beim Abschluß des Religionsfriedens nicht zu Bestimmungen fortreißen ließen, die den Zwiespalt zwischen ihnen selber hätten entzünden können.

Bei jener merkwürdigen Zusammenkunft vom Jahre 1558 zogen sie neben den Reichsangelegenheiten auch die Religionssache in Betracht. In dem Rezeß, der daselbst abgefaßt worden, drückten sie sich über

den wichtigsten Punkt, die Eucharistie, auf eine der Fortbildung der Konkordie gemäße Weise aus. Es schien ihnen genug, daß sie von der wesentlichen, substanziellen Gegenwart redeten; der körperlichen zu gedenken enthielten sie sich. Der Gegensatz, den sie aussprechen, ist noch immer hauptsächlich gegen die alte Kirche, gegen die Anbetung des Sakramentes gerichtet. Wenn sie die Lehre verdammen, daß die Zeichen bloß äußerliche Zeichen seien, so konnte das wahrhaftig Kalvin nicht treffen.

In einer sehr zahlreich besuchten Versammlung zu Naumburg im Jahre 1561 erkannten sie aufs neue die abgeänderte Augsburgische Konfession an; mit den Erklärungen, die der Kurfürst von der Pfalz gab, der schon als ein Kalvinist betrachtet wurde, zeigten sie sich zufrieden.

Mit alledem gelangte man jedoch nicht zur Herstellung der Eintracht: es gab jedesmal Fürsten und Stände, die sich absonderten und Widerspruch erhoben.

Und nicht allein von bösem Willen dürfte man das herleiten. Die Dinge hatten innere Schwierigkeiten, denen auf diese Weise nicht beizukommen war. Vielmehr zeigte sich eben in den Versuchen, sie zu erledigen, eine neue, und zwar eine solche, die nicht geringer war, als die übrigen.

Die große Hauptsache war gewonnen, ein legales Dasein gegründet; für die Entwickelung desselben auf dem glücklich eroberten Grund und Boden aber lagen noch viele ungelöste Fragen vor.

In unserer historischen Betrachtung stellen sich deren besonders drei heraus.

Nachdem der Grundsatz von der Rechtfertigung allein durch den Glauben erhalten war, bedurfte doch die Lehre von der innigen und geheimnisvollen Verbindung, in welche der Mensch durch die fortgehende Erneuerung mit der Gottheit tritt, noch neuer Erläuterungen, um tieferen Geistern völlig zu genügen. Hatte nicht eine Durchdringung der alten echten deutschen Mystik mit dem erneuerten Dogma in der ursprünglichen Absicht gelegen? Noch war sie wohl nicht gelungen. Nur allzu oft schlugen sich die jungen streitbaren Theologen wieder um die harten Schalen des Glaubens, die aus der Scholastik übrig geblieben.

Ferner war, wie berührt, der zürcherische Consensus noch nicht der letzte Schritt in dem großen Werke der Vereinigung über die Abendmahlslehre. Es wäre wohl die Aufgabe gewesen, das an Zeit und Ort des Ursprungs Erinnernde, mit zufälligen Beschränkungen Behaftete, das er noch an sich trug, vollends fallen zu lassen und die wesentlichen Momente beider Ansichten noch tiefer miteinander zu durchdringen. Von allen Gelehrten eignete sich gewiß Melanchthon am meisten, die Sache durchzuführen; allein in schwieriger Lage und von Widersachern umgeben, fand er nie den Mut, sie mit vollem Ernst in die Hand zu nehmen, der Meinung, die er in sich trug, eine allseitig entwickelnde Form zu geben und ihr ein festes Dasein zu erkämpfen.

Und wie viel war noch in Hinsicht der Verfassung zu tun übrig! Das Verhältnis der Geistlichen zu den Gemeinden sowie zu den Obrigkeiten hatte noch viel Unbestimmtes, von momentanen Regungen Abhängiges. Indem die Landesherrschaften so mächtig eingriffen, regte sich an anderen Stellen der heftigste Widerspruch gegen jede Einmischung derselben. Es fehlte gleichsam an dem Schlußstein des Gebäudes einer Einrichtung, um über die aufsteigenden Irrungen zu einer gültigen, von jedermann anerkannten Entscheidung zu gelangen.

Eine natürlich entstandene Autorität, wie die der hohen Schule zu Wittenberg, hätte sich erweitern, fortpflanzen lassen; hergestellt werden konnte sie nicht, nachdem sie einmal gebrochen worden.

Den Protestanten war es nun einmal nicht gegeben, sich als eine einzige Genossenschaft zu entwickeln. Aus vielen Gründen möchte man wünschen, es wäre geschehen; ob es in jeder Rücksicht das Beste gewesen wäre, wer will es sagen? Da es aber nicht der Fall war und doch überaus wichtige Fragen die öffentliche Teilnahme, die lebendigen geistigen und politischen Kräfte beschäftigten, so mußte erfolgen, daß sich auf einer Stelle mehr das eine, auf einer anderen mehr ein anderes Prinzip geltend machte.

Die Bewegung warf sich in die verschiedenen Territorien, wo sie mit mannigfaltigen anderen Bestrebungen in den Zweigen der Administration oder des Rechtes, der Kultur oder der Befestigung des Landes

zusammenfiel. Dieses landschaftliche Moment entwickelte sich in den nächsten Zeiten auf das eigentümlichste, und zwar in den Ländern der altgläubigen Stände nicht minder als in den protestantischen. Wir müssen uns enthalten, hier näher darauf einzugehen. Die politischen Gestaltungen der einzelnen Landschaften, die seither allerdings vorbereitet worden, sind doch erst später zu einer gewissen Festigkeit gelangt, und zwar unter den wechselnden Einwirkungen anderer Weltverhältnisse, als der hier betrachteten.

Nur eine Frage, scheint mir, muß für unsere Epoche noch erörtert werden. Wir sahen, wie die kirchliche Neuerung aus der Gesamtheit einer großen geistigen Bewegung entsprang. Seitdem hat jene die öffentliche Aufmerksamkeit fast ausschließend beschäftigt. Betrachten wir noch, welchen Fortgang diese in derselben Zeit genommen hat.

Achtes Kapitel.

Entwickelung der Literatur.

Den mächtigsten inneren Antrieb hatte der deutsche Geist im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts durch die Bekanntschaft mit dem klassischen Altertum empfangen, die, schon in den karolingischen Zeiten begonnen, während der Herrschaft der Hierarchie unterbrochen oder in Schatten gestellt, ihm jetzt in aller Fülle zuteil wurde.

Wir sahen, wie dieses Studium zuerst in den grammatischen Schulen erneuert ward, wie viel Mühe es kostete und was es zu bedeuten hatte, daß es sich endlich auch auf den Universitäten festsetzte.

Auch in dieser Beziehung nahm Melanchthon eine sehr wichtige Stellung ein. In dem Sinne, wie er die alte Literatur in Wittenberg förderte, taten es die ihm nächstverbundenen Freunde, Camerarius in Leipzig, Sabinus in Königsberg und Frankfurt a. d. O., seine Schüler in Marburg, Tübingen, Heidelberg. In Rostock gewährte Johann Albrecht von Mecklenburg, dessen politische und kriegerische Unternehmungen wir zuweilen berührten und der zugleich einen offenen Sinn für höhere Bildung bewies, diesen Studien seinen Schutz. Melanchthon sieht im Geiste die allenthalben verstoßenen griechischen Musen bei ihm im Norden ihre Zuflucht suchen.

Dabei behaupteten sich aber auch noch einige Schulen in großem Ruf.

Erst seit dem Jahre 1531 entwickelte sich das ganze Verdienst Valentin Trotzendorfs in Goldberg; — er hatte eine Art von Jugendrepublik errichtet, mit Konsuln, Senatoren, Zensoren, in deren Mitte er sich selber als immerwährenden Diktator aufstellte.

Der letzte Abt von Ilfeld, der dieses Kloster aus eigenem Antrieb in eine Schule verwandelt hatte, fand in einem Zögling von Goldberg, Michael Neander, ganz den Mann, der dazu gehörte, nach seinem Tode diese Stiftung fortzuführen und ihr allgemeine Wirksamkeit zu verschaffen, — einen stillen Gelehrten, von gebrechlichem Körper und einem in seiner Tiefe der Religion zugewandten Gemüte, aber doch weltklug und umsichtig genug, um seine Klosterschule gegen die Ansprüche mächtiger Nachbarn zu schützen, und von unermüdlicher Tätigkeit. Die Kenntnis der griechischen Sprache hat er in den niedersächsischen Gegenden erst verbreitet; er wird als ein zweiter Lehrer von Deutschland gepriesen.

Eine fast noch mehr europäische als deutsche Wirksamkeit erlangte die Schule, welche Johann Sturm 1537 in Straßburg errichtete. Johann Sturm nahm an den öffentlichen Angelegenheiten lebendigen, wohl selbst eingreifenden Anteil; doch verlor seine Schule dabei nicht, der er vielmehr aus dem allgemeinen Gesichtspunkte um so größeren Eifer widmete. Sie ward gleichsam eine allgemeine weltliche Akademie

für die protestantische Welt wie Genf eine theologische. Auch wurde sie gern von dem deutschen Adel besucht, dessen Bedürfnisse der Vorsteher in eigenen Schriften erwog.

Bei der würdigen Stellung, welche diese Studien einnahmen, konnte sich das tumultuarische, händelsuchende Treiben der früheren Poetenschulen nicht mehr halten. Das Schicksal des Simon Lemnius, der es unter den Augen Luthers fortsetzen wollte und darüber verjagt ward, ist für die Richtung überhaupt bezeichnend. Der neue Olymp dieser Poeten ward schon wieder verworfen. Der feine und elegante Michll will nur von einer züchtigen Muse wissen. Er und seine Schüler haben wirklich keine anderen Gefühle, als die der großen Tendenz entsprechen, in welcher die Nation hauptsächlich begriffen ist.

Schon nahm man mit ernstem und anhaltendem Bemühen an der Arbeit der Wiederbekanntmachung und Erläuterung der klassischen Werke Anteil.

Noch waren die lateinischen Schätze deutscher Klöster, wie Hirschfeld oder Lorsch, nicht erschöpft; man hatte Weltverbindung und Teilnahme für die Sache genug, um auch griechische Handschriften aus dem Orient an sich zu bringen, wie z. B. die Stadt Augsburg im Jahre 1545 zu Korfu eine Summe Geld daran wandte. Manches brachten Gesandte des römischen Königs oder Prokuratoren der Fugger herbei. Vincenz Opsopäus, der Lehrer des Markgrafen Albrecht, soll die deutschen Buchdrucker zuerst an-

geregt haben, mit dem Ruhme der Aldus und Junta zu wetteifern und die Werke der Alten diesseit der Berge zu publizieren. Er selbst konnte der Welt einen der großen Geschichtschreiber des Altertums, Polybius, aus dem Kodex, den der Zufall von Konstantinopel nach Nürnberg geführt hatte, wieder vorlegen; er hat diese Arbeit auf eine Weise vollzogen, die ihm noch heute Ehre macht. Nach und nach entwickelte sich eine lebhafte Tätigkeit in diesem Zweige. Flavius Josephus und Ptolemäus, die wesentlichsten Ergänzungen des Diodorus Siculus, Livius, Ammianus und wie vieler anderer Schriftsteller in beiden Sprachen gingen zuerst aus deutschen Pressen hervor. Andere Autoren erschienen mit ihren Scholiasten, späteren Fortsetzern, oder in berichtigten Texten, die griechischen mit Übersetzungen, die zum Teil noch den heutigen Ausgaben beigegeben werden. Es mag sein, daß diese Arbeiten noch oftmals kritisch-grammatische Genauigkeit vermissen lassen; aber es gibt auch solche, die ein tieferes Eingehen, Kritik und echtes Verständnis beweisen. Joachim Camerarius hat für die Textverbesserung des Plautus vielleicht von den älteren Herausgebern das Meiste getan; er ist der erste, der die Spuren einer doppelten Rezension in dem vorliegenden Texte der ciceronianischen Schriften, möge dieselbe nun stammen, woher sie wolle, bemerkt hat. Ein entschiedenes philologisches Talent war Hieronymus Wolf aus Öttingen, eine zarte, schwächliche, leicht verletzbare Natur, der darüber er-

rötete, wenn ein anderer eine Unwahrheit sagte, der von der Sohle bis zum Scheitel erzitterte, als er zuerst des berühmten Melanchthon ansichtig wurde, — immer voll Furcht vor dem Hasse der Menschen und dem widrigen Einfluß geheimer satanischer Kräfte, aber eben darum mit einsiedlerischem Fleiße unter den ungünstigsten Umständen den Studien hingegeben und seiner Sache, obwohl er nie recht damit zufrieden war, daß er sie ergriffen hatte, vollkommen Meister. Er wagte sich an die Übersetzung des Demosthenes, eine Arbeit, vor der Erasmus und Buddeus zurückgeschrocken waren, und führte sie auf eine Weise durch, die seinen Namen mit dem seines Autors auf immer verknüpft hat. Er ist auch in der Kritik des Textes der Sospitator des Redners und hat ihn den späteren Zeiten erst wieder zugänglich, verständlich gemacht. Ohne seinen Fleiß würden die Byzantiner wohl noch lange unbekannt geblieben sein: er ist glücklich, gleichsam ein Ganzes byzantinischer Geschichten zusammenzustellen. Sehr lesenswürdig ist doch die Autobiographie, die er hinterlassen hat. Er erscheint darin als ein echt ehrlicher Patriot, freilich als ein solcher, der mit dem, was um ihn her vorgeht, oftmals schlecht zufrieden ist, als ein überzeugter evangelischer Christ, ohne Parteiwesen, wie denn seine Religiosität nur dann und wann unwillkürlich hervorbricht, und als ein Philologe, dem der Sinn des Altertums in Fleisch und Blut übergegangen ist: die sinnreichsten Sprüche bieten sich seiner Erinnerung dar;

man kann an ihm sehen, daß diese Elemente einander nicht widersprechen.

Und niemand sollte sagen, daß diese Studien in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in Abnahme geraten seien, in die ja Sturm, Neander und Wolf zum großen Teile gehören. Schon lebten ihre Nachfolger Rhodoman und Sylburg.

Auf die Fortpflanzung der Studien allein kam es jedoch nicht an. Wir beschäftigten uns mit einem Zeitalter, von dem man nicht mit Unrecht gesagt hat, alle vier Fakultäten seien da im Grunde nur eine einzige gewesen, nämlich die der Grammatiker. Von der Herstellung und Auslegung der Texte hing jeder Fortschritt ab.

Wir brauchen nicht darauf zurückzukommen, wie sehr dies in der gelehrten Theologie der Fall war, die eben auf diesem Grunde beruhte. Die Publikation der Kirchenväter, auch der lateinischen, um die sich nach dem Vorgange des Erasmus auch andere deutsche Philologen viel Verdienst erwarben, kam den Abweichungen der Protestanten mächtig zustatten. Vor der ursprünglichen Auffassung des christlichen Altertums verschwanden die hierarchischen Satzungen.

Verwandter Natur, wenn auch lange nicht so weitaussehend, ist, was in der Rechtsgelehrsamkeit geschah.

Bei weitem enger hatten die Glossatoren sich ihrer Urkunde, den justinianëischen Rechtsbüchern, angeschlossen, deren Wiederbelebung und Verbreitung die Welt ihnen eigentlich verdankt, als die scholastischen

Theologen der Heiligen Schrift. Ihr Text beruht auf alten Handschriften; ihre Anmerkungen sind nicht selten ganz treffend. Aber dabei ist doch unleugbar, daß diese besonders unter den Händen ihrer Nachfolger sich immer mehr mit fremdartigen Elementen versetzten und nur größere Dunkelheiten hervorbrachten, jener durch willkürliche Einteilungen und Zusätze entstellt, nichts weniger als zuverlässig war. Und doch wurden diese Rechtsbücher als die kaiserlichen, allgemein gültigen betrachtet und sollten praktisch in Anwendung kommen. Die pisanische Handschrift der Pandekten, wie hoch man ihren Wert auch anschlug, so daß man sich ihr nur mit einer Art von abergläubischer Verehrung näherte, war noch nicht zu öffentlichem Gebrauche benutzt. Da wollte nun die Gunst des Zufalls, daß ein junger Deutscher, Gregor Hoffmann aus Zwickau, genannt Haloander, der in Begleitung Julius Pflugs eine Reise nach Italien machte, in Bologna eine Abschrift von einer Kollation jener Handschrift benutzen konnte, die einst Politian an dem Rand eines Exemplars der Vulgata verzeichnet hatte. Auch von den Novellen, die bisher nur in der sogenannten Authentica vorhanden waren, großenteils übersetzt und unvollständig, fand er dort Gelegenheit, die Abschrift eines Manuskripts zu kopieren, das bei manchen Lücken und Mängeln, die es hatte, doch die originale Grundlage eines neuen Studiums darbot. Mit diesen Hilfsmitteln erschien Haloander im Jahre 1528 zu Nürnberg, wo ihm der

protestantische Abt des Ägidienklosters freundliche Aufnahme und der Rat eine nicht unbedeutende Geldunterstützung gewährte, so daß er ohne persönliche Sorge unverweilt zur Herausgabe schreiten konnte. Haloander hat nach dem Urteil der kundigsten Männer, wie Savignys, bei der Arbeit historische Gelehrsamkeit und kritisches Talent gezeigt. Bei den Pandekten wußte er sich der politianischen Kollation, die an sich sehr unzureichend und überdies durch den ersten Abschreiber hie und da gröblich mißverstanden war, doch so geschickt zu bedienen, daß er damit eine große Menge Fehler weggeschafft hat; es gelang ihm, Stellen klar zu machen, deren Sinn man vorher nicht einmal zu erraten vermochte. Dem Kodex der Konstitutionen gab er seine zwölf Bücher wieder; er spricht seine Genugtuung aus, wie viele Lücken er ausfüllen, wie viele Wunden er habe heilen können. In den Jahren 1529 bis 1531 erschienen die einzelnen Teile des Corpus juris — denn auch die Institutionen konnten nach der Arbeit über die Pandekten leicht verbessert werden — in einer der ursprünglichen Fassung über alles Erwarten angenäherten Gestalt.

Und mit der größten Freude ward nun diese Gabe von den Gelehrten empfangen.

Dem Kaiser Karl V., der in Justinian seinen Vorgänger, in dessen Rechte sein eigenes sah, bemerkte Johann Oldendorp, wie früher durch die verunstalteten Gesetze die Rechtsübung selbst unsicher geworden sei; jetzt aber habe man Gesetze und Kon-

stitutionen in ihrem ursprünglichen Wortlaut wieder; seit vielen Jahrhunderten habe kein Volk etwas Ruhmvolleres erlebt. Oldendorp verbarg sich nicht, daß damit noch nicht alles, was wünschenswert wäre, geschehen sei. Sehr schmerzlich empfand er den Verlust der alten Rechtsquellen, aus denen erst volle Bestimmtheit und Klarheit hervorgehen würde. Wenn ich ihn recht verstehe, war seine Meinung, daß sich das System auf der nunmehr gewonnenen Grundlage wissenschaftlich weiter ausbilden und zum allgemeinen Recht aller Nationen erheben lasse.

Aber auch Leute, die nicht so weit gingen, sahen doch in der Anwendung des geschriebenen Rechtes eine Verbesserung. Ich finde überhaupt, daß man weite Aussichten ergriff, schon damals die Tortur verwarf, die Konfiskation zu beschränken gedachte, den Mißbrauch der Privilegien rügte, eine Menge Übelstände zur Sprache brachte, die noch lange fortgedauert haben. Gabriel Mudäus, einer der ausgezeichnetsten Lehrer auf der sehr besuchten Rechtsschule zu Löwen, erwarb sich das Verdienst, von seinem zivilrechtlichen Standpunkt aus den Gewaltsamkeiten der Inquisition entgegenzutreten.

Genug, mit dem Studium empfing zugleich die Praxis eine neue starke Anregung, die dann besonders auf die deutsche Provinzialgesetzgebung von größtem Einfluß gewesen ist.

Und wenden wir unseren Blick auf eine dritte Fakultätswissenschaft, die Arzneikunde, so traten auch

in diesem Gebiete durchgreifende Umwandlungen ein.

Die Medizin hing von viel verderbterer Überlieferung ab, als das Recht. Die griechische Heilkunde, weil sie einst Galen systematischer als seine Vorgänger, aber schon nicht mehr in voller Originalität zusammenfaßte, hatte einen weiten Weg gemacht, um nach Deutschland zu gelangen: — wie sie von arabischen Sammlern begriffen, dann durch die Vermittelung des Kastilianischen in ein barbarisches Latein übertragen und etwa von italienischen Kommentatoren dem Bedürfnis der Zeiten angenähert worden, so ward sie damals auf den deutschen Universitäten gelehrt; der Kanon des Avicenna, der Kommentar des Johann d'Arcoli über eine Schrift Arrasis waren die geschätztesten Lehrbücher, die man z. B. noch in den zwanziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts in Wittenberg brauchte. Es leuchtet ein, daß aus diesem Grunde die Kunst nicht gedeihen konnte, zumal da sich ihr eine große Anzahl mittelmäßiger Köpfe widmete, die man ohne Schwierigkeit zu Doktoren erhob.

Man muß sich diesen Zustand vergegenwärtigen, um die Opposition des Paracelsus dagegen zu begreifen. Im hohen Gebirg aufgewachsen, wo sich mancherlei sonst verschwundene Kenntnisse erhalten hatten, im Umgang mit Geistlichen von geheimnisvoller Erfahrung, mit Freunden chemischer Versuche wie Siegmund Fugger zu Schwaz, in stetem Verkehr

mit Bergleuten, Hüttenarbeitern, dem gemeinen Mann überhaupt, hatte Paracelsus nicht allein Mittel kennen gelernt und durch glückliche Kuren erprobt, sondern sich auch Weltansichten gebildet, die allem widersprachen, was auf den hohen Schulen galt. Als er 1527 zu Basel auftrat, erklärte er zuvörderst, daß er nichts auf fremde Autorität lehren werde. Er spottete über den Prozeß der ererbten Rezepte; den Kanon des Avicenna hat er einst in ein Johannisfeuer geworfen; er wollte von nichts, als von der Natur hören: denn nur die Bücher seien wahrhaft und ohne Falsch, welche Gott geschrieben; die Elemente müsse man studieren, der Natur nachgehen von Land zu Land, da jedes einzelne nur ein Blatt des großen Buches sei; die Augen, „die an der Erfahrenheit Lust haben“, die seien die wahren Professoren, und wie er sonst seinen Widerwillen gegen die Schriftgelehrsamkeit ausspricht. Auch das, was er leistete, ist in neueren Zeiten wieder mehr zu Ehren gekommen: auf einen Laien, der seine Bücher durchläuft, macht besonders seine Ansicht von der fortwirkenden Energie des einmal angeregten Lebens Eindruck, von der dem Organismus eingeborenen und denselben von innen her erhaltenden Kraft der Natur. Es lebt in ihm ein sinnvoller, tiefer und mit seltenen Kenntnissen ausgerüsteter Geist, der aber von dem einen Punkt aus, den er ergriffen, die Welt zu erobern meint, — viel zu weit ausgreifend, selbstgenügsam, trotzig und phantastisch, wie solche wohl in der deutschen Nation noch öfter

hervorgetreten sind. Damals war mit der allgemeinen Bewegung der Geister auch ein Versuch verknüpft, das Joch der Zucht, die Regel der antiken Disziplin, ja Kirche und Staat von sich abzuwerfen. Die münzerischen Inspirationen, die sozialistischen Versuche der Wiedertäufer und diese paracelsischen Theorien entsprechen einander sehr gut; vereinigt hätten sie die Welt umgestaltet. Zur Herrschaft aber konnten sie doch nicht kommen; dazu waren sie in sich zu verworren und überladen: sie hätten nur den großen welthistorischen Gang der Kultur unterbrochen.

In der Medizin war es zunächst, eben wie in anderen Wissenschaften, erforderlich, auf die echteren Quellen der Belehrung zurückzugehen.

Merkwürdigerweise war es ein Landsmann Haloanders, Johann Cornarus, der die Bahn hiezu brach. In Wittenberg auf die Notwendigkeit, sich vor allem des Hippokrates wieder zu bemächtigen, aufmerksam gemacht, unternahm er hiezu eine Reise nach Italien; aber schon in Basel kam ihm sozusagen sein Autor selber entgegen: im Jahre 1526 war der griechische Text von Aldus, wiewohl sehr unkorrekt, gedruckt worden und vor kurzem angelangt. Bei dem ersten Studium durchdrang sich Cornarus noch mehr mit der Überzeugung, daß die Griechen die einzigen wahren Meister der Heilkunde seien, die man nur zuvörderst wieder bekannt machen müsse. Mit Hilfe einiger Handschriften, die Froben herbeischaffte, stellte er einen bei weitem richtigeren Text auf und konnte

es dann wagen, auch eine Übersetzung zu versuchen, ein Werk, von dem sein Lebensbeschreiber rühmt, es werde seit zwei Jahrtausenden in der lateinischen Sprache vermißt: so ganz fühlte man sich diesseits noch als wesentlichen Bestandteil der alten lateinischen Kulturwelt. Hierauf erscheinen an den Universitäten Vorlesungen über Hippokrates und den echten Galen, dem Cornarus einen ähnlichen Fleiß zuwandte; bei der Prüfung der Doktoranden legte man wohl eine Stelle aus den Aphorismen, oder eine Definition Galens zur Erklärung vor. Es begann eine allgemeine Reaktion gegen die Araber. Leonhard Fuchs, ein glücklicher Nebenbuhler des Cornarus, sah ihre Wissenschaft fast aus dem Standpunkt einer nationalen Feindseligkeit an, als eine solche, durch die, wenn sie länger bestünde, der Untergang der Christenheit befördert werden würde: niemals seien die Griechen von ihnen verstanden worden; ihre Theorien und ihre Heilmittel seien gleich verwerflich; er seinerseits werde nicht aufhören, gegen diese Sarazenen zu streiten.

Nun konnte man sich aber in der Medizin unmöglich wie in der Jurisprudenz an die hergestellten Texte halten; man ward durch die Alten selbst zu eigener Beobachtung der Natur fortgetrieben, nur auf eine ganz andere Weise, als Paracelsus im Sinne gehabt, eben auf dem von den Alten angebahnten, noch nicht vollendeten Wege.

Die ersten wichtigen Erfolge erlangte man in der

Anatomie, nachdem man sich einmal der Vorurteile entschlagen, die bisher eine genügende Untersuchung des menschlichen Körpers verhindert hatten. Es war eine auffallende Neuerung, daß Dr. Augustin Schurf in Wittenberg im Juli 1526 die Anatomie eines Kopfes vornahm. Etwas Ähnliches versuchte ein anderer Deutscher, Johann Günther von Andernach, zu Paris; doch wollte er weder von den Arabern, noch vollends von Galen lassen. Einer seiner Schüler aber, Andreas Vesalius, aus einer Familie von Ärzten, die von Wesel herstammten, geboren in Brüssel, tat endlich den entscheidenden Schritt. Vesalius war gleichsam von Natur zum Anatomen bestimmt: von Kindheit auf hatte er sich halb aus Mutwillen an Tieren geübt; in Paris trieb er sich mit Lebensgefahr auf dem Kirchhof des Innocentius oder den Höhen von Montfaucon herum, um aus den Gebeinen, die er auflas, womöglich ein ganzes Skelett zusammenzusetzen. Eben daran hatte es Galen gefehlt, und bald wurde der mutige junge Mann der Irrtümer des alten Meisters inne. Er war erst 29 Jahre alt, als er im Jahre 1543 sein Werk über den Bau des menschlichen Körpers zu Basel drucken ließ, das die Grundlage aller späteren Anatomie geworden ist. Es fand um so mehr Eingang, da ein Schüler Tizians, Johann von Calkar, den Text mit vortrefflichen Abbildungen erläuterte. Wäre Vesalius nicht als Leibarzt Karls V. dem Hofe gefolgt, so hätte er vielleicht die Entdeckungen noch vollendet, die er

angefangen, und wenigstens seine Schüler nicht bestritten, die sie wirklich gemacht hatten. Auch am Hofe hatte er von den Anhängern Galens viel zu leiden.

Auf jeden Fall war hiedurch der große Schritt geschehen, auf den alles ankam: die innere Kraft des von den Alten angeregten forschenden Geistes führte über die Grenzen ihrer Wissenschaft hinaus.

In den verschiedenen Zweigen der Naturgeschichte ging man daran, die Kenntnisse der Alten zugleich zu sammeln und zu erweitern.

Die Eigentümlichkeit dieses Bestrebens lernt man recht an dem zoologischen Werke Konrad Geßners kennen. Geßner arbeitete viel für das Bedürfnis des literarischen Publikums, übersetzte und verfaßte Wörterbücher, im Grunde aus Not. Er war glücklich, wenn er einmal die besonderen Gegenstände seiner Neigung festhalten konnte, wie in der Nomenklatur der den Alten bekannten Pflanzen, der er die nicht ohne Mühe aufgesuchten neuen Namen beisetzte. Endlich erhob er sich zu dem Gedanken, den Namen auch die Beschreibungen hinzuzufügen, in einem umfassenden Werke über die Tierwelt alles das zusammenzustellen, was man überhaupt von ihr wisse. Die Schilderungen der alten Autoren, der heiligen und der profanen, bildeten die Grundlage; damit werden die Notizen der späteren Schriftsteller, auch der arabischen, soweit sie den Lateinern zugänglich sind, verbunden und unter wiederkehrenden Rubriken, z. B.

Vaterland, körperliche Beschaffenheit, Nutzen, beigeordnet; auch die Sprichwörter der verschiedenen Sprachen, die sich auf Tiere beziehen, werden herangezogen, die Maxime des Verfassers war, nichts zu wiederholen, nichts wegzulassen. Nicht so häufig, wie man meint, ist das Talent der Kompilation. Soll sie der Wissenschaft dienen, so muß sie nicht allein aus vielseitiger Lektüre hervorgehen, sondern auf echtem Interesse und eigener Kunde beruhen und durch feste Gesichtspunkte geregelt sein. Ein Talent dieser Art von der größten Befähigung war Konrad Geßner. Als alles beisammen war, zeigten sich erst die Lücken. Geßner setzte seine literarischen Bekannten in den verschiedenen Ländern, deren er über 50 zählt, Italiener, Franzosen, Engländer, Polen und hauptsächlich Deutsche, in Bewegung, um ihm mit Beschreibungen des noch Unbekannten und mit Abbildungen zu Hilfe zu kommen. So brachte er einen Thesaurus zoologischer Kenntnisse zusammen, in dem sich Gemeinnützigkeit und Wissenschaftlichkeit vereinigen, der fortan für den Fortgang des Studiums eine treffliche Grundlage bildete und noch heute unentbehrlich ist.

Das Gleiche wünschte Geßner nun auch für das Pflanzenreich zu leisten, wofür er sein ganzes Leben lang im Stillen gearbeitet und alles vorbereitet hatte; doch war es ihm nicht beschieden, damit zustande zu kommen. Große Erwartungen erweckte einst für diesen Zweig Valerius Cordus, der als Studierender und junger Lehrer in Wittenberg sich sozusagen in den

inneren Besitz der Pflanzenbeschreibungen der Alten setzte und damit einen unermüdlichen Eifer, selber zu suchen und zu beobachten, verband; er hat das meißnische Hochland ganze Tage durchstreift, um ein einziges Heilkraut zu finden; aber eben dieser Ungestüm der Lernbegier zog ihm auf einer italienischen Reise, wo er des Klimas nicht achtete, einen frühen Tod zu. Man kam jedoch auch hier um vieles weiter. Man hatte den natürlichen Vorteil über die Alten, daß sich die wissenschaftliche Forschung eines von denselben noch nicht beherrschten Ländergebietes bemächtigen konnte. In den Kräuterbüchern von Brunfels und Fuchs werden hauptsächlich die einheimischen Gewächse in die allgemeine Kunde eingeführt.

Und sogleich ward die aus dem Altertum stammende Wissenschaft durch diese neue Berührung mit dem Boden Germaniens auf ein Gebiet gerichtet, dessen sie sich nur noch unvollständig bemächtigt hatte, das Reich der Mineralien.

Es war eigentlich die Erwähnung metallischer Arzneistoffe, deren sich die Alten bei äußeren Schäden viel bedient haben und die man nicht wiedererkannte, was einen jungen, von der klassischen Richtung durch und durch ergriffenen Arzt, Georg Agricola, veranlaßte, seine Wohnung bei den Bergleuten in Joachimstal aufzuschlagen. Indem er nun aber alle Notizen der Alten über die Mineralien sammelte und sie mit dem verglich, was er vor Augen sah, ward er inne, daß ihn eine Welt umgab, von der sich wenigstens

aus den übrig gebliebenen klassischen Schriften kein Begriff bilden ließ. Er ging von dem Wunsche aus, was die Alten gewußt, für seine Zeit wieder zu beleben, sah sich aber gar bald in dem umgekehrten Falle, die deutschen Bezeichnungen, die er vorfand, in die gelehrte Sprache aufzunehmen. In dem uralten Betriebe des deutschen Bergbaues hatte sich eine schon weit gediehene Kunde der Erze und Gesteine gebildet; bei den mancherlei metallurgischen Operationen, die man vornahm, hatte man in den Hütten Wahrnehmungen gemacht und Erfahrungen gesammelt, die nur aufgefaßt und in der Sprache der Gelehrsamkeit ausgedrückt zu werden brauchten, um in der Reihe der Wissenschaften eine würdige und glänzende Stelle einzunehmen. Dies getan zu haben, und zwar mit eigener Einsicht und dem unablässigen Eifer, der allein wissenschaftliche Erfolge zu sichern vermag, ist das Verdienst Georg Agricolas. Er hatte das Glück, nicht Anfänge, noch zweifelhafte Versuche, sondern erprobte und zusammenhängende Kenntnisse, beinahe Systeme der Mineralogie und Metallurgie darbieten zu können, die eine Grundlage der späteren Studien nicht allein diesseit der Alpen, sondern für die Welt geworden sind.

Ein herrliches Werk würde sein, wenn einmal die Teilnahme, welche die Deutschen an der Fortbildung der Wissenschaften überhaupt genommen haben, im Lichte der europäischen Entwickelung jedes Jahrhunderts mit gerechter Würdigung dargestellt werden

könnte. Zu einer allgemeinen Geschichte der Nation wäre es eigentlich unentbehrlich. Denn nicht allein in den Bildungen des Staates und der Kirche, oder in Poesie und Kunst tritt der Geist eines großen Volkes hervor; zuweilen werfen sich die besten Kräfte auf die wissenschaftlichen Gebiete; man muß wissen, was sie da schaffen und vollbringen, wenn man die Bestrebungen einer Epoche überhaupt verstehen will. Die Zeit, die wir hier betrachten, würde eine der fruchtbarsten sein. Schon erscheinen, z. B. bei Paracelsus, die Anfänge der Chemie. Es kommen die feinsten und eingreifendsten physikalischen Beobachtungen vor. Georg Hartmann zu Nürnberg, der sich mit Verfertigung von Kompassen beschäftigte, hat dabei die Inklination des Magnetes entdeckt; er bemerkte, wie der Nordmagnetismus beim Streichen südliche Polarität hervorbringe; er scheint noch mehr gewußt zu haben, als was er ausdrücklich ausspricht. Gern unterhielt er teilnehmende Fürsten, den König Ferdinand während des Reichstages, oder den Herzog Albrecht von Preußen in Briefen, von der geheimnisvollen Tugend und Kraft des Magnetes. Die Wißbegier Karls V., die von seiner Stellung zu beiden Hemisphären genährt ward, veranlaßte Arbeiten der mathematischen Geographie, welche allen Nationen zustatten gekommen sind. Aus Duisburg, von Mercator, rührt die erste durchgreifende Verbesserung der Zeichnung der Land- und Seekarten her. Ich werde mich in diesen Gebieten nicht weiter vorwärts wagen,

wie es denn auch nicht an diesen Ort gehören würde, einzelnen Richtungen nachzugehen; gedenken wir nur noch einiger Erscheinungen von allgemeinster Bedeutung.

An den östlichen Grenzen, wo die deutschen Elemente sich mit den polnischen berühren, ging aus einer der geschilderten ähnlichen Beschäftigung mit dem Altertum, gleichsam unter dieser geistigen Atmosphäre, eine der größten Entdeckungen hervor, die dies Jahrhundert auszeichnen, die des wahren Sonnensystems.

Ptolemäus beherrschte, wie die Erdkunde, so auch die Astronomie: seit vielen Jahrhunderten war er hierin das Orakel von Orient und Okzident.

Schon einige Zeit daher aber, nachdem man ihn besser verstand und wieder eigene Beobachtungen begannen, regten sich Zweifel gegen seine Unfehlbarkeit. Neue Berechnungen der Polhöhe verschiedener Städte z. B. wollten mit seinen Angaben nicht stimmen; aber so groß war die Verehrung für ihn und die Alten, daß man eher an eine seitdem eingetretene Veränderung im Weltsysteme, als an die Mangelhaftigkeit ihrer Beobachtungen glaubte.

Nikolaus Kopernikus aus Thorn, Domherr zu Frauenburg, ein auch in den Staatsgeschäften des dem Deutschen Orden entrissenen preußischen Landes vielbeschäftigter Mann, fand nicht allein die Beobachtungen mangelhaft, wenigstens soweit sie vorlagen, sondern auch das ganze System unverständlich

und zur Erklärung vieler Erscheinungen unzureichend. Er meinte wohl, die besten Beobachtungen möchten verloren gegangen oder den Hypothesen zugunsten willkürlich verändert worden sein; indem er dann in den Alten weiter forschte, fand er auch Andeutungen eines ganz anderen Systemes als des ptolemäischen. Im Altertum war gesagt worden, daß sich die Erde bewege, daß sie nicht allein eine rotierende Bewegung um sich selber, sondern auch eine fortschreitende habe; wie nun, wenn hierin noch die unbekannte Wahrheit lag? Kopernikus ergriff diesen Gedanken mit aller Kraft eines die Wahrheit vorahnenden Genius. In seiner Wohnung am Dome zu Frauenburg, die ihm einen großen Horizont eröffnete, beobachtete er die Höhe der Planeten, des Mondes, der Sonne und der Fixsterne, mit sehr unzulänglichen Instrumenten, nicht selten von dem aus dem Frischen Haff aufsteigenden Nebel behindert, aber im ganzen vortrefflich; er überzeugte sich, daß die Erscheinungen, die bisher unbegreiflich gewesen, sich wirklich nur erklären ließen, wenn man die verworfene Hypothese, die Bewegung der Erde, annehme und sie mit der Bewegung der Planeten und des Mondes kombiniere. So erst ließen sich die Erscheinungen der täglichen Bewegung der Himmelskugel, des jährlichen Laufes der Sonne in der Ekliptik, der Wechsel der Jahreszeiten und Tageslängen, das Vor- und Rückgehen der Planeten verstehen; die Erläuterungen, die er davon gab, kamen einem Beweise seines Hauptsatzes

nahe. Wohl war dieser noch unvollständig, und nicht von allen Irrtümern riß sich Kopernikus los; aber er hatte einen Gedanken von so echter Wahrheit ergriffen, daß Mängel der Darstellung denselben nicht hindern konnten, sich allmählich Platz zu machen. Was man von Aristarch von Samos gesagt, das hat in der Tat erst Kopernikus vollbracht: er setzte den Herd des Kosmos in Bewegung. Die Erde erschien ihm als das, was sie ist, in dem Verhältnis eines Punktes zum Ganzen; auf das gewaltigste durchbrach er die Welt des Scheines.

In diesem Gedanken aber, der aller Anschauung, in der sich die Menschen bewegen, zuwiderläuft, liegt etwas, das den Urheber desselben wohl bedenklich machen konnte, ihn zu äußern. Kopernikus meinte fast, es sei das beste, wenn er wie Pythagoras seine Lehre nur mündlich fortpflanze.

Es gereicht der Schule von Wittenberg zur Ehre, daß einer ihrer jungen Professoren, Rhäticus, durch das Gerücht in Kenntnis gesetzt, sich zu Kopernikus begab, der Welt die erste sichere Nachricht über die Entdeckung mitteilte und wirklich den Druck des von dem Autor beinahe beiseite gelegten Werkes veranlaßt hat.

Den Vorwurf dürfte man überhaupt der Wittenberger Schule damaliger Zeit nicht machen, daß ihre Theologie sie abgehalten hätte, sich auch mit anderen Wissenschaften zu beschäftigen. Wir finden die eifrigsten Theologen, wie Wiegand zu Eisleben, die be=

nachbarten Berge durchstreifen, um die Wunder Gottes in den seltenen Kräutern zu schauen; Michael Neander zu Ilfeld verband mit der Kräuterkunde selbst medizinische Einsichten: er wird als der Chiron des Harzes gepriesen; Johann Mathesius besaß eine treffliche Kenntnis der Metalle und Erdgewächse. In hohem Ansehen bei seinem Leben und unvergänglichem Gedächtnis nach seinem Tode stand Kaspar Cruciger, Professor der Theologie, den aber physikalische und besonders mathematisch-astronomische Einsichten persönlich fast noch mehr auszeichneten.

Melanchthon, der sich immer in lebendiger Teilnahme an allen diesen Fortschritten zu halten suchte, in dessen Vorlesungen z. B. Valerius Cordus Anregung zu seinen botanischen Ausflügen empfing, widmete doch seinen besten und fruchtbarsten Fleiß den philosophischen Studien.

In seiner Jugend, noch in Tübingen, hatte er es sich beinahe als die vornehmste Aufgabe seines Lebens gedacht, die Werke des Aristoteles von den Verunstaltungen zu befreien, die sie während des Mittelalters erlitten, und den wahren Sinn dieses Philosophen zu erforschen. Wie von einer ganz anderen Natur auch der Beruf war, den ihm Leben und Geschichte anwiesen, so tauchten doch auch dann und wann jene Gesichtspunkte auf. Wir finden bei ihm polemische Erörterungen gegen die arabische Auffassung aristotelischer Begriffe und neue Versuche, den echten Sinn derselben, zuweilen in Widerspruch

mit den griechischen Erklärern, zu ergründen. Nur war sein Ziel hiebei nicht die Wiederherstellung des Autors, sondern die Ermittelung einer objektiv haltbaren Doktrin. In den mancherlei Lehrbüchern, die er verfaßte, über Dialektik, Moral, Psychologie, sogar Physik, verglich er immer auch die übrigen Philosophen mit Aristoteles. In der Regel zog er den letzteren vor, dessen Feder in Sinn und Verstand getaucht sei; die Hyperbeln der Stoa, die Zweifelsucht der Akademiker, die Ableugnung des Epikur fand er gleich unerfreulich; jedoch stieß er auch bei ihnen auf manches Gute und nahm es an; am entschiedensten wich er von Aristoteles ab, wo dieser mit den Urkunden der Offenbarung in Widerspruch kommt. Stellen wir uns in den Gesichtskreis jener Zeit, so konnte von einer mit unbedingtem Selbstvertrauen auf die höchsten Probleme hinstrebenden Anstrengung des Gedankens überhaupt gar nicht die Rede sein. Das Rätsel der Welt war schon gelöst, die Summe der Dinge war schon bekannt; die allgemeine Ansicht ging vielmehr dahin, daß man „die allmächtige Kraft der göttlichen Majestät nicht schärfer zu erforschen habe“; nicht ohne Tiefsinn sagt Herzogin Elisabeth von Braunschweig: „könnten wir Gott durch unsere Vernunft ausgründen, so nähme die Gottheit ein Ende“. Es konnte nur darauf ankommen, die Resultate des philosophischen Nachdenkens mit der Schrift in Einklang zu bringen. Man dürfte wohl nicht sagen, daß daraus ein bloß formelles Ergebnis hervor-

gegangen wäre. In den philosophischen Schriften Melanchthons treten einige Vorstellungen, besonders über das Wesen des Geistes, mit eigentümlicher Stärke auf. Die Meinung, als sei die Seele einer reinen Tafel gleich und erwerbe die Begriffe erst durch Erfahrung, verwirft er mit Widerwillen; er weist vielmehr zwei verschiedene Arten angeborener Begriffe nach, spekulative des reinen Denkens und praktische der Moral; eine ganze Reihe von Urgrundsätzen beiderlei Art führt er auf; von dem gottähnlichen Wesen des Geistes wohnt ihm eine unerschütterliche Überzeugung bei. So hat er denn auch, ohne andere Beweise für das Dasein Gottes zu verschmähen, doch den moralischen mit besonderem Eifer ausgebildet. Die natürliche Unterscheidung zwischen Gut und Böse, die dem Menschen innewohne, das lastende Bewußtsein, welches aus den Verbrechen entspringe, die Freudigkeit, mit der das Gute erfülle, endlich den heroischen Aufschwung des Gemütes bei der Gründung von Staaten oder auch im Reiche der Wissenschaften sieht er als Beweise eines göttlichen Ursprungs und eines höchsten Geistes an, von dem der menschliche herrühre. Zwei Jahrhunderte beinahe — solange nämlich der Glaube an die Offenbarung volles Leben hatte — sind diese Ansichten und das darauf gegründete sehr einfache und bescheidene System in den protestantischen Schulen herrschend gewesen, während in den katholischen die siegreichen Mönchsorden das labyrinthische Gebäude der früheren Zeit auch mit dem

echten Aristoteles aufrechtzuerhalten wußten. Später haben sich an den Grenzgebieten beider Welten andere Tendenzen des allgemeinen Geistes entwickelt. Selbstständig haben doch vornehmlich protestantische Gelehrte auf den Gang der hierdurch angeregten Bewegung eingewirkt. Unmöglich kann die Summe der Ideen, die sich diesseits befestigt hatten, ohne Einfluß auf die Art und Weise gewesen sein, wie dies geschehen ist.

Welches aber auch das Verhältnis sein mochte, in das die Theologie zu anderen Wissenschaften trat, eine wenigstens empfing durch dieselbe einen neuen, überaus förderlichen Antrieb, die Wissenschaft der Geschichte.

Wollte man sich den Fortschritt enzyklopädischer Geschichtskunde mit einem Blick vergegenwärtigen, so dürfte man nur das im Anfange des Jahrhunderts ungemein oft gedruckte Kompendium, den Fasciculus temporum von Rolewinck, mit dem vergleichen, welches um die Mitte desselben aufkam und sich lange in Geltung erhielt, dem Buche Sleidans von den vier Monarchien. Dort ist hauptsächlich von Päpsten, Märtyrern und Heiligen die Rede; hier beruht schon alles auf der erneuerten Bekanntschaft mit dem Inhalt so vieler seitdem wieder gedruckten Autoren. Sleidan kennt die Alten sehr gut; überall gibt er die Stellen an, aus denen ausführlichere Nachricht zu schöpfen ist; da er auch einen großen Teil der Chronisten des Mittelalters studiert hat, so erweitert er

auch da den Gesichtskreis nach allen Seiten; es mag wenige Kompendien geringen Umfangs von so gründlicher Arbeit geben.

Auch in anderen Beziehungen wirkte das Studium der alten Historiker ein. Man nahm sie sich bei Behandlung der Zeitgeschichte wenigstens in der Sprache zum Muster, recht glücklich unter anderen Ursinus Velius; einen unermeßlichen Eindruck machte auch in dieser Hinsicht der, soweit seine Forschungen reichten, zugleich urkundlich-gründliche Sleidan.

Mit alledem aber war doch der Weg zu einer wahren Geschichte besonders der Zeiten des Mittelalters noch nicht eröffnet. Der ganze Umkreis derselben war von absichtlicher Fiktion oder unwillkürlicher Dichtung verdunkelt und umzogen. Während sich in anderen wissenschaftlichen Zweigen die Kritik zur Anschauung des Echten erhob, hatte hier, seitdem der falsche Berosus erschienen war, der Wahn noch einmal um sich gegriffen. Wohl erhoben sich einzelne Stimmen dagegen; aber der Betrug war doch immer so geschickt angelegt, daß sich die Gelehrsamkeit jener Zeit noch täuschen ließ. Einmal aber auf den Irrweg geführt, ging man recht absichtlich darauf weiter. Die Provinzialchronisten, unter denen sich gleichwohl einige entschiedene Talente finden, namentlich für die Erzählung, die sich dann und wann zu herodoteischer Anmut entfaltet, machten sich fast ein Geschäft daraus, die Fabel nach allen Seiten hin auszuarbeiten.

Unter diesen Umständen brauchte man nichts so dringend, als eine durchgreifende Kritik auf irgendeiner Seite, welches dieselbe auch sein mochte. Die Tendenz des Protestantismus wirkte, daß sie zunächst im kirchlichen Gebiete hervortrat.

Flacius und dessen streng lutherische Freunde, Wiegand, Judex, Bas. Faber, vereinigten sich untereinander und mit einer Anzahl jüngerer Freunde zur Abfassung einer ausführlichen Kirchengeschichte. Sie hatten es dabei hauptsächlich auf eine Sammlung urkundlicher Materialien über den Fortgang der Lehre, der Zeremonien, der Kirchenregierung in den verschiedenen Jahrhunderten abgesehen, und schon diese Ausdehnung der Gesichtspunkte über den herkömmlichen Kreis der Kenntnisse muß als ein Verdienst betrachtet werden. Ein noch viel größeres war, daß sie Ernst damit machten, das Unechte zurückzuweisen und die große kirchliche Fiktion, die sich im Laufe der Zeit ausgebildet, zu durchbrechen. Gleich beim ersten Jahrhundert nahmen sie die Frage über die falschen areopagitischen Schriften vor, die Erasmus zwar angeregt, aber lange nicht zu Ende geführt hatte; — beim zweiten griffen sie mit gutem Recht einige Pseudepigraphen an, z. B. den Hirten des Hermas; schon da, noch mehr aber im dritten und vierten Jahrhundert stellten sich ihnen die falschen Dekretalen dar. Die Zenturiatoren sind die ersten, welche die Unechtheit derselben recht eingesehen und mit einleuchtenden, unwiderleglichen Beweisen dargetan haben. Gewiß

wurden sie hiebei von ihrem polemischen Eifer gegen das Papsttum angefeuert; aber indem sie die Nebelgestalten zerteilten, durch welche die hierarchische Macht ihren eigenen Ursprung verhüllt hatte, leisteten sie zugleich der allgemeinen historischen Wissenschaft einen großen Dienst. Ohne ein solches Verfahren war nirgends zu einer richtigen Anschauung geschichtlicher Entwickelung zu gelangen; sie machten wenigstens an einer Stelle ziemlich freie Bahn. Der fleißigen Sammlung stellte sich eindringende Kritik zur Seite, was eben die beiden Grundlagen aller Historie ausmacht. Nichts ist stärkender, als ein siegreicher Kampf gegen Irrtum und Wahn. Die Erkenntnis der Wahrheit an einem Punkte macht sich an anderen notwendig und ruft das Bestreben danach hervor. Nach und nach regte sich die Forschung in jedem Zweige.

Wir überschauen die Arbeit, in welcher der deutsche Geist begriffen war. In allen Gebieten reißt er sich von der Überlieferung los, welche sich im Laufe der Zeit in hohem Grade verfälscht und mit Aberglauben erfüllt hatte. Aber indem er zu echteren Quellen der Belehrung aufsteigt, bemerkt er doch, was auch diese zu wünschen übrig lassen. Er ist überall bemüht, die Kenntnis, welche die Alten besaßen, zu erweitern und zu ergänzen. Gegen die Systeme, die sich gebildet, ruft er den fragmentarischen Widerstand zu Hilfe, der sich unter ihnen selbst geregt hat, und schickt sich an, aus eigener Kraft zur Anschauung der Natur der Dinge hindurchzudringen. Die gewonnene religiöse

Überzeugung flößt ihm Vertrauen und Furchtlosigkeit ein; Forschung und Kritik werden ihm Natur. Wir nehmen nicht ein Bestreben wahr, das aus dem Schoße der Nationalität ohne fremde Einwirkung hervorgegangen wäre; der deutsche Geist sucht vielmehr den Boden der schon vor Zeiten gegründeten Wissenschaft nun auch seinerseits vollständig zu gewinnen und an der Arbeit der Jahrhunderte tätigen Anteil zu nehmen.

Wenn es eben daher rührt, daß Latein die ausschließende Sprache der Wissenschaft blieb, so ward doch auch die auf die Muttersprache angewiesene Bevölkerung von der Teilnahme an der Bewegung nicht ausgeschlossen.

Schon die theologischen Flugschriften, die Predigten, die immer schwerere Fragen in Anregung brachten, nahmen die Aufmerksamkeit der Ungelehrten in Anspruch.

Ein großer Teil der alten Literatur ward ihnen in deutschen Übersetzungen zugänglich gemacht; es ist bezeichnend, was man übersetzte, was man beiseite ließ. Man nahm z. B. die Aeneide, die Metamorphosen, nicht Horaz, noch Catull; es war hauptsächlich der Stoff, den man sich anzueignen suchte. Man beschäftigte sich viel mit Terenz, seines lehrreichen Inhalts wegen, der gleich auf dem Titel gerühmt ward, wenig mit Plautus; man übersetzte nicht die Reden Ciceros, sondern seine populären philosophischen Schriften. Am sorgfältigsten sind vielleicht die=

jenigen Werke bearbeitet, die zu unmittelbarem Gebrauch bestimmt waren. Vitruvius erscheint „als ein Schlüssel aller mathematischen und mechanischen Künste, die zur Architektur gehören, aus rechtem Grund und sattem Fundament, so daß jeder Kunstbegierige einen rechten Verstand fassen möge", einer der schönsten Drucke jener Zeit mit trefflichen Holzschnitten, unter denen auch das Bildnis Albrecht Dürers prangt.

Fehlte es auch nicht durchaus an freier Produktion, so ist es doch noch mehr Aneignung, Popularisierung schon vorhandener fremder Stoffe, was auch der deutschen Literatur jener Zeit ihren Charakter gibt.

So recht eigen ist dies das Element, in welchem sich die umfangreichen Werke des „sinn- und kunstreichen, wohlerfahrenen" Meisters Hans Sachs bewegen. Einen großen Teil der heiligen Bücher, Alten und Neuen Testaments, gibt er in Reimen wieder; daran schließen sich die Historien von den Märtyrern; dann folgen die weltlichen Geschichten, wo denn bei der alten Welt „der griechische Weise Herodotus", oder Justin oder Johann Herolt abwechselnd als die Gewährsmänner genannt werden, in der neueren die Chronisten, die „französisch Chronica", die „hochburgundisch Chronica"; weiter finden sich die Erzählungen der Volksbücher, wie vom hörnen Siegfried oder der schönen Magelone; die Sprüche der alten Philosophen und die Tierfabel fehlen nicht; zuweilen werden theologische Fragen aufgeworfen,

wo dann jeder Teil seine Zeugnisse aufführt, Propheten und Apostel gewissermaßen redend erscheinen.

Indem sich aber Hans Sachs fast überall früheren Autoren anschließt, weiß er sich doch ihrer Form zu erwehren. Sein Verfahren steht anderer Poesie beinahe entgegen. Während andere dem überlieferten Stoffe neue Gestalt zu geben suchen, führt er das Gestaltete auf den Stoff zurück. Er nimmt zuweilen alte Komödien herüber, aber gleichsam auszugsweise; ihm gewinnen hauptsächlich nur die Situationen, ihre Aufeinanderfolge und das daraus hervorgehende Ergebnis Teilnahme ab. Seine dramatischen Arbeiten sind höchst sonderbar; man könnte sagen, sie entbehren des Dialogs; wenigstens arbeitet sich derselbe aus der Erzählung nur eben erst hervor. Und selbst mit seiner Erzählung verhält es sich oft auf eine ähnliche Weise: er epitomiert die Volksbücher. Den großen Inhalt der Literatur, der ihm selbst zuhanden gekommen, rückt er in einen seinen Lesern entsprechenden Gesichtskreis. Nur da entwickelt er dichterische Gaben, wo er sich entweder in diesem Kreise schon bewegt, wie in den Schwänken, oder wo er das Anmutige, Heitere, Unschuldigsinnliche berührt. Die grüne Tiefe der Wälder, die Maienlust der Wiesen, Schönheit und Schmuck der Jungfrauen weiß er mit unnachahmlicher Anmut und Zartheit zu schildern. Überhaupt muß man ihm Zeit lassen und ihm nachgehen. Seine Anfänge pflegen prosaisch und uneben zu sein; weiterhin wird die Sprache fließender und

die Gedanken treten mit voller Deutlichkeit hervor; mit treuherziger Einfalt legt er besonders die Lehre aus. Es ist ihm nicht genug, in seinem Garten die schönsten und würzigsten Blumen gepflanzt zu haben; er will auch kräftige Wasser, heilsame Säfte daraus abziehen, zur Stärkung der geistig Schwachen. Religiöse Überzeugung und moralische Absicht sind aber in ihm ein und dasselbe. Mögen die Theologen über einzelne Punkte noch hadern; ihn berühren diese Streitigkeiten nicht; er hat eine sichere Weltanschauung gewonnen, die alles umfaßt, der sich alles, was in sein Bereich kommt, von selbst unterwirft. Er hat Gefühl für den Reiz der irdischen Dinge, und oft beschäftigt ihn die Vergänglichkeit derselben; man sieht wohl, daß dieser Gegensatz inneren Eindruck auf ihn hervorbringt; aber er hat dafür einen ewigen Trost ergriffen, an dem ihn nichts irremachen kann.

Diese Bildung, die doch auch von ihrem Standpunkt aus die Welt umfaßt, und diese Gesinnung flößen uns Hochachtung gegen den damaligen Stand der deutschen Handwerker ein, aus dem sie hervorgingen. An vielen Orten, wo von jeher die Poesie geblüht, fand man noch Meistersänger. Um Hans Sachs hatten sich deren, wie man sagt, über zweihundert in Nürnberg gesammelt, und noch oft hielten sie ihre Singschule zu St.-Katharina. Sie wiederholten gern die Sage ihrer Altvordern, wie ihre Gesellschaft einst bei ihrem Ursprung von allem Verdacht der Ketzerei frei-

gesprochen und von Kaiser und Papst bestätigt worden sei; wenn aber das Hauptsingen begann, welches immer schriftmäßig sein mußte, hatte der vorderste, der Merker, die lutherische Bibel vor sich und gab acht, ob das Lied, wie mit dem Inhalt des Textes, so auch mit den reinen Worten, deren sich Doktor Luther bedient hat, übereinstimmte.

Von den künstlerischen und poetischen Hervorbringungen dieser Zeit haben wohl diejenigen überhaupt den meisten Wert, welche die religiöse Gesinnung aussprechen. Das Kirchenlied, dessen Ursprung wir berührten, bildete sich von Jahr zu Jahr mannigfaltiger und eigentümlicher aus; es vereinigt die Einfalt der Wahrheit mit dem Schwung und der Tiefe des auffassenden Gemütes; es ist zugleich von dem Gefühle des Kampfes, dessen verschiedene Epochen sich darin ausgedrückt haben, und der Gewißheit des Sieges durchdrungen; es ist oft wie ein Kriegsgesang gegen den noch immer drohenden Feind. Und mit dem Liede ist zugleich die Melodie hervorgegangen, häufig ohne daß man sagen könnte, wie das geschehen ist. Nur geringe Anfänge enthalten die ersten Liederbücher von 1524; im Jahre 1545 erscheinen schon 98 Melodien, im Jahre 1573 — denn mit der Zeit wuchs auch die Gabe — 165. Biblische Texte hatten eine besondere Kraft, die Musiker anzuregen; zu dem Magnifikat finden sich vier verschiedene Weisen, alle gleich trefflich. Und hieran knüpfte sich die kunstgerechte Ausbildung des

Chorals. Das Unechte und Überladene, das sich der früheren Musik beigesellt hatte, ward ausgestoßen; man bemühte sich, nur die Grundtonart streng und harmonisch zu entfalten; die evangelische Gesinnung gewann im Reiche der Töne Ausdruck und Darstellung.

Gewiß schloß man sich auch hier an das Vorhandene an: es hat Kirchenlieder vor Luther gegeben; die neue Musik gründete sich auf die alten Gesänge der lateinischen Kirche; aber alles atmete doch einen neuen Geist. So beruhte seinerseits auch der gregorianische Gesang auf den Grundsätzen der antiken Kunstübung.

Eben darin liegt die Eigentümlichkeit der ganzen Bewegung, daß sie das Konventionelle, Abgestorbene oder doch nicht zu weiterem Leben zu Entwickelnde von sich stieß und dagegen die lebensfähigen Momente der überlieferten Kultur unter dem Anhauch eines frischen Geistes, der nach wirklicher Erkenntnis strebte, zu weiterer Entfaltung brachte.

Dadurch ward sie selbst ein wesentliches Glied des universalhistorischen Fortschrittes, der die Jahrhunderte und Nationen miteinander verbindet.

In keiner anderen Nation wäre dies so bedeutend gewesen, wie in der deutschen.

Die romanischen Völker beruhten doch noch, der Hauptsache nach, auf den Stämmen, von denen die Herrlichkeit des Altertums ausgegangen: in Italien sah man die alte Welt wohl als die eigene nationale Vorzeit an. Daß ein ursprünglich verschiedener Geist,

der germanische, an der Erneuerung der alten Kultur lebendigen Anteil nahm, nicht allein lernend, sich aneignend, sondern mitheroorbringend, und zwar im Reiche der positiven Wissenschaften, die von nun an unaufhörlich fortschritten, trug erst recht dazu bei, sie zu einem Gemeingut der Menschheit zu machen.

Wie dadurch eigentlich erst ausgeführt wurde, was Karl der Große bei seinen scholastischen Gründungen beabsichtigt hatte, so war auch dieser Standpunkt wieder nur eine Stufe.

Es bedurfte noch geraumer Zeit, ehe die erwachten Ideen sich durcharbeiten, bewähren konnten: — auf Kopernikus mußte erst Kepler folgen; die Einwirkungen der mitstrebenden Nation der europäischen Gemeinschaft mußten erst, wo sie fördernd waren, aufgenommen, wo aber das Gegenteil geschah, überwunden werden. Die Wissenschaften waren noch zu streng an den Gebrauch der lateinischen Sprache gebunden, als daß der Geist der Nationen neuerer Zeit sich mit voller Freiheit darin hätte bewegen können. Die Tiefe und Ursprünglichkeit der eigentümlich germanischen Anschauungen waren gleichsam zu stark zurückgedrängt. Es ist eine Zeit gekommen, wo der deutsche Geist das Altertum noch lebendiger begriffen hat, dem Geheimnis der Natur noch einen Schritt näher getreten und zugleich zu eigener und doch allgemein gültiger Darstellung gelangt ist.

Dazu gehörte aber freilich — denn auch der wissenschaftliche Fortschritt beruht auf dem langsam reifen-

den allgemeinen Leben — eine Entwickelung der politischen Verhältnisse, die es möglich machte.

Und für diese standen, trotz alledem, was bereits erreicht war, noch die schwersten Kämpfe bevor.

Soviel hatte Karl V. doch bewirkt, daß sich der protestantische Geist nicht der ganzen deutschen Nation und ihrer großen Institute bemächtigen konnte.

Bald nach ihm aber trat in der alten Kirche selbst eine Umwandlung in Leben und Verfassung ein, die ihr neue Energie verlieh; in kurzem warf sie sich dem noch immer vordringenden protestantischen Elemente mit ganz anderen Kräften entgegen als bisher. Auf das Zeitalter der Reformation folgte das der Gegenreformation.

Es gelang dem Papsttum zuerst, in den Ländern seines Ursprungs und seiner ältesten Herrschaft alle entgegengesetzten Regungen zu ersticken, alsdann auch in Deutschland vorzudringen und die Landschaften, die keine protestantischen Obrigkeiten hatten, sich wieder vollkommen anzueignen; der Widerstand, auf den es hiebei an einer oder der anderen Stelle doch stieß, gab ihm Anlaß, endlich nochmals zu den Waffen zu greifen; durch eine Verflechtung politischer und religiöser Verhältnisse, die es zu keiner Vereinigung unter den Protestanten kommen ließ, gewann es den Sieg; seine Heerscharen überfluteten die Länder, aus denen der Protestantismus hervorgegangen war; der Gedanke an eine allgemeine Herbeibringung konnte sich noch einmal regen.

Dahin freilich kam es nicht, daß er auch ausgeführt worden wäre; allein es mußte in einem wilden und verwildernden Kriege, der die gewonnene Kultur zum Teil wirklich zerstörte, dagegen gekämpft werden; und als man endlich den Religionsfrieden erneuern und auf die alten Grundlagen der Verfassung zurückkommen wollte, war die Selbständigkeit der Nation durch eine von beiden Seiten angerufene und alsdann nicht wieder so bald zu beseitigende Teilnahme auswärtiger Mächte gefährdet.

Wie viele Mühe und lange andauernden Kampf hat es gekostet, in Epochen voll wechselnden Glückes und neuer Gefahren den fremden Einfluß abzuwehren! Wir müssen sagen, erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war es einigermaßen geschehen.

Eher aber konnten die ursprünglichen Bestrebungen, welche das Zeitalter, das wir betrachtet haben, erfüllten, nicht in voller Freiheit und Kraft wieder aufgenommen werden. Sie zielten dahin, an den lebendigen Momenten der allgemeinen und nationalen Geschichte festhaltend, eine allseitige und unabhängige Entwickelung der Nation hervorzubringen; sie verknüpfen die Anfänge unserer Geschichte mit ihrer fernsten Zukunft.